This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

GUSTAV SCHRÖER

Der Schulze von Wolfenhagen

14.–16. Tausend

876
S381
S

OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
LEIPZIG

792 M

Guſtav Schröer

Der Schulze von Wolfenhagen

14. bis 16. Tauſend

Vierzehntes bis ſechzehntes
Tauſend

Gustav Schröer

Der Schulze von Wolfenhagen

Die Geschichte eines Dorfes

Verlag Quelle & Meyer in Leipzig

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1921 by Quelle & Meyer in Leipzig
Druck von Frankenstein & Wagner in Leipzig

Es ſchneit. Dabei liegt die Sonne über dem Lande. Was iſt es doch für ein Leuchten bis hinüber, wo die Himmelsglocke auf der Erde ſitzt. Wenn die Schneeflöckchen fliegen, dann ſind es richtige blitzende Sterne, nicht bloß, weil ſie wie Sterne ausſehn, ſondern weil ſie leuchten.

Aber kalt iſt es. So die richtige, klare Kälte, in der die Bäume krachen. Im Ofen kniſtern die Holzſcheite.

Gut, Konrad, ich will es denn verſuchen, mein Leben aufzuſchreiben. Gequält haſt du mich lange genug. Es iſt ja zwar nichts, das viel anders geweſen wäre als das, was andere Leute erleben können und erlebt haben. Mancher hätte an meiner Stelle gewiß vieles geſcheiter gemacht. Ich habe mir immer gebieten laſſen von dem, was ein Tag nach dem andern brachte, aber ich habe doch dabei mein Ziel nicht aus dem Auge verloren. Zweierlei wollte ich. Ich wollte ſelber vorwärts kommen und wollte einem herabgekommenen Dorfe wieder aufhelfen. —

Du haſt Onkel Franz nicht mehr gekannt. Er ſtarb, als du noch in den Windeln lagſt und war deiner Großmutter — alſo meiner Mutter — Bruder.

Der war eine Seele von einem Menſchen und hat meiner Mutter in ihrer langen Witwenſchaft treu zur Seite geſtanden, hat darauf geſehn, daß unſers Vaters Gut nicht rückwärts ging und hat für uns Kinder geſorgt, wie es der Vater auch nicht beſſer gekonnt hätte.

275909

Der war geſtorben, als ich acht Jahre zählte und deine Mutter drei. Mein Bruder Adolf war damals zehn Jahre.

Unſere Hofſtelle war nicht klein. Zweihundert Morgen unter dem Pfluge, aber es waren Hypotheken da.

Mutter hat was Feines in ihrem Weſen gehabt. Mehr Gutsfrau als Bauersfrau. Sie war eine Paſtorstochter. Du mußt aber nicht denken, daß ſie ſich etwa vor einer Arbeit geſcheut hätte. Nein, vor keiner, aber ſie war nicht jeder Arbeit gewachſen.

Keines von uns iſt über die Schulzeit hinaus auf Schulen geweſen. Onkel Franz ſagte zur Mutter: „Wo einer von deinen Jungen zugreift, braucht es keinen Knecht und hat außerdem mehr Geſchick.“ Er ſelber hatte ſtudiert und hatte auch Paſtor werden wollen, aber er konnte nicht reden. Das heißt, auf der Kanzel konnte er es nicht. Da iſt er dreimal ſtecken geblieben, und nach dem dritten Male hat er den Prieſterrock nicht wieder angezogen, ſondern hat reicher Leute Jungen da und dort reif gemacht für die Schulen. Dabei hat er den Stall und den Pflug und die Jagd kennen gelernt und hat gemerkt, daß er vielmehr Bauer als Paſtor oder Schulmeiſter war.

Da kam er denn, als Vater ſtarb, mehr als gerne zu uns und hat die Sache auch immer am richtigen Ende angepackt. Er war eine Seele von einem Menſchen.

Bloß einen Fehler hatte er. Er wollte alle Leute verheiraten. In der Verwandtſchaft und im Dorfe hat er ſicher an die dreißig Paare zuſammengebracht.

Es war, als ob es ihm der Wind zutrüge, wo eine gerne unter die Haube wollte. Zwei Tagereiſen machten dabei nichts aus.

Als ich aus der Schule kam, war ich ſchon einen Kopf länger als meine Mutter und hatte derbe Knochen. Ich ſtand gut und gerne für einen Knecht. Wenn ich dabei in meiner ganzen Art keiner geworden bin, dann habe ich das bloß der Mutter zu danken.

Mit zwanzig Jahren war ich ein richtiger Schlagtot, und Onkel Franz ſagte: „Junge, nun mußt du zu den Soldaten. Wenn du warteſt, bis du zur Geſtellung mußt, dann ſtecken ſie dich unter das Erſte Garderegiment zu Fuß. Kann dir paſſieren. Da bin ich gut für, aber das iſt nicht das richtige für einen zukünftigen Bauer. Du mußt einen Gaul zwiſchen die Knie kriegen. Alſo melde dich freiwillig zu den Küraſſieren. Wir wollen mal morgen zuſammen los gehn.“

Da bin ich denn drei Jahre Küraſſier geweſen, habe ſechsundſechzig mit in Böhmen gelegen und ſiebzig in Frankreich. Beidemale habe ich manches Stück Arbeit mit geliefert, das ich heute noch für gut und ohne Tadel halte.

Es iſt wahr, ich habe nie eine leichte Ader gehabt. Eher war ich zu ſchwerblütig. Das hätte ich gerne getan, daß ich auch daheim ſchon öfter ein Buch las, aber da war es Onkel Franz, der das nicht haben wollte. Er hatte einen Ärger auf die Bücher.

„Ein Bauer ſoll die Bibel kennen und den Hinkenden, im übrigen ſoll er die ſchwarze Kunſt den

Schwarzen laſſen und ſich an die grüne halten," ſagte er.

Er hatte übrigens nicht recht, und ſpäter iſt meiner Mutter Art doch bei mir durchgekommen.

Onkel Franz war, ſchon als ich noch bei den Küraſſieren diente, für mich auf der Brautſchau. —

Ich war wieder daheim, und wir ſaßen eines Abends um den Tiſch. „Hermann," ſagte er, „in Holzhauſen iſt heute Kirmes. Wir ſollten doch mal ſehn, ob man da noch den richtigen trockenen Schinken zu eſſen kriegt, und wenn du willſt, kannſt du ja auch einen Dreher riskieren. Bloß aufpaſſen mußt du, daß du die Decke nicht durchſtößt."

In Holzhauſen war ich das erſte Mal auf Brautſchau. Nachher noch zweimal, aber die Sache hatte kein Geſchick. Einmal war mir das Mädel zu fix bei der Hand, einmal war ſie zu blöde.

Onkel Franz ſagte, ich ſei eine Drehlade und werde es in meinem Leben zu nichts bringen.

Unſer Gut war ſachte zu einer Art Muſtergut geworden. Die Schulden gingen rückwärts.

Mein Bruder Adolf ging dazumal mit Alma Brenner, die hernach ja auch meine Schwägerin wurde. Deine Mutter hatte geheiratet, und für mich wurde es nachgerade auch Zeit, mich nach einem Flecke umzuſehn. Ich konnte mich nicht drein finden, einen Hof zu heiraten, an dem zufällig eine Frau hing.

Onkel Franz hatte ſeinen rechtſchaffenen Ärger.

„Auf der Buttermilch muß deine Frau geſchwommen kommen", ſagte er, „und dann weiß man immer noch nicht, ob du wirklich zugreifſt."

So war ich derweile achtundzwanzig Jahre geworden. Adolf hätte es gerne gesehn, wenn ich geblieben wäre, aber ich bin doch gegangen.

Das kam so: Wir saßen, als es schon von weitem nach Schnee roch, um den Tisch und redeten dies und das. Onkel Franz rauchte die lange Pfeife.

Da fing er neben dem Pfeifenrohre heraus an, von Wolfenhagen zu reden.

„Ich habe mir die Geschichte angesehn. Ein mühselig Land, aber schön. Mehr Steine als gute Erde und ein Dorf, ganz heruntergekommen. Sie haben dort das Saufen angefangen und sind nun so sachte darin Meister geworden."

„Wolfenhagen?" fiel ich ein, „liegt das nicht ..?"

„Ja, dort hinaus. Der größte Bauer ist der Reuter, und der will seinen Hof verpachten, habe ich mir sagen lassen."

„So."

Es war aber sonderbar: Wolfenhagen und der Reuterhof ließen mich nicht wieder los und Onkel Franz auch nicht.

Etliche Tage hat er immer wieder darauf angespielt. „Aus dem Pächter kann der Herr werden. — Es wäre schon der Mühe wert, sich die Sache einmal anzusehn."

So machte ich es denn kurz. „Ich will da mal hingehn."

Da war Onkel Franz lebendig. „Geld in die Tasche, Hand drauf, aber damit geklimpert. Sowas

iſt eine gute Rede. Gleich zugreifen, taxieren, zahlen, Vertrag auf zwölf Jahre. Fertig.“

Es war faſt mein ganzes Erbteil, das ich in der Taſche hatte, da ich mich auf den Weg machte.

*

Am 3. November hatte ich der Mutter Lebwohl geſagt, hatte unterwegs zweimal übernachtet, und als ich ſo ſachte an Wolfenhagen heranpirſchte, da fing ich an, die Leute über den Reuter auszuhorchen. Die Auskunft war verſchieden, je nach der Art der Leute, aber ſie lief auf dasſelbe hinaus, ob nun einer hellauf lachte: Der Reuter, der? oder ob einer mit der Sprache frei herausging.

Wie ich an der Wegkreuzung ſtand, da, wo man aus Arnau herauf kommt, und den Kirchturm von Wolfenhagen ſieht, ſagte ich einem alten Manne: „Hab Dank!“ mit dem ich eine gute Stunde zuſammen gelaufen war. Der ſchien mir den Kopf auf dem rechten Flecke zu haben und das Herz dazu und hatte mir geſagt: „Wer das Land hier nicht lieb haben lernt, der ſoll davon gehn, ſo ſchnell ihn ſeine Füße tragen. Wer es aber lieb hat, den läßt es nicht wieder los. Es geht ihm, wie es dem Vater mit den Kindern geht, die ihm am meiſten Not machen. Um jeden Halm muß der Bauer hier Sorge tragen. Hat er ihn aber durchgebracht, dann iſt er ihm mehr wie einem drunten ein ganzes Ackerfeld.“

Ich bin eine Weile ganz langſam gegangen und habe gedacht: Sollſt du das bißchen, das auf dich kommt, aufs Spiel ſetzen und deine Kräfte und deine

Jahre dazu, wo doch zehn gegen eins ſteht, daß du es allermindeſtens ſchwer, recht ſchwer kriegen wirſt oder warteſt du lieber noch ein paar Jahre, bis ſich drunten eine Gelegenheit findet?

Wie ich das ſo in mir bewegte, hob ich den Kopf, ſah den Kirchturm grade vor mir, viereckig, oben darauf eine richtige Zwiebel, dann ein paar Säulen und hernach wieder eine kleine Zwiebel, und da ging es mir durch den Sinn: Wo ſo ein Kirchturm, ſo ein zuverſichtlicher, ſchmucker Kirchturm, ſeine Schatten auf das Dorf wirft, da kann unmöglich lauter Unkraut wachſen.

Ich legte einen Schritt zu und ließ die Augen hinüber und herüber gehn. Hier ſchienen tüchtige Bauern zu wohnen, die grade Furchen ackerten, ſoviel das im Schnee zu ſehen war. Auch die Scheunen drunten ſahen zuverſichtlich aus, und ich dachte: Das mit dem Liebhaben ſcheint nicht gar ſo arg ſchwer zu ſein. Ich wüßte nicht, warum es ſich hier nicht ſollte leben laſſen.

Die Straße ging auf der Höhe hin. In den Ebereſchenbäumen lärmten die Ziemer. Der Wind ſtrich ſcharf über das Land, und eine hohe Lärche warf mir ein ganzes Bündel trockener Nadeln auf den Flauſchrock. Ich ging hernach noch durch Hörgen, das ja heute kaum größer iſt als dazumal. Die Straße lief ins Tal an der Berglehne hin. Straße iſt ein bißchen viel geſagt. Man konnte zur Not fahren. Rechts war das weite Tal des Wörlebaches, der Schnee knirſchte, und der Wald ſtand weiß und ſchwarz an den Lehnen. Ich blieb einen Augenblick

ſtehn, weil ich niemals ſo ein verhaltenes dumpfes Brauſen gehört hatte. Ganz tief und einmal ſtärker, einmal ſchwächer. Das war der Wind, der über die Berge ging. Im Tale aber war es heimelig wie in einer Kammer.

Dann vernahm ich ein ander Brauſen. Heller und ſtärker werdend, je näher ich darauf zukam.

Wie ich ſo dahin ſchlenderte, hatte ich richtig ganz und gar vergeſſen, weswegen ich eigentlich unterwegs war. Ich war von der Wegkreuzung an keinem Menſchen mehr begegnet. Ganz allein war ich zwiſchen den Wäldern. Die aber waren weit. Das hatte ich geſehn auf dem Wege von Arnau her. An den Hängen zur Rechten war der Beſtand ungleichmäßig. Mal ein Kahlſchlag, dann eine Schonung, hernach wieder Langholz. Dazwiſchen graue Felſen, auf denen der Schnee in breiteren oder ſchmäleren Streifen lag.

Ich kam an die Steinbrücke, die den Wörlebach überwölbt, ſtand eine Weile und ſah über die Mauer auf den Bach hinab. Es hatte hier alles ſo ein ganz ander Geſicht als daheim. Und wenn es das dürftige Wäſſerlein war, es hatte richtig was Eigenes. Kreuz und quer lief der Kerl, machte Bogen, hielt keine zwanzig Schritte die grade Richtung inne. Mir ſchien er einer zu ſein, der weiß was er will und ſeine Sache macht, wie es ihm paßt.

So ins Sinnieren war ich gekommen, daß ich erſchrak, als ein heller, ſcharfer Ton durch das enge Tal heraufkam. Hui, pfiff das und verlor ſich in ein lang anhaltendes tiefes Murren. Der Wind war

in eine Sackgaſſe gerannt, wollte heraus und mußte ſich, wenn er frei werden wollte, hinauf auf die Berge machen. Darüber war er wild geworden, weil er doch noch einen langen Weg vor ſich hatte und ſeine Kräfte brauchte. So keifte er denn hohl und hoch, und, als hätte er das mitgeriſſen, kam hinter ihm drein ein dumpfes, ſchweres Brauſen.

Da machte ich denn, daß ich weiter kam, ging an Felſen hin, die gut ſtubenhoch rechts an die Straße ſtießen, und ſah, ſo nach zehn Minuten, daß ſich das enge Seitental hinein ins große Flußtal warf. Es wurde breiter und breiter und war zuletzt ſo, wie wenn einer mit offenen Armen auf den andern zugeht.

Da alſo war das Flußtal, und da war der Fluß. Wie breit? Ja, Konrad, du kennſt ihn ja. Ich habe einen guten Schwung, aber ich komme mit einem Steinwurfe knapp in die Mitte.

Rechts ein ſteiler Hang, der grau und zerriſſen ſich vorwarf und ausbog. Heute ſteht da überall Schwarzholz. Zur Linken wieder ein Hang, allmählich anſteigend, lauter grüner Nadelwald. Gegenüber eine Mühle, ein bißchen verwahrloſt, wie mir ſchien, drüber ein Hang, auf dem richtig der Himmel ruhte, und drüben über dem Fluße nach rechts hinaus der Hang immer höher, immer höher. Am Wörlebache, einen Steinwurf vor der Mündung, ſtand auch eine Mühle mit etlichen Nebengebäuden, ſchmuck und ehrlich ausſehend. Das oberſchlächtige Rad drehte ſich, und das Waſſer platſchte drüber hin.

Oberhalb der Mühle ging ein hoher Wehrkamm

ſchräg über den Fluß. Über den ſtürzte das Waſſer, brauſte und war ſo laut, daß man vor lauter Lärmen, wie mir ſchien, einander in die Ohren ſchreien mußte, ſollte einer den andern verſtehn.

Ich hatte gewiß bis dahin ſchon allerlei Wehre geſehn, aber in einer ſo ernſten, tiefen Einſamkeit noch keines. Das ganze Land und Hang und Tal und Wald und Wieſe ſchlief, und ein unbändiges Leben ging doch Tag und Nacht über den Steinriffel hinab. Unter dem Damme aber, quer über den Fluß, ein mächtiger, ſchäumender Wellenſchlag, aus dem es dampfend in den Wintermorgen herauf ſtieg. Dazu die Gewalt der mächtigen Wände, der ernſte, dunkle Wald, die Stille. Da ging es mir zum erſten Male über das Herz: Das hier iſt ein eigen Land, und der Alte drunten mag recht haben. Wer es nicht lieb haben kann, der ſoll davon gehn, ſo raſch ihn ſeine Füße tragen; denn ſonſt erſchlägt es ihn mit ſeiner Wucht. Wer es aber lieb haben kann? Soweit habe ich gar nicht gedacht. Ich war richtig lahm, ſo ſchön war das alles und lag doch wie eine Laſt auf mir.

Wieder ſtand ich eine ganze Weile und vergaß, daß ich nach Wolfenhagen wollte, und daß der alte Reuter ein Saufaus war, und ich doch gar nicht wußte, wie ſich das nun alles einrenken, erſt recht aber nicht, wie es auslaufen würde. Der Froſt war in den Bergen ſchon ſtark an der Arbeit geweſen. Als ich vor drei Tagen aus Ortfeld gegangen war, da hatte es angefangen zu ſchneien, aber es war keine Kraft dahinter geweſen. Der Schnee torkelte ſachte

herab, und die Flocken balgten ſich mit Regentropfen herum, und unten auf der Erde floß dann alles ineinander und gab einen Brei, der zähe und kalt war. Möglich, daß derweile der Winter auch dort die Oberhand gekriegt hatte. Hier war er gleich von vornherein mit dem richtigen Muck aufgetreten, hatte geſagt: Da bin ich, und hatte ſich von Sonne und Regen nicht dreinreden laſſen.

Der Fluß war über dem Wehre, wo das Waſſer ſtill ſteht, glatt und gleichmäßig gefroren. Höchſtens daß da und dort ein Schneehäuflein ſich feſtgelegt hatte, wo eine kleine Welle hatte ans Tageslicht gucken wollen, aber doch nicht ſtark genug geweſen war, die Tür ganz aufzuſtoßen. Unter dem Wehre das tolle Durcheinander von Wellen, die herab geſprungen kamen, ſich überſchlugen, wieder hinauf rennen wollten, ſo daß es zuletzt eine richtige Katzbalgerei war. Dann ſchoß das Waſſer raſch dahin, und das Eis legte ſich vorerſt nur an die Felſen feſt, ſo wie man baut, wenn man eine Brücke ſchlagen will. Überall wo ſo ein grauer, klobiger Block ſeinen hochmütigen, dicken Schädel aus dem Waſſer herausſteckte, begann das Eis zu wachſen, aber von einer Eisbrücke hinüber war gar keine Rede.

Eine ganze Zeit habe ich geſtanden und habe überlegt: Wie machſt du das nun? Dann bin ich das kurze Ende am Waſſer hinauf gelaufen bis über den Wehrdamm, noch ſo ſechzig Schritt weiter, weil ich dem Eiſe zunächſt dem Wehre, unter dem das Waſſer herausbrodelte, nicht traute und habe dann

mit dem Stiefelabſatze auf das Eis losgeſchlagen, um zu ſehen, ob es mich tragen würde. Und ſiehe, da brach das Eis; denn es war nicht ſtärker als einen reichlichen halben Zoll. Ich denke, ſo geht das nicht. Das kannſt du nicht probieren bei deinen 175 Pfund. Weil ich wiſſen wollte, wie tief das Waſſer wäre, ſtakte ich mit meinem Stocke nach dem Grunde, aber der Stock reichte nicht, und erſt mit einem Erlenaſte, der hinter mir lag und gut ſtubenhoch war, kam ich auf die Steine.

Hermann, ſagte ich mir, da erſäufſt du und brauchſt nicht nach Wolfenhagen hinauf. Da bleib davon.

Wie ich wieder zurückgehe und denke, du ſprichſt in der Mühle vor, kommt drüben ein Mann aus dem Hauſe, der mir noch einen Kopf länger zu ſein ſchien als ich ſelber. War das ein Fetzen von Menſch! Der ſchlenkerte die Beine, richtig faul, wie wenn ſie nicht zu ihm gehörten, und kam näher an das Waſſer. Ich legte die hohlen Hände an den Mund und ſchrie: Ich will nach Wolfenhagen! — Jo, rief der herüber, aber er legte die Hände nicht an den Mund. Er legte ſie über die Augen, weil er gegen das Licht ſehen mußte, und wie er fertig war mit Gucken, drehte er um und wollte wieder ins Haus.

„Nach Wolfenhagen!“ ſchrie ich wieder.

Der Mann drüben lüpfte ſeine graue Müllerkappe und drehte ſich nicht einmal mehr um. Das ging mir gegen den Strich, und wenn ſowas iſt, dann kann ich meine Gefühle nicht gut im Halſe halten. Ich

habe aber eine ganze Weile doch bloß inwendig in mir geſchimpft.

Nun ging ich denn an die Mühle hinter mir, und als ich eben die Haustür aufklinken wollte, kam eine freundliche alte Frau heraus und ſagte: „Wu will enn dar Mann hien?“ — „Nach Wolfenhagen.“ — Ich habe bloß die gute Hälfte von dem verſtanden, was die Frau ſagte, aber ſoviel kriegte ich heraus, daß ich an den Fluß gehn und hinüber rufen müſſe: Hol' über!

So habe ich es denn auch gemacht. Immer: Hol' über, hol' über! Der Berg drüben nahm meine Rufe und warf ſie mir alle über das Waſſer herüber wieder ins Geſicht, und als ich, weil ich nun doch mal meine Gefühle nicht ganz im Halſe halten konnte, ſchrie: Rindvieh! da flog mir auch das wieder um die Ohren. Denke ich: Das haſt du recht gemacht. Immer bei der Wahrheit bleiben. Warum gehſt du nach Wolfenhagen.

Zuletzt wurde mir die Geſchichte zu dumm. Der Müller drüben rührte ſich nicht, und ich dachte: Kehrſt du eben wieder um.

Da kam, denſelben Weg, den ich gekommen war, einer in ſchweren Stiefeln und mit feſtem Schritte daher und pfiff, daß es nur ſo ſchallte. Immer: Und die Juſte, die bewußte, mir ein Butterbrot geſchmiert. Was wir in Frankreich dazumal ſo oft geſungen.

Ich denke, der muß gut bei Laune ſein, aber wenn er auch nach Wolfenhagen will, dann will ich meine Kommißſtiefeln mit ein Paar Lackſchuhen, die grade

so lang sind wie meine ausgestreckte Hand, vertauschen und will drin 'n Walzer tanzen, wenn er nicht in einer halben Stunde grade so flucht wie ich, bloß nicht nur inwendig, sondern auch nach außen. Und weiter denke ich: Das kann bloß ein junger Springinsfeld sein; denn was ein richtiger Mann ist, der pfeift nicht, wo einem Eiszacken in den Schnurrbart frieren.

Und siehe da, als er meiner ansichtig wurde, will sagen, als ich ihn sah, war es ein ganz anderer, als ich gedacht, war ein Briefträger und in den Haaren grau wie ein Müllereſel.

Der lachte, als er mich stehen sah und sagte: „Der alte Klotz kommt wohl nicht?“

„Nein,“ sagte ich, „und Klotz is'n ganz richtiger Name.“

„Ist er auch, er heißt nämlich Klotz.“

Und ich: „Ich habe vorhin Rindvieh gesagt.“

Da lachte der Mann lauthals, stützte den Stock vor sich in den Schnee, legte beide Hände darauf, sah mich unter den Augenbrauen, die wie richtige gefranste Dächer waren, pfiffig an und sagte: „Das kann man ihm nun nicht verdenken. Der Mann weiß, daß ich komme, und mich holt er. Wenn nun da ungefähr um die Zeit, zu der ich ihn brauche, ein anderer hinüber will, dann muß der warten; denn zweimal fahren, jedesmal für einen Silbersechser, das stimmt schlechter zusammen wie einmal für zwei Silbersechser.“

„So, jetzt kann er meinetwegen auch Klotz heißen.“

Siehſt du, Konrad, ſo hat man ſich früher bekannt gemacht. Ich habe den Briefträger angeſehn, der kreuzvergnügt vor mir ſtand, obgleich er eine richtige Traglaſt Pakete auf dem Rücken und eine ebenſolche auf der Bruſt baumeln hatte, und wußte, das iſt ein Menſch, der mit dem Leben fertig wird, gleich, ob es ſo oder ſo kommt, und er hat mich angeguckt und hat, wie er mir hernach geſtand, ungefähr ebenſo gedacht. So ſind wir miteinander bekannt geworden, ſind hernach länger als zwanzig Jahre gute Freunde geweſen, und es hat nichts ausgemacht, daß ich nicht gleich in der erſten Viertelſtunde wußte, daß er Hagedorn hieß, und er nicht wußte, daß ich der Hermann Breiter aus Ortfeld war.

Der Briefträger alſo trat an das Waſſer heran, legte die hohlen Hände an den Mund, grade wie ich es getan hatte, und war kaum mit ſeinem: Hol' über! fertig, da kam der Müller drüben ſchon heran geſchlenkert, ging am Mühlgraben hinauf, zog ein Floß unter dem Erlengebüſch hervor, kletterte drauf und ſtakte quer über den Fluß herüber. Wir gingen derweile ein Ende waſſerabwärts, weil das Floß talwärts getrieben wurde, und ich ſah, daß da ſo eine Art Fahrweg gradezu in den Fluß hinein führte. Das war die Furt, und ich bin hernach oft genug da durch das Waſſer gefahren.

„Tag, Klotz," grüßte der Poſtbote, „haſt den Fremden lange warten laſſen."

„Jo," der Müller, mehr nicht.

Wir kletterten zu ihm, und der Mann, der richtig ein Rieſe war, hatte allerlei Not, das Floß durch

das Waſſer, das uns mit fortnehmen wollte, zu bringen. Geredet hat keines. Ob ich auch gerne dies und das gewußt hätte, ſo, ob denn hier keine Brücke in der Nähe ſei und ob viele kämen und ſich überholen ließen, und wie ſie das machten, wenn großes Waſſer wäre, ſo behielt ich doch alle Fragen im Halſe.

Siehe, Konrad, das macht das Land, daß man ſtille wird.

Wir zahlten jeder unſern Silberſechſer. Von Dank hat der Müller nicht geredet. Wozu auch? Er hatte ſich das redlich verdient. Ich habe nachher dem Manne noch geholfen, das Floß gegen das Waſſer ziehn, und das war ein tüchtig Stück Arbeit, und das Eis in den Gräſern am Rande und auf den Steinen, das klirrte wie Glas. Wie wir das Floß in den Mühlgraben zogen, da wiſchte ich mir die erſten Schweißtropfen vom Geſichte. Eine halbe Stunde drauf habe ich nicht mehr gewiſcht. Wozu auch? Was ich abwiſchte, das machte bloß immer neuen Tropfen Platz.

Heute kannſt du dir das nicht mehr vorſtellen, wie das Anno 72 ausſah. Jetzt haben wir die ſchöne Straße, und wer heute an dem Steinrüffel vorübergeht, den die Leute den „alten Weg“ nennen, der denkt bei ſich: Die ſind doch dümmer geweſen, als man einem Menſchen zubilligen darf, daß ſie ſo einen Weg gefahren ſind. — Läßt ſich heute alles leicht ſagen, aber dazumal Wolfenhagen!

*

Als der Hagedorn anfing zu ſteigen, ſagte ich: „Da geht das lang?“

„Nein,“ er drauf „lang nicht, aber hoch.“

Ich guckte ihn von oben bis unten an, den lachenden Menſchen, der Sehnen wie die Dreierſtricke hatte, zeigte auf die Pakete und ſagte: „Das kann man keinem Chriſtenmenſchen zumuten. Sowas würde man bei uns daheim einfach einem Eſel aufladen.“

„Das tut man ja hier auch,“ ſprach Hagedorn, ſetzte den Stock mit der ſpitzen Zwinge feſt in den Stein, machte lange Schritte und krumme Knie und fing an, den Berg hinan zu ſteigen, duldete es auch nicht, als ich ihm die halbe Traglaſt abnehmen wollte.

Er machte den Weg nun das zwölfte Jahr. Ich hatte Not, gleichen Schritt mit ihm zu halten. Stellenweiſe ging der erbärmliche Weg am Hange hin, und dann war er buckelig, wie wenn ein ſcharfer Pflug ſeine Furchen in den Stein geriſſen hätte, und wieder an andern Stellen war er ein Hohlweg, und da war er grade ſo.

Ich komme da immer leicht ins Sinnieren. Damals wußte ich das ja noch nicht, was ich heute weiß. Das gottesläſterliche Stück Weg iſt ein Teil der alten Nürnberger Straße. Die haben die Nürnberger Kaufleute durch das Land bauen laſſen und haben darauf ihre Frachtgüter nach Leipzig hinüber geführt. Ich habe mir ſagen laſſen, ſie wären kluge Straßenbauer geweſen, aber das Ende, das ich da geſehen habe, das läßt mich nun nicht grade Achtung

vor ihnen haben. Wenn ich ſtand und grade vor mich hin guckte, dann wußte ich: Mit zehn guten Schritten biſt du um ſoviel geſtiegen, wie du lang biſt. Als wir ſpäter die neue Straße bauten, ſagte mir einer von denen, die da immer durch die Meſſingröhren gucken, die Nürnberger Straße habe eine Steigung von 1 : 5 gehabt. Die Wagengeleiſe waren gut ihre ſechs bis acht Zoll tief eingegraben, und in der Mitte ſtand ein hoher Rüffel. Umſchmeißen hätte auch der beſoffenſte Wolfenhagener bei dem beſten Willen nicht gekonnt.

Und auf ſolchen Straßen haben die Nürnberger ihre Frachtwagen hinläſtern müſſen. Ich meine in meinem dummen Verſtande, unter zehn Paar guten Pferden iſt die Sache nicht zu machen geweſen. Mir ſoll ja niemand von der guten alten Zeit reden!

Dann ſind rundherum auf unſern Fluren da und dort Flecke, die Nürnberger Gerichte heißen. Da habe ich mir ſagen laſſen, daß die Nürnberger gerne dem Seiler was zu verdienen gegeben haben. Weil ſie aber auf anderer Herren Land das nicht durften, und zumal bei uns jeder dahinter her geweſen ſein ſoll, daß er bei dem Hängen nicht zu kurz kam, will ſagen, daß jeder Herr ſeine Spitzbuben ſelber hängen laſſen wollte, dieweil das Aufhängen dazumal ein Vergnügen war, etwa wie heute das Vogelſchießen, da mußten die Nürnberger da und dort, wo ihre Straßen gingen, immer dann und wann ein Stück Land kaufen. Das war denn hernach grade ſo groß, daß ein Galgen darauf ſtehen konnte, und daß, wenn der Wind den Gehängten herunter warf, weil der

Strick vermorſcht war, ſeine Knochen im Lande blieben.

Auf dem einen der Plätze, die ich kenne, ſteht heute ein ſtarker Schwarzdorn, auf dem andern ſteht eine krumme Kiefer. Von der weiß man zu erzählen, daß die Nürnberger dort einen gehängt, der geſagt, er ſei unſchuldig. Zum Zeichen, daß er es ſei, werde ſich der Baum nach der Seite neigen, nach der ſie ihn hängten. Na, das iſt ja denn auch der Fall, daß der Baum ganz ſchief geworden iſt, und ſeine Äſte faſt auf der Erde liegen. Geht mir mit den Nürnbergern, von denen das Sprichwort ſagt: Die Nürnberger henken keinen, ſie haben ihn denn. — Wenn ſie hernach einen haben und hängen, dann iſt das der falſche.

Das alles aber habe ich dazumal nicht gedacht. Da habe ich meine Not mit dem Wege gehabt. Erſt mit dem Wege und hernach mit dem Lande, und erſt war es eine heilloſe Not und dann eine liebe.

Das letzte Wegende war wieder ein Hohlweg, und als wir den hinter uns hatten, da kriegte uns der Wind zu faſſen. Da war es denn hernach mit dem Schwitzen bald vorbei, aber Lungenentzündungen waren damals noch nicht mode.

Nun blieb Hagedorn ſtehn, hob ſeinen Stock und begann, wie ein Schulmeiſter auf der Landkarte, zu zeigen. Alle die Dörfer zählte er mir her und ſiehe, da waren es achtzehn, und die Schlöſſer nannte er, und ſiehe, da war eines grade tauſend Jahre alt, runde, glatte tauſend Jahre, und die Gründe nannte er und die Bäche, und jeder Waldzipfel hatte ſeinen

Namen, und waren da ſchnurrige Namen darunter. Ich aber ließ meine Augen in die Ferne gehn und dachte: Sowas haſt du in deinem Leben noch nicht geſehn. Achtzehn Dörfer von einem Flecke aus und zwei Schlöſſer und ſoviele Wälder, und über ſoviele Täler haſt du noch niemals weg geſehn. Und das ganze Land war weiß und rein und wunderſchön, und der Wind ging darüber mit heller Stimme, und das war ſo, wie wenn ſie in der Kirche vom Chore her das Halleluja ſingen. Man ſieht die nicht, die es ſingen, es kommt von oben her, aber es iſt da und liegt über dem Kirchenſchiffe wie die Sonne über dem Lande oder wie der weiße, lichte Schnee oder wie die Freude über einem Kindergeſichte.

Und ſiehe, als es ſo war, da mußte ich das Land lieb haben und mußte mich ganz klein fühlen, wiewohl ich der Hermann Breiter war, der bei den Küraſſieren gedient hatte und zweimal mit im Kriege geweſen war.

Wie ich hernach mit der Ferne fertig war, da ließ ich meine Augen auf der Nähe ruhen. Und ſiehe, da war nichts, das mir gefallen hätte, denn da war ein langer, langer grauer Rücken, und als ich meine Augen länger darauf ruhen ließ, da erkannte ich, daß es lauter graue Feldſteine waren, eine Million ſo groß wie ein Kinderkopf und zwei Millionen ſo groß wie meine Fauſt. Der Rücken war lang, lang, und über dem zweiten Felde war wieder einer und über dem ſechſten und dem zehnten, und ſo war es vor mir und hinter mir, und ich fragte den Briefträger: „Wo kommen die vielen Steine her?“

„Die ſind von den Feldern.“

„Und wer hat die dahin geworfen?“

„Das tun die Leute, und ihre Väter haben das grade ſo gemacht und deren Großväter ſchon und deren Väter und immer ſo fort.“

„Was wächſt denn dann hier, wenn da lauter Steine ſind?“

„Es wächſt alles. Weizen und Korn und Gerſte und Hafer und Klee, aber es macht viel Arbeit.“

Siehe, da habe ich verſtehen gelernt, wie der Alte ſagte: Es iſt einem dort oben der Weizen*halm* ſo lieb, wie drunten einem ſein Weizen*acker*.

Als wir weiter gingen, da ſagte ich: „Briefträger, ſind da viele ſolche Hohlwege?“

„Ja, viele, und der, durch den wir gekommen ſind, iſt nicht der tiefſte.“

Indem waren wir ſo ſachte an das Dorf herangekommen, und wir hörten dreſchen. Eins, zwei, drei, vier. Dann wieder: Eins, zwei, drei.

„Jetzt ſäuft der Wolfert einmal dazwiſchen hinein,“ ſagte der Briefträger und hatte böſe Augen.

Dann ging es wieder: Eins, zwei, drei, vier.

Der Poſtbote wünſchte mir gute Verrichtung und bog rechts ab. Ich hatte ihn unterwegs mit keinem Worte nach dem Reuter oder nach Wolfenhagen gefragt, hatte das ganz und gar vergeſſen gehabt und dachte: Du gehſt vorerſt einmal ins Wirtshaus. Das andere wirſt du dann ſehn.

*

Wolfenhagen hat vor vielen andern Dörfern das voraus, daß es ein hübſches Dorf ſein kann. Das ſah ich ſchon damals, als ich den Feldweg zwiſchen Heiners und Döring's Scheune hereinkam. Da war es, als wenn man in einem Buche ein ſchönes Bild aufſchlägt. In der Mitte drei runde Teiche, auf denen kleine Kinder übereinander kollerten. Links drei oder vier hohe Linden. Zwiſchen den kahlen Äſten hindurch ſah ich die graue Kirche, die mit Schiefer beſchlagen war, und daneben ſtand ein niedriges Haus. Ich dachte: Wenn das nicht die Schule iſt, dann willſt du nicht der Hermann Breiter aus Ortfeld ſein. Die iſt doch für gewöhnlich das kleinſte Haus im Dorfe. Sie war das natürlich auch, und an dem Giebel fehlte der Putz von unten bis oben. Rund um die Teiche ſtanden die Häuſer, ſo daß in der Mitte ein ganz großer freier Platz bleibt.

Siehe, ſowas iſt ſchön. Da iſt hernach Platz genug für das Kinderfeſt und für den Kriegerverein. Auch der große Ziehbrunnen gefiel mir, aber der hatte das in ſich. Das iſt dem Buchſtaben nach zu nehmen. Der Kerl hat mir hernach viel Not gemacht. Ich habe ihn zu allen Teufeln gewünſcht und bin doch lange nicht Herr über ihn geworden.

Damals gefiel er mir. Ein Mauerwerk rund herum, knapp halbmanns hoch. Davor ein dickes Baumſtammende eingerammt und oben drin eine Zwinge. In der ging der lange Arm auf und ab. Der Arm hatte ein kurzes, dickes Ende und an das war ein Stein gebunden, und ein langes, dünnes und daran hing an einer Kette der Eimer.

Das ſieht hübſch aus, nimmt ſich auch ganz gut aus, wenn ſo einer mit dem Photographenkaſten anrückt. Wenn aber einer von dem Waſſer trinken ſoll, in das der Wind heute den Straßenſtaub treibt und in dem, wie das zweimal vorgekommen iſt, einer junge Katzen erſäuft, dann kann mir die Schönheit geſtohlen bleiben. Das ſage ich.

Die Häuſer kehrten ſo ziemlich alle ihre Giebel der Straße zu, und das ſah wieder hübſch aus; denn die Giebel hatten ein ſchönes Balkenwerk. Das nun braun geſtrichen und die Felder dazwiſchen weiß gekalkt; ſowas gehört aufs Dorf. In etlichen Höfen ſtanden hohe Nußbäume.

Wie geſagt, das hätte alles ſchön ſein können, war es aber nicht. Etliche Häuſer fielen mir auf. Die waren ſo, wie ſich das gehört. Die anderen waren wie räudige Schafe, und die muß man nicht unter der Herde leiden. Kommt eins vor oder zwei, dann iſt das auszuhalten. Iſt aber die ganze Herde räudig, dann muß man den Schäfer davon jagen.

Das ganze Dorf verwahrloſt. Der Putz abgeblättert, die Fachwerke ausgefallen oder am Ausfallen, die Straße ſo, daß Loch an Loch war, und ich denken mußte: Gnade Gott dem Reuter, wenn er auf der Straße heimtorkeln muß. Die Zäune hingen nach außen oder innen, je nachdem, und allen fehlte ein gut Teil Latten, ſo wie alten Leuten die Zähne ausfallen.

Ich bin eine ganze Zeit neben Dörings Scheune ſtehen geblieben und habe gedacht: Es iſt eine Sünde, ein Dorf, das ſo ſchön ſein kann, ſo her-

unterkommen zu laſſen. Und weiter dachte ich: Das mag nun ſein, wie's will: Wenn da Ordnung hineinkommt, dann wüßte ich nicht, warum es Wolfenhagen nicht mit jedem anderen Platze im lieben Vaterlande aufnehmen ſollte. Und immer mußte ich nach dem Kirchturm ſehen, der in der Nähe mächtig dick war und Gutes verhieß. Und nach der Schule mußte ich ſehen und mußte an meinen alten Lehrer Friedhold Lindner denken, der uns ſagte: Kinder, wenn ihr bloß keine Schubjacks werdet, dann iſt das gut. Auf ein halbes Dutzend Sprüche kommt das dabei gar nicht an.

So habe ich gedacht und habe meine Augen auf die Häuſer geworfen, bin vorwärts gelaufen und habe das Wirtshaus geſucht. Das Wirtshaus ſage ich; denn in einem ſo kleinen Dorfe ſucht kein Chriſtenmenſch mehr als eins. Da war ich aber auf dem Holzwege, will ſagen, ich ſtand auf der erbärmlichen Straße und dachte: Da iſt links ein Wirtshaus und rechts eins, und hinter mir ſteht über der Tür, daß da Flaſchenbier verkauft wird. Wohin gehſt du nun?

Ich bin immer dafür geweſen, nicht zu viel voraus zu denken, ſondern die Sache zu nehmen, wie ſie hernach kommt. Gehe ich alſo in das Wirtshaus hinein, das „Zum Bären" hieß.

Heute heißt's: „Zur Linde", und ſowas gehört wieder auf das Dorf, wiewohl an dem Bären auch bloß das auszuſetzen iſt, daß er die Leute auffrißt und ein Wirtshaus, das „zur Linde" genannt wird, deswegen noch lange kein Honigtopf im Dorfe iſt.

„Der Bär“ hatte einen breiten, ſteingepflaſterten Hausflur, über den ſich ein Kreuzgewölbe ſpannte. Das Pflaſter aber war ruppig. Rechter Hand hing eine ſchwarze Tafel, auf der mit Kreide geſchrieben ſtand: Heute nachmittag um 2 werden an Ort und Stelle, Haus Nr. 7, zwangsweiſe verſteigert: Zwei Zugkühe, ein Stier, zwei Gänſe, fünf Hühner, drei Sack Kartoffeln, eine Partie ungedroſchenes Getreide, verſchiedene Kleidungsſtücke, eine Wanduhr.

Das war denn ſo ziemlich ein ganzer Hausrat mit dem, was ein Bauer braucht, wenn er wirtſchaften will. Vor der Tafel ſtiegen eine ganze Menge Fragen in mir auf. Iſt der Mann geſtorben und hat die Frau rückwärts gewirtſchaftet? Oder ſind da elternloſe Kinder, die nachher mindeſtbietend an die Leute verſteigert werden? Und derlei. Das muß ich ſagen, daß ich in unſerem ordentlichen Ortfeld ſo eine Ankündigung nie geſehen, viel weniger eine Verſteigerung mitgemacht hatte. Auf das nächſte, das in dieſem Falle das Wahre war, kam ich nicht. Nämlich daß der Mann ſein Hab und Gut und das Erbe ſeiner Kinder durch den Hals gejagt haben könne. Daran dachte ich nicht, weil mir das ſo unmöglich ſchien, wie etwa den Fluß zu zwingen, wider die Natur bergan zu fließen.

Zur Linken gingen zwei ausgetretene Steinſtufen zur Tür hinauf. Aus der kam ein Bauer, hatte den Buffert, womit ich die Schnapsflaſche meine, in der Hand, ſtand auf der unteren Stufe, ſetzte die Flaſche an und ließ es gluckern, wie wenn einer Waſſer trinkt. Ich hatte ſo etwas von Liederlichkeit bisher

nie geſehn. Die Leinwandhoſen, die er an hatte, waren ſchwarzgrau wie die Steinſtufen. Das linke Hoſenbein ſteckte im Stiefelſchaft, das rechte ſchlappte auf den Stiefel herab. Eine blaue Walkjacke war an den Ellenbogen zerriſſen und an den Handgelenken ausgefranſt. Die Pelzmütze war ſpeckig wie ein Zigeunerpelz. War das nun ein Wolfenhagener Bauer oder war es ein Hergelaufener? Es war ein Wolfenhagener Bauer.

Er kümmerte ſich nicht um mich, ſchob ſeinen Buffert in die Hoſentaſche und ſtolperte über das Pflaſter zum Tore hinaus.

Ich ging in die Wirtsſtube.

Wenn man zweimal im Kriege geweſen iſt und allerlei Leute geſehn hat, die auch keine Engel ſind, dann nimmt man ſchon etwas mit, aber, Konrad, lieber ein Schlachtfeld, über das der Sturm gegangen iſt und auf dem die Plempen gemäht haben, als eine Wirtsſtube voll betrunkener Männer. Auf dem Schlachtfelde weiß man doch wenigſtens, hier hat eine blutige Notwendigkeit das Elend auf den Sturzacker geworfen, aber in ſo einer Wirtsſtube, da ſteht man und greift ſich an den Kopf. Haben denn die Menſchen ihre fünf Sinne beieinander?

Vier kahle, gekalkte Wände und drei lange, rohe Tiſche, die ſie Tafeln nannten. Rechter Hand ein eiſerner Ofen, der auf hohen Füßen ſtand. Unter dem Ofen lag der Wirt. Der war ein wüſter Kerl mit ſtarken Knochen. Da lag der, — ich weiß nicht, ob man ſowas Menſch nennen muß, — ſchlief und hatte einen mächtigen Hund im Arme, einen Boxer, dem

die Zähne über die Lippen ſtanden, und der knurrte, weil er einen in ſauberem Gewande ſah. Der Mann hatte ein aufgedunſenes Geſicht, und ſeine Haare waren wüſt. Aus dem Munde lief ihm der Speichel, und er ſchnarchte.

Ich habe keinen Schritt vorwärts tun können und konnte die Augen nicht abwenden von dem Mannsſtück unter dem Ofen, bis eine Frau auf mich zutrat und fragte, was ich haben möchte. Und als ich die Frau anſah, da wußte ich allerhand. Da war die Frau kaum dreißig Jahre, aber ſie war hager wie eine Schleiſe, die man früher an den Spinnabenden anbrannte, und in ihren Augen ſtand der ganze Jammer eines erbärmlichen Lebens. Sie hatte gute, traurige Augen und eine Stimme, wie wenn ihr die ſalzigen Tropfen bis oben an im Halſe ſäßen.

Sie ſah, wohin meine Augen gingen und drehte das Geſicht weg, weil ſie ſich ſchämte. Und ſiehe, da kamen zwei Kinder an ſie heran, ein Junge, der ſo an die fünf Jahre war, und ein Mädel, das dem Jungen um zwei Jahre nachſtehn mochte. Zwei hübſche Kinder mit reinen Augen und in ſauberen Kleidern. Und ſowas erzählt wieder eine Geſchichte, nämlich, daß es ſich die Mutter blutſauer werden läßt, und daß ſie ihre Kinder lieb hat und eine rechte Mutter iſt, und daß der Mann nicht wert iſt, ſo einem Weibe den Schuhriemen aufzulöſen. Die Frau ſtrich den Kindern über den Kopf und ſagte leiſe, ſie möchten doch zur Magd in die Küche gehn. Da gingen ſie und gingen ſcheu um ihres Vaters Beine herum, die den Weg zur Küche verſperrten. Ganz

ſcheu und vorſichtig gingen die Kinder, und ich mußte denken, daß, wenn ſie an den Vater ſtießen und der erwachte, er ſie ſchlagen würde.

Bevor ich der Frau Rede ſtand, ſah ich auf den Tiſch, an dem ſo an die zwanzig Männer ſaßen. Sie hatten alle die Mützen auf den Köpfen und ſahen alle aus wie der Bauer, der draußen auf der Steinſtufe aus dem Buffert getrunken.

Viel Elend auf einem Haufen, Konrad. Wer ein Herz hatte, dem mußte ein großer Zorn darüber gehn. So ging das mir, aber hinterher kam das Erbarmen, weil ein ſo müdes, trauriges Weib unter den Männern hantierte.

In der Ecke rechter Hand ſchien mir ein Platz, an dem es ſich ſitzen ließe.

Die Wirtin brachte mir, was ich beſtellte. Es war reinlich und gut, aber ich habe mit langen Zähnen gegeſſen; denn ich mußte immer auf die Bauern ſehn. In der Stube war es wie Jahrmarkt. Ab und an ſtand einer auf und torkelte durch die Tür. Dann kam wieder einer herein, zog den Buffert aus der Hoſentaſche, ließ ihn füllen und ging oder ſetzte ſich unter die andern.

Von denen hatte jeder mit ſich zu tun, und ſie kümmerten ſich nicht um die, die kamen und nicht um die, die gingen. So hat denn auch keiner nach mir geſehn.

Die Männer ſaßen und ſtarrten wie blöde Tiere vor ſich hin. Auf einmal dann wurde es lebendig, und da ſchrien ſie zu acht oder zehnt durcheinander. Es hatte aber keinen Sinn, was ſie ſagten. Einer

tat geſcheit. Er ſtierte vor ſich hin, und dann ſagte er, daß er es ihnen zeigen wolle. Dabei wollte er mit der Hand zur Tür weiſen, aber die Hand fiel wie ein Stück Holz auf den Tiſch.

Oft auch ſtießen ſie einen an und ſagten ihm, daß er einen zahlen ſolle. Dann nickte er, und die Wirtin brachte ein Nöſel.

Indem ich ſo auf die Bauern ſah, hatte ich doch immer meine Gedanken über die Wirtin. Die hat in jedes Schnapsglas einen Seufzer hinein getan, und das war gewiß das einzig Gute dabei. Wenn einer durch die Tür kam und den Buffert aus der Taſche zog, dann ſah ſie ihm traurig in die Augen.

Das Weib kam zu mir an den Tiſch und fragte, ob ich weiter gehen wolle, etwa nach Langberg oder nach Wieſau zu. Ich habe geſagt, das ſei noch nicht ausgemacht. Vielleicht, daß ich auch in Wolfenhagen meine Geſchäfte hätte. Da wurde die Frau mißtrauiſch und ſagte, ſie hätten den Brenner in Braunfeld noch nicht bezahlt, und ſie müſſe mir das gleich zu wiſſen tun, daß ich gehen möge, ehe ihr Mann aufſtehe; denn bezahlen könne ſie mich nicht.

„Du kannſt das nicht," ſagte ich, „wo du doch grade genug verdienen mußt?"

„Nein," und ſie hatte trockene Lippen und zornige Augen, „ich kann das nicht."

Weil ſie ſich von mir abwenden wollte, gab ich ihr einen Wink. Da kam ſie einen Schritt heran und war unſicher. Als ich ihr hernach ſagte, daß ich kein Brenner ſei und kein Branntweinreiſender, da ſah ſie mich groß und verwundert an und wußte nicht, zu

welcher Sorte von Menſchen ſie mich rechnen ſollte. Da ich aber leiſe nach dem Reuter fragte, wußte ſie, weswegen ich gekommen war und ſetzte ſich ganz nahe zu mir.

„Der für die andern zahlt, das iſt der Reuter,“ meinte ſie. Siehe, da war er ein ſchmächtiger Mann mit einem grauen Kopfe und vielen Falten im Geſicht. Ich ſah, daß er in ſeinen Kleidern nicht ſo jämmerlich geſtellt war als die andern.

Zuletzt ſagte die Wirtin: „Sie müſſen mit der Tochter reden. Der Alte weiß nicht, was er will.“

*

Ich habe mir alſo von der Wirtin raten laſſen, zu Martha Reuter zu gehn, bevor der Alte aus dem Wirtshaus heim kam. Drei Häuſer unter dem Wirtshauſe ging ein Weg links hinaus in die Felder. An dem ſtand der Reuterhof, fünfzig Schritte vom Dorfe.

Ein gutes, niedriges Haus mit einem ſchweren Schieferdache und einem dicken Schornſtein, aus dem der Rauch in den Mittag ſtieg.

Vor dem Hauſe war ein großer Garten, halb Obſtgarten, halb Grasgarten, und hinter dem Hauſe ſtanden wieder etliche Bäume, und nach dem Felde zu war an dem Wege ein großer Ahornbaum.

Siehe, da ſtand ich wieder und dachte: Hermann, da ſetz deine Füße weiter; denn ſo ein Zeug zu pachten, dazu reichen deine Silberlinge nicht aus.

Es kam aber über den Hof her ein ſtarke Stimme, und ich wußte nicht, war das ein Mann mit hoher

oder ein Weib mit tiefer Stimme, die da ſagte, daß den Kühen beſſer geſtreut werden müßte.

Wie ich noch ſo bei mir hin und her überlegte, ob ich wieder nach der Mühle hinab gehn und dem alten Klotz ſagen ſollte, daß er mich überfahre, da kam eines über den Hof daher und hatte einen Kaſten in der Hand und in der andern einen Hammer und eine Zange, und ich ſah, daß es ein Weib war. Es war aber ein Weib, das mir in der Länge kaum vier Zoll nachgab. Sie hatte grobes Zeug an, aber es war ganz und rein.

Das aber konnte ich für den Anfang nicht ſehn; denn ein Schäferhund, einer von den grauen, wolfsartigen, kam durch das offene Hoftor geſprungen und ſtellte mich, daß ich nicht vorwärts konnte und nicht zurück.

Das Weib aber pfiff, und wieder war das ſo ſcharf und kurz, wie wenn ein Mann pfeift, der es gewöhnt iſt, alles nur einmal zu tun oder zu ſagen. Sie war aber derweile im Garten lang gegangen, ſtand nun an die zehn Schritte vor mir und ſah mich an.

Da habe ich denn gedacht: Umſonſt willſt du nun doch nicht gekommen ſein, und anſehn kannſt du dir die Gelegenheit ſchon.

Als ich dem Weibe ſagte, daß ich zu Martha Reuter wolle und von der Wirtin an die gewieſen ſei, da ſetzte ſie den Kaſten in den Schnee, legte Hammer und Zange hinein und tat mir zu wiſſen, daß ſie die Martha Reuter ſei, und daß ich in die Stube kommen möge.

Und ſiehe, da war das eine wunderſchöne große Bauernſtube mit einem mächtigen Ofen, an dem die Kacheln alle wie tiefe grüne Näpfe waren. Um den Ofen ging eine breite Ofenbank und über die Decke hin ein dicker Balken, der an den Kanten ſchön ausgearbeitet war. Es war aber in der Stube eine große Sauberkeit. Das Zinn im Bort war blank, das Glas, hinter dem im Schranke die Taſſen ſtanden, war klar, und neben dem Schranke ſtanden zwei Spinnräder. Die Wände waren dicke Bohlen, aber ſie waren gut verputzt.

Das Weib rückte mir einen Stuhl zurecht und ſetzte ſich auf die Bank hinter den Tiſch. Sie ſah mich ſcharf, aber ohne Neugier an.

Da fiel es mir ſchwer zu ſagen, warum ich gekommen ſei, und ich habe das genau ſo ungeſchickt gemacht wie einmal viel ſpäter, als ich die Rede halten mußte, weil wir die neue Glocke aufziehn wollten. Dazumal hatte ich das Geſchriebene in den Zylinderhut gelegt, unten auf den Boden, und heute mußte ich aus dem Kopfe reden. Es war vor den Augen des Weibes etwas in mir wie Scham. Ich mußte denken, daß ich gekommen ſei, einer Haus und Hof zu nehmen. Denn ſo war das. Ich hatte gedacht: Der Reuter wird ein Schubjack ſein, und du kannſt auf billige Weiſe haben, was dir ſonſt zu teuer iſt. Nun ſaß da ein Weib vor mir, deſſen Hausweſen ſo in Ordnung war, daß man ſehen mußte, wie lieb es das Haus hatte.

Es gab aber vor den Augen kein Verſtecken, und als die erſten Worte überſtanden waren, und die

Augen blieben, wie ſie geweſen waren, da ging das Reden leichter vom Fleck.

Ich hatte derweile wohl etlichemale Frau geſagt; denn ſie konnte gut und gerne Witwe ſein. Sie bedeutete mir aber, daß ſie nicht verheiratet ſei.

„So," ſagte ich, „dann mußt du mir das nicht übel nehmen, und was nicht iſt, das kann ja jeden Tag noch werden."

Wenn man ſo etwas zu einem jungen Mädel ſagt, dann kriegt ſie blanke Augen und rote Backen und tut ernſthaft, und ſagt man es zu einer, die überſtändig iſt, für ihr Leben gerne aber einen Mann hätte, dann tut ſie verſchämt und hält nur mit Mühe die Frage an ſich, ob du keinen für ſie weißt.

Martha Reuter hat nicht ſo und nicht ſo getan. Gar nichts. Sie hat mich mit großen Augen angeſehn, ganz ernſt und als ſage ſie: Wozu willſt du denn lügen? Mir machſt du nichts weiß.

Da war ich es, der rot wurde; denn ich mußte dem Mädel in dem, was es nicht ſagte, was ich aber doch ſpürte, recht geben. Sie hatte nichts an ſich, was einem Freier hätte Appetit machen können. Solch ein mächtiger Körper und ein Geſicht, feſt und ſcharf wie ein Männergeſicht.

Sie legte die Unterarme auf den Tiſch, ſah mich an und ſagte: „Du kommſt am Ende nicht umſonſt." Dann ſtand ſie auf und trat ans Fenſter: „Das meiſte kannſt du gleich von hier aus ſehen." Ich trat neben ſie, und ſie fing an, indem ſie mit dem Finger hin und wieder deutete, zu erklären. Das iſt dies, das

jenes. Wolfsgraben und Blutbaum und Schmierlitz und noch viele andere Namen.

Als ſie fertig war, da erſchrak ich. Ich hatte nichts behalten, gar nichts. So wunderſchön war das, was ich da draußen ſah.

Die Sonne war hochgekommen, der Schnee glitzerte, und auf Stunden und Stunden lag das Land vor mir, weiß und weit, und aus dem Schnee ſahen die Dörfer herüber, der Rauch kollerte über die Dächer, und durch die Luft kam ein feines helles Klingen. Die Mittagglocke läutete.

Das muß ich von meiner Mutter her haben, daß ich manchmal alles um mich her vergeſſen kann.

Als Martha Reuter aufhörte zu reden, da drehte ich mich herum, zu ihr hin; denn ſie hatte hinter mir geſtanden, und ſagte: „Sowas Schönes habe ich mein Lebtag nicht geſehn.“ Ich ſah wieder zum Fenſter hinaus. „Du mußt mir das nicht übel nehmen. Ich weiß wirklich nicht, ob ich ein richtiger Bauer bin, zumal einer, der hier am Platze wäre. Von dem, was du geſagt haſt, habe ich kein Wort gehört. Sowas habe ich noch niemals geſehn. Bei uns ſind keine Berge und ... Wie geſagt, wenn du mir nun noch einmal erzählen willſt, dann will ich jetzt beſſer aufpaſſen.“

Das hatte ich zum Fenſter hinaus geſprochen, und als ich mich wieder umdrehte, da hatte das Mädchen ganz ſonderbare, ſchier möchte ich ſagen, fromme Augen, und als ſie wieder anfing zu reden, da war in ihrer Stimme ein Zittern.

„Ja," ſagte ſie leiſe, „es iſt ſchön bei uns, ſehr ſchön."

Es war, als wollten ihr die Tränen kommen, aber ſie ſchluckte ſie alle hinab und zählte noch einmal her, was ihres Vaters war. Jetzt habe ich aufgepaßt und bin dem Finger gefolgt, der auf die Flur hinaus wies.

Ich konnte aber mit den Namen nicht viel anfangen, und ſo fragte ich, wieviel ſie Weizen ſäten und Korn und Hafer und Gerſte, und wieviel ſie von jedem ernteten.

Da ging das Mädchen an den Schrank, nahm ein Büchlein heraus, ſetzte ſich wieder an den Tiſch und las mir vor, was ſie im letzten Jahre geſät und was ſie geerntet hätten. Und da war wohl viel geſät, aber wenig geerntet worden. Als ich ſie fragte, ob der Boden ſo ſchlecht ſei, da ſah ſie an mir vorüber und ſagte leiſe: „Was willſt du da machen? Es iſt, wie es iſt."

Da verſtand ich ſie und wußte, daß nicht das Land nichts taugte, ſondern die Leute, und daß es ihr nicht möglich war, das, wozu viele gute Fäuſte gehörten, allein zu machen.

Ich fragte ſie nun grade heraus, ob es dem Vater mit dem Verpachten ernſt ſei. Da ſagte ſie, ich möchte mir die Antwort morgen holen.

Als ich aufſtehn wollte, fing ſie an, mich nach daheim zu fragen und nach dem, was ich bisher getan. Eine ganze Weile plauderten wir, und es war warm und heimelig in der Stube.

„Ich muß jetzt wieder in den Garten hinaus,"

fiel es Martha Reuter ein. „Es ſind da etliche Latten aus dem Zaune gefallen. Wir können morgen über deine Sache weiter reden. So lange mußt du dir ſchon Zeit nehmen und uns Zeit laſſen.“

Wir gingen hinaus, und ich bot mich dem Mädchen zur Hilfe an, weil ich ſonſt mit dem Tage nichts anzufangen wüßte.

Sie nahm das an, aber im Arbeiten ſagte ſie: „Du kannſt heute im Dorfe etwas ſehn, das zu ſehn ſchon lohnt, ob du nun hier bleibſt oder morgen weiter gehſt. Dem Seidel ſein Zeug wird verkauft.“

„Was ſoll ich da? Ich will nichts kaufen.“

„Kaufen? Ja, das könnteſt du ja ſchließlich auch, aber das meine ich nicht. Das iſt nicht jedermanns Sache, bei einer ſolchen Gelegenheit zu kaufen, weil da ſozuſagen der letzte Blutstropfen dran hängt, aber du kannſt dir das immerhin anſehn, es lohnt, auch ohne daß du kaufſt.“

Im Hantieren brachte ich die Rede auf das, was ich im Wirtshauſe geſehn. So von oben her redete ich darüber, als ein Guter und Sicherer. Martha Reuter ſah mich mit großen Augen an.

„Es iſt ein Elend, aber rede lieber nicht darüber. Man ſieht nicht bei allen, wie ſie an den Branntwein gekommen ſind.“

Eine ganze Weile hatten wir gearbeitet, hatten von dem ſchönen großen Garten geſprochen, und daß da noch viel Bäume Platz hätten, da ſetzte das Mädchen den Kaſten, den ſie eben in die Hand genommen, in den Schnee, ſagte kein Wort, lief nach dem Hofe, durch das Tor, das Gäßchen lang, und ich ſah, wie

ſie auf ihren Vater zuging, der daher getorkelt kam. Er ſchleppte ſich am Zaune von Latte zu Latte.

Martha Reuter aber faßte den Vater unter dem Arme und führte ihn. Drei, vier Schritte ging es, dann ſtürzte der Mann zuſammen, und das kam ſo ſchnell, daß er ihr unter den Händen wegſackte wie ein Häuflein Elend.

Ich lief nun aus dem Hofe zu den zweien. Das Mädchen plagte ſich mit dem alten Manne, der ſo ſteif und unbeholfen war wie ein Stück Holz. Als ich zu ihr trat, hörte ich, wie ſie gut und freundlich auf ihn einredete und ſah ein ſo tiefes Traurigſein, nicht Ärger oder Verachtung, wie das doch natürlich geweſen wäre, in ihren Augen, daß ich mich nicht genug wundern konnte.

Es mag wohl ſein, daß ſie im Schnee meinen Schritt nicht gehört hatte, denn ſie erſchrak, als ich vor ihr ſtand, und die Augen, die gut und traurig geweſen waren, wurden zornig, und es ſchien mir, als wolle ihr ein hartes Wort gegen mich auf die Lippen kommen.

Sie griff nun mit flinken, feſten Händen zu, hob den Alten auf, trug ihn auf ihren Armen ins Haus und ſah ſich nicht nach mir um.

Da ſtand ich allein und ſah nach dem Hofe hinüber. Ich warf einen handfeſten Fluch hinter dem Bauern her. Einen Hof haben wie den da vor mir und ſo? Es kam über mich: Nun grade! Erſt recht! Ich will doch ſehn, ob aus der Wirtſchaft nichts zu machen iſt.

*

Ins Wirtshaus mochte ich vorerſt nicht wieder. Ich bin das Dorf lang gegangen, ein bißchen lehnan ging's, und der Platz zwiſchen den Häuſern auf der einen und denen auf der andern Seite wurde immer breiter. Bis dann am Dorfende die Straßen wieder in eine zuſammenliefen, und ſich die Häuſer wieder nahe gegenüber ſtanden.

Da ging rechts ein Weg und einer grade aus. Das war die Straße, der andere ein Feldweg. Den bin ich lang gegangen, weil ich dachte: Jetzt mußt du vorerſt eine Weile allein ſein. Der Weg ging an den Gottesacker und machte einen großen Bogen wieder auf das Dorf zu. Den ging ich.

Auf dem Gottesacker ſtanden die Denkmäler ſchief oder waren umgefallen. Ein einzig Grab ſah aus, als wenn eines des öfteren her käme. Auf dem Schnee lag grünes Tannenreiſig und dazwiſchen ſteckten bunte Papierroſen. Als ich nahe genug war, las ich, daß da Anna Hermine Reuter lag. Jetzt wußte ich, warum grade d a s Grab nach einer guten Hand ausſah. Ich habe lange davor geſtanden und habe zuletzt nicht mehr das Grab geſehn, bloß immer das Mädel, das war wie ein Mann, und ich mußte denken, daß ſie wahrſcheinlich doch zu wenig Mann und zuviel Weib ſei. Immer habe ich die vor mir geſehn, und ehe ich es gewahr wurde, hatte ich mir ſo in Gedanken die Mutter vor die Augen geſtellt. Die ſchien mir eine Frau geweſen zu ſein, weich und gut, zu gut. Mit der habe ich geredet: Tue ich's, tue ich's nicht? Und ſie hat geſagt: Tu's um des

Mädels willen. Darauf habe ich geantwortet: Ich kenne das Mädel ja gar nicht, bin nicht um deretwillen hergekommen, wäre überhaupt nicht gekommen, hätte mir das Onkel Franz geſagt, und bin ein ganz nüchterner Menſch, der hölliſch ſcharf rechnet. Da hat die Frau gelacht, ein ganz klein wenig und jämmerlich traurig, und hat geſagt: Lüg' nicht, Hermann Breiter. — Weg war ſie. Ich aber ſtand da, ganz breit im Schnee und kratzte mich hinter den Ohren.

Wie ich ins Dorf zurückkam, gingen die Kleinen in die Schule. Denen ging ich nach und ſah unter der Schultür einen alten, weißhaarigen Mann ſtehn. Der hatte ein richtiges gutes Kindergeſicht. Wie ich denn überhaupt der Meinung bin, daß man einem am Geſicht anſehn kann, mit wem oder womit er umgeht, und wie er ſich inwendig dazu ſtellt. Ob er bloß ein bezahlter Handlanger iſt oder ob er ſeine Seele mit dran gibt.

An den Mann habe ich mich gemacht.

„Tag, Herr Schulmeiſter."

„Guten Tag, Herr."

„Ich bin kein Herr. Bloß der Hermann Breiter aus Ortfeld bin ich. — Wolfenhagen iſt ein ſchönes Dorf."

„Im Sommer müßten Sie das ſehn."

„Vielleicht ſehe ich das auch noch." Und ich erzählte ihm frei von der Leber weg, was ich wollte; denn ich dachte: Für die Katze willſt du dem alten Manne nicht begegnet ſein, und willſt doch einmal ſehn, wo hinaus das geht, wenn du nicht hinter

dem Berge hältſt. Machſt die Probe, gehe es wie es will. Daß du dem Alten begegneſt, der doch ſein Wolfenhagen kennen muß wie nur einer, das kann auch nicht von ungefähr ſein.

Als ich geſagt, was ich wollte, nahm mich der alte Mann an der Hand, ſah mir von unten her in die Augen, als wolle er mich durch und durch gucken, zog mich hinter ſich her in die Stube, rief ſein Weib und ſagte: „Mutter, ſieh dir mal den an. Der will dem Reuter ſein Zeug pachten, und wenn das nun nicht der Anfang vom Beſſerwerden wird, dann hat uns der Herrgott wirklich ganz und gar vergeſſen.“

Das Mütterlein fing an zu klagen, daß das ganze Dorf ein einziges Elend ſei.

Da habe ich mich ganz breit in den Stuhl geſetzt, habe mich inwendig noch viel höher geſetzt, wie ich mit meinem Leibe ſaß und habe geſagt: „Das müßte doch mit dem Deubel zugehn, wenn da nicht Ordnung hinein zu bringen wäre.“

„Nein,“ wußte der Schulmeiſter drauf, „der Teufel iſt da. Sie müſſen es jetzt mit dem Herrgott verſuchen.“

Da hab' ich inwendig einen großen Plumps getan, runter von meinem Stuhle und habe ein dummes Geſicht gemacht. Ich wollte aber wieder hinauf auf meinen Stuhl und fing an zu klettern. Ja, ganz richtig, ſchon mit dem Herrgott, aber dreinſchlagen, das täte dann und wann auch gut.

Darüber hatten ſich die alten Leute geſetzt, und jetzt erzählte das Mütterlein, hernach der Vater. Wie es all die Jahre hergegangen ſei, wie es nach ſechs-

undſechzig angefangen, wie ſich die Vernünftigen hinter die Liederjahne hergemacht, wie es aber immer ſchlimmer geworden ſei, weil, was die einen aufbauten, ein anderer im Handumdrehn niederreiße, weil ihm das Freude mache, wie der Pfarrer von der Kanzel herab ſeine Gemeinde inſtändig gebeten, wie ſie heimlich an den König gegangen wären, den Branntwein zu verbieten, wie oftmals in den Häuſern und in den Wirtshäuſern Blut gefloſſen ſei, und alles habe nichts geholfen. Er, der alte Mann, rede jeden Tag vor den Kindern von dem Schnapsteufel, aber er kriege ihn nicht tot, und wenn nicht ein Wunder vom Herrgott her geſchehe, dann ſei es aus mit dem Dorfe, und er, der Alte, möchte das nicht erleben, da möge ihn der Herrgott lieber rechtzeitig wegnehmen.

In der Rede bin ich langſam wieder in mir zurecht gekommen, aber nicht höher als bloß auf meinen Stuhl, und ich habe geſagt: „Herr Schulmeiſter, mir ſcheint, man muß da beides zuſammenknoten, die Liebe und den Kantſchuh. Die Kantſchuhriemen ordentlich feſte miteinander verknoten, aber immer einen Strang Liebe mit einflechten, wie Onkel Franz, der meiner Mutter Bruder iſt, immer ſagt.“

Der Alte rieb die Hände ineinander. „Was ſoll man ſagen? Ja, ja, die Liebe und den Kantſchuh. Was ſoll man ſagen? So ein Elend! — — — Und jetzt wollen Sie zu der Verſteigerung?“

„Ja, das will ich mir doch anſehn.“

Der Lehrer ging in die Schulſtube, und wie ich

vom Hauſe fortging, ſangen die Kinder drin: „Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte!“

Da habe ich eine Weile geſtanden und habe gedacht: Menſch, Hermann, was ſagſt du bloß dazu? Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte! Und ſo ein verſoffenes Dorf, ſolche Bauern! Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte!

*

Das Lied habe ich den ganzen Nachmittag in den Ohren gehabt, und je toller es herging, umſo ſtärker hat es in mir geſungen: Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte! Immer auf und ab iſt es mit mir gegangen. Mal ſaß ich ganz hoch und dachte: Hermann, was biſt du ſelber doch für ein Kerl! Grade, inwendig und auswendig. Ein feiner Kerl biſt du. Wie groß .... Gleich darauf: Wenn du kannſt, dannn hauſt du den Reuter morgen über die Ohren. Das iſt doch dein ehrlicher Wille; denn wenn einer von zweien den Kürzeren ziehen ſoll, und du biſt von der Partie, dann willſt du doch allemal das lange Ende haben. So denkſt du, Hermann, lüg' nicht und ſag' nein. — Aber da iſt ein Mädel. Was für ein Mädel! Und da liegt ein Mütterlein auf dem Gottesacker. Das hat das Mädel unter dem Herzen getragen und hat ſie lieb gehabt und du? — — Ja, aber Menſch, ſo wirſt du in deinem Leben kein Bauer. Da iſt dir Onkel Franz weit über, und der war doch Paſtor!

Den ganzen Nachmittag lang iſt das ſo in mir geweſen. Oftmals habe ich lachen müſſen, gallen-

bitter lachen. Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte! Vor ſo viel Elend vom Herrgott und gar von Güte reden wollen? Warum nimmt er nicht die Knute her? — Ich habe mehr als ſiebzig Jahre werden müſſen, ehe ich ganz verſtehen lernte, daß, je größer das Elend iſt, umſo größer die Liebe von oben her, die darüber geht und nicht mit dem Knüppel dreinſchlägt.

Haus Nummer 7 alſo war um zwei die Verſteigerung. Es war dreiviertel zwei, da ſtand ich vor dem Hauſe. Groß war es nicht, aber es war zuverſichtlich, und in der Hand eines ordentlichen Mannes war es ganz gewiß gut und warm. Der Hof war nicht einmal ſo unordentlich, wie ich das erwartet hatte, aber von dem, was ein Bauer braucht, wenn er wirtſchaften will, ſchien ſo gut wie nichts da zu ſein.

Wie ich ſo auf dem Hofe ſtehe und meine Augen umher gehn laſſe, zupft mich eines von hinten am Rocke. Ich drehe mich um. Da ſteht ein Menſch vor mir, halb noch ein Kind, halb keines mehr. Ich habe nachher gehört, daß er achtzehn Jahre alt war. Der hat richtig was vom Tiere im Auge. Wie ein geprügelter Hund iſt er, aber ohne das Tückiſche, das im Hundeauge aufſteigt, auch wenn das Tier ſonſt feige iſt. Der Menſch war im Wachstum zurückgeblieben. Er zitterte wie Eſpenlaub und hatte blaue Lippen: „Gib mir Geldbeutel," bettelte er, „viereckigen Geldbeutel."

„Wozu willſt du den?" fragte ich.

„Hunger!" jammerte das Wurm.

Und dann trat er näher auf mich zu, wollte ein

pfiffiges Geſicht machen und ſagte ganz leiſe: „Ich Kühe hüten kann. Kühe hüten! Nach Wernau gehn. Viel Eſſen, viel! Alle Tage Erdäpfel! Kühe hüten!“

Da rief eines aus dem Schuppen: „Albin, komm her!“

Er fing an zu heulen und ging nach dem Schuppen. Ich ging hinter ihm her. Der Schuppen war die Schnitzkammer geweſen, und da ſaß ein Weib, ſo an die vierzig, und hatte zwei Kinder neben ſich, einen Jungen, an die zwölf Jahre alt und ein Mädelchen, das ich auf fünf ſchätzte.

Die Frau hatte dasſelbe ſtille, verhärmte Geſicht wie die Wirtin. Der Junge war ein Prachtsjunge. Er hatte große ſchwarze Augen und ein Geſicht, das zu dem Jungenleibe gar nicht paſſen wollte. Richtig was männlich Ernſtes lag in dem Geſichte. Er ſah mir entgegen, wie wenn er ſagen wollte: Es iſt ja nun egal, was noch kommt, ſchlimmer kann das wohl nicht werden, aber laßt mich nur erſt älter ſein. Ich mache das ſchon wieder glatt. — Das Mädelchen ſchien eine unbändige Furcht zu haben, und die Mutter legte ihr den Arm um den Hals: „Sei ruhig, Trudele.“

Ich ging auf die Frau zu. „Biſt du hier die Bäuerin?“

„Ja.“

„Du kannſt einem in der Seele dauern, aber warum gehſt du denn bei der Kälte nicht mit den Kindern in die Stube? Es iſt ja doch wohl noch nicht ſo weit, daß ihr heraus müßt.“

Da zupfte mich der Blöde am Rocke: „So ge-

macht.“ Und er tat, wie wenn einer einen am Kragen nimmt und prügelt. „So gemacht, Tür zuſchloſſen, draußen.“

„So iſt das? Donner ja. Soll ich dir helfen? Das kriegen wir ſchon, und was mach' ich mir draus, wenn's Strafe koſtet.“

Sie wandte ſich an den Blöden: „Geh' zum Nachbar, Albin, ſag', ſie möchten dir ein Stück Brot geben. Ich machte das ſchon ab.“

Mich ſah ſie dabei nicht an, aber ich ſie deſto genauer. Sie war ein hübſches Weib. Wie der Zwölfjährige. Dunkel, hatte ein ſchmales Geſicht, ſchwarze Haare, die ſo fein waren, daß ſie ſich über der Stirn kräuſelten, aber ſie war hager und verhärmt. Wie ſie die Lippen aufeinander legte, ſo herb und ſo troſtlos, und wie ſie den Arm um die Kleine legte, der Jackenärmel ſich zurückſchob, und ich ſah, wie an dem Arme alle Sehnen heraustraten, da packte mich eine heilloſe Wut.

Ich habe das nun mal ſo an mir, daß ich meine Finger in Dinge ſtecke, die mich eigentlich nichts angehn, und ob ich ſie mir dabei auch oft genug verbrannt habe, kann ich's doch nicht laſſen. Ich gehe alſo in meinen ſchweren Küraſſierſtiefeln mit drei langen Schritten über den Hof, knalle meine Fauſt gegen die Tür und kommandiere mit meiner Unteroffizierſtimme: „Aufmachen!“

Dreimal habe ich das geſagt, und wie das nicht half, da habe ich meinen rechten Fuß gehoben, und — da lag das morſche Brett drin. Krach, pardauz, und der Blöde ſtand neben mir und grinſte, und wie

ich mich umdrehte, da ſah ich den Zwölfjährigen mitten im Hofe ſtehn, ganz geſpannt, ſchier, wie wenn nun Weihnachten kommen müſſe. Das hat mir gut getan, dies ehrliche Jungengeſicht, in dem ein Mann die Augen aufſchlug. Ich war im Begriff umzudrehn, den Jungen an der Hand zu nehmen und mit ihm ins Haus zu gehn, aber ich wandte mich. Das iſt nichts für den Jungen, dachte ich. Seines Vaters Schande ſoll man keinem Kinde zeigen. Auch den Blöden wies ich von der Tür, ging ins Haus, riß die Stubentür auf und ſuchte den Mann. In der Stube war er nicht. Es ſah ſo erbärmlich aus, wie ich das erwartet hatte, aber es waren da ein paar Kleinigkeiten, die ein gutes Bild von der Frau gaben, die hier das Hausweſen in der Hand hatte.

In der Stube alſo war der Mann nicht, und ich ſtieg in kochendem Zorn die Treppe hinauf. Als ich die dritte Kammer aufriß, da ſah ich den Menſchen liegen. Menſchen! Ich rüttelte ihn und hgbe derb zugefaßt. Daß er am andern Tage fünf blaue Flecke nebeneinander drei- viermal auf dem Arme gehabt hat, da iſt mir nicht bange drum. Munter zu kriegen war er nicht. So halb wach wurde er, blinzelte unter den Augenlidern hervor und brummelte etliches in den Bart: „Kannſt ſie haben, is mir egal. Hab nix dagegen. Das Menſch!“ Geſcheit werden konnte ich nicht daraus, und wie ich in meinem heißen Zorn grade ausholen will, um dem Menſchen alle zehn Gebote auf den Leib zu ſchreiben, da fällt mir ein: Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte!

Da bin ich zwei Schritte zurückgetreten und habe die Augen über das Mannsſtück gehn laſſen. Für einen Tag war es reichlich viel, was mir da unter die Finger kam.

Ich bin umgedreht. Wie ich aus der Tür gehe, höre ich drunten eine ſcharfe Stimme. „In die Stube mit euch, marſch!“ Das war zu den Kindern geſagt, und gleich darauf ſchnappte die Tür ins Schloß. Und dieſelbe Stimme, verhalten und gallenbitter: „An den Bettelſtab haſt du uns ja nun glücklich gebracht, Mehnert, an den Bettelſtab, aber . . .“

„Das kann man alles aufhalten, Frieda. Der Gerichtsvollzieher geht, wie er gekommen iſt.“

Das Weib darauf in hellem Zorn: „Den laß ruhig bleiben, wo er iſt. Er braucht nicht zu gehn. Friß das Zeug! Wiederholen tun wir es uns, wenn der Junge groß iſt. Da verlaß dich drauf. Mach was du willſt, du Unmenſch, deine Stunde kommt auch, und klein kriegſt du mich nicht, das ſag' ich dir. Jetzt mach' die Tür von draußen zu! Eine halbe Stunde iſt's noch unſer Haus.“

Da brach ihr die Stimme. Ich ging nun die Treppe hinab und trat feſte auf mit meinen Küraſſierſtiefeln, ganz feſte. Im Hausflur ſtand ein Mann, ſo ein richtiger Unflat. So lang wie ich, aber breiter, Hände wie Grabſcheite. Er konnte gute zehn, zwölf Jahre älter ſein wie ich.

Der ſah mich verwundert an, grinſte und fragte, ob ich etwa das Haus kaufen wolle. Ich habe vom Herrgott einen guten Baß mitgekriegt. Jetzt riß ich ihn ganz feſte an, trat vor den Menſchen hin und

ſagte bloß: „Raus! Eine halbe Stunde gehört's noch der Frau," und wie ich Miene machte, grade über den Fleck wegzuſchreiten, auf dem er ſtand, da drehte er um. Draußen war er.

Als ich aus dem Hoftore trat, kam grade der Gerichtsvollzieher. Neben ihm ging einer, der mir ein richtiger Bauer zu ſein ſchien. Nicht gar groß war er, hatte einen dicken, runden Kopf und war ganz glatt im Geſicht. Der ging aufrecht mit langſamen Schritten und ſetzte die Beine feſte voreinander. „Tag," ſagten die Männer, als ſie an mir vorbei gingen und guckten mich neugierig an, weil ſie meinten, ich ſpanne auf das Zeug. Hinterdrein kam noch ein gutes Dutzend Männer. Es war aber nicht einer darunter, den ich ganz für voll hätte nehmen mögen, und dem Bauern, der neben dem Gerichtsvollzieher ging, konnte keiner das Waſſer reichen. Auch ein paar Weiber waren dabei.

Wie ſie auf den Hof kamen, war auf einmal der Unflat wieder da.

Der Gerichtsvollzieher ging auf ihn zu: „Ziehen Sie Ihren Antrag zurück, Mehnert?" fragte er ihn.

„Nein," gab der zur Antwort.

Der Bauer, der neben dem Manne vom Gericht gegangen, und der der Schulze war, wie ich bald heraus hatte, ſagte kein Wort. Er leckte ein paarmal mit der Zunge über die Lippen und ſah an dem Langen vorbei, als wäre der gar nicht da. Derweile mußte es der wohl ſpitzig gekriegt haben, daß ich die Tür eingetreten hatte. „Das iſt Sachbeſchädigung, die Tür iſt kaput, und das iſt ganz neu," ſagte er.

„Wer hat das gemacht?“ fragte der Gerichtsvollzieher rückwärts und lachte ein klein wenig mit den dünnen Lippen. Wie ich eben auf ihn zutreten wollte und meinen Stock ganz derb faßte, um ihn festzuhalten, wenn er mir etwa ausrutschen wollte, da trat die Frau aus der Stubentür. „Ich habe das gemacht, weil er uns ausgesperrt hatte, und weil die Kinder froren.“

„Nein,“ fuhr ich dazwischen und war neben den Männern, „das bin ich gewesen. Das mit dem Frieren stimmt, aber gewesen bin ich's doch, und Wahrheit muß sein. Der Mann liegt oben, ist betrunken und nicht munter zu kriegen, und ich hätte am liebsten noch ganz was anderes getan, aber . . .“ Das von dem Liede brauchten sie nicht zu wissen.

„Wer das gemacht hat, der soll es auch zahlen.“ Mehnert stellte sich ganz breit hin.

Es fing aus einer guten Hitze heraus an in mir zu kochen, aber der Gerichtsvollzieher machte das mit dem Menschen allein aus. Wenn ihm das Haus nicht mehr anstünde, dann brauche er ja nicht zu bieten. Er kaufe es wie es sei oder kaufe es auch nicht, je nachdem.

Ich sah aus allem deutlich, wie sie den Menschen verachteten, wie ihnen aber die Hände gebunden waren durch das Gesetz.

Als wir noch so standen, kam der Bauer, dem das Zeug verkauft werden sollte, nun doch die Treppe herab über die Hausteine her getorkelt. Vielleicht, daß ein gewisses Fühlen, daß ihm hier seine Habe

unter den Fingern zerrann, den Weg in ihn hinein gefunden hat. Er hatte Augen wie der Blöde, der durch die Stubentür guckte, aber als er die Menſchen ſah und vor allen Dingen den mit den blanken Knöpfen auf dem blauen Rocke und neben ihm den Schulzen und dahinter die Männer, da ſchien er zu ſpüren, um was es ging. Seine Augen wurden heller, richtig hilflos war der Menſch einen Augenblick, aber dann kroch alles wieder in ihm zuſammen. Anſtatt daß er nun ſeinen Mann geſtanden hätte, machte er ſich an den Mehnert. Er war gut gewachſen und hätte ſchon ein rechter Kerl ſein können. Der Branntwein aber hatte ihn lendenlahm gemacht. Er wiſperte mit dem Mehnert, feige wie ein verdorbener Hund, und die Männer ſtanden zur Seite mit ernſten Geſichtern. Richtig geſchämt haben ſie ſich für den Menſchen, der — — ſein Weib verſchachern wollte, und das Weib ſtand daneben. Sie war ſo rot wie ein türkiſch Tuch und dann wieder blaß wie eine Kalkwand, und in ihrem Geſicht zuckte keine Wimper.

Mehnert hat es wohl geſpürt, wie hundsföttiſch er vor uns ſtand. Er ſah uns an, wie wenn es ihm nicht einfalle, auch nur einen Strich zur Seite zu gehn oder etwas zu verſtecken. Bloß den Kopf ſchüttelte er.

Da iſt der Bauer an uns vorbei auf den Hof gegangen, und die Verſteigerung ging los.

Es waren wohl derweile eine ganze Menge Leute auf dem Hofe zuſammen gekommen, aber es tat keiner den Mund auf. Sie ſtanden, wie wenn ihnen

ein Schauer über den Rücken ginge, aber keiner riß ſich auf.

Als ich die Gebote hörte, die zwiſchen dem Schulzen und dem Mehnert hin und her gingen, da habe ich mich ganz feſt auf meinen Stock ſtützen müſſen. Als wenn ein Haderlumpen ausgeboten würde, ſo erbärmlich niedrig waren ſie. Ich hatte das bald heraus, daß der Schulze mit dem Zeuge nichts wollte, und daß er bloß bot, damit wenigſtens der Lange was zwiſchen die Zähne nehmen mußte.

Ich habe mich inwendig drei-, viermal zurecht rücken müſſen, um nicht ein höher Gebot auf die Steine zu werfen, eines, bei dem ein Chriſtenmenſch wenigſtens vor ſich ſelber beſtehen kann. Ich hätte da ein Eigentum für einen Dreier haben können, aber was ſollte das? So klein mochte ich doch nicht anfangen und, Erbarmen, habe ich mir gedacht, iſt wohl eine ſchöne Sache, aber fett wird dabei keiner, und du biſt gekommen, ein Gut zu pachten, nicht aber eine Klitſche zu kaufen.

Weil mich der Schulze etlichemale anſah, als wolle er ſagen: Menſch, ſiehſt du denn nicht, daß du mir zu Hilfe kommen mußt? wollte ich nicht länger in der Verlegenheit bleiben und ging mitten durch die Leute über den Hof davon.

Es iſt hernach gekommen, wie es kommen mußte, und es iſt bloß dem wackeren Schulzen zu danken, daß der Mehnert etliche hundert Taler über ſein Guthaben hinaus hat zahlen müſſen, ſo daß der andre wenigſtens nicht ganz blank war.

Den Kopf habe ich ganz tief zwiſchen die Schul-

tern gehängt. So ein Elend! Und man ſollte es nicht glauben, daß Menſchen und Güter in Gläſern erſaufen können, daß dazu nicht einmal eine Pfütze nötig iſt, geſchweige denn ein richtiges Waſſer. In Gläſern erſaufen!

Wenn ich da bedenke, wie es daheim iſt, bei uns ſelber und im Dorfe. Wie der Vater wohl immer ſein gutes Braunbier im Hauſe hatte, wie ich ihn aber nicht ein einzigesmal anders als grade und nüchtern geſehn. Und ſo war das auch in den andern Häuſern. Selbſt die Halbbauern, die ihrem Gewerbe nach auf Arbeit gingen als Bauhandwerker, ſahen darauf, daß ſie vorwärts kamen. Wie ihre Häuſer ausſahen, und wie ſie die Pfennige zuſammen hielten.

Einen einzigen Trinker hatten wir im Dorfe gehabt, und der war vom Gerüſt gefallen und hatte den Hals gebrochen. Überall waren die Stuben warm, und es war den Winter lang im Dorfe eine ſolche Fröhlichkeit, daß es eine Luſt war, und ſelbſt die Kinder gingen dabei nicht leer aus.

Wie mußte das hier in den Häuſern ſein. Die Not ſah zu allen Fenſterſcheiben herein, die Kinder wurden unordentlich aufgezogen, und in den Stuben konnte kein Behagen ſein und keine Wärme, wenn auch der Ofen glühte.

Wie ich aus meinen Gedanken aufguckte, ſtand ich wieder mitten im Felde. Die Sonne lag auf dem Schnee, und das ſcharfe Licht blendete. Ich ſtand in einem gefahrenen Hohlweg. Auf dem lag Dünger, der von den Wagen gefallen ſein mußte. Links neben mir war eine Kuppe. Auf die bin ich hinauf ge-

klettert, und da hatte ich das ganze weite Land wieder vor mir, und hinter mir lag ganz nahe Wolfenhagen. Von hier aus war das Dorf ſo traulich und verheißend, daß es einem wieder warm wurde. In mein Freuen aber kam eine Bitternis; denn was ich da ſah, das war ja doch eine Lüge. Es war ja doch kein Glück in dem Dorfe, bloß lauter Elend.

Da wandte ich mich wieder ab und ließ die Augen wieder über die Berge und Wälder und Dörfer in der Ferne gehn. Es war mir aber aller guter Glaube genommen. Sonſt hätte ich mich gefreut, daß ich da überall weite Hochflächen ſah, um die her die Wälder ſtanden und hätte bei mir ſinniert: Da liegen nun ſo etliche tauſend Morgen um jedes Dorf, und in den Dörfern wohnen Bauern, die wiſſen, wozu ſie da ſind, und es geht feſte voran, im Sommer und im Winter, mit hü und hott, und nachher klingt's in dem Sparſtrumpfe. — Heute konnte ich das nicht. Bloß immer denken mußte ich: Die Neſter da vorn lügen am Ende grade ſo wie das, was hinter dir liegt. — Ich konnte aber doch nicht los von dem Lande. So was Schönes!

Wer ein Ende vom deutſchen Vaterlande geſehn hat und auf ſeinem Rappen ein ganzes Stück in Frankreich drin war, der iſt doch immerhin ſchon ein biſſel abgebrüht und verlangt etwas, wenn er ſagen ſoll: Es iſt ſchön. Richtig wie behext war ich von dem Lande vor mir. Es ließ mich nicht los. Wie ſchön mußte das im Sommer ſein!

Und da war es wieder: Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte! Drehe ich alſo um und denke: Jetzt

läßt du es darauf ankommen, und die verdorbenen Männer ſollen dir nicht bange machen. Wieder: Nun grade nicht! Erſt recht nicht! — Und: In Wolfenhagen wohnen auch noch andre Leute. — Und: Was geht dich ſchließlich ganz Wolfenhagen an. Kümmer du dich um den Reuterhof.

Ich habe noch ein paar Minuten in die Runde geguckt und bin dann hinter dem Dorfe weg durch den Schnee geſtapft, um den Reuterhof auch einmal von der andern Seite zu ſehn.

*

Da, vor dem Hofe, iſt mir ja nun auch das Herz noch einmal in die Schuhe gefallen. So breit gebaut und das Haus ſo zuverſichtlich, und die Felder und Wieſen ſollten alle zum Hofe gehören! Das geht über deinen Geldbeutel, habe ich gedacht. — Ich war ärgerlich auf Onkel Franz, der mich in die Sache hinein gehetzt hatte, ſelber aber daheim geblieben war.

Dann bin ich langſam weiter gegangen, kam wieder am Gottesacker vorbei und ſah des Reuters Tochter an dem Grabe, in dem ihre Mutter lag. Ich habe mich nicht gewahr werden laſſen, kam von oben her ins Dorf und kehrte wieder im Wirtshauſe ein.

Da hatte ſich ſeit dem Mittage nicht viel verändert. Der Wirt war auf den Beinen und ſchenkte ein. Die Beine aber trugen ihn nicht recht. In der Ecke, in der ich am Mittage geſeſſen, ſaß der Gerichtsvollzieher neben dem Schulzen. Ich ſetzte mich zu ihnen.

Der Gerichtsvollzieher hatte ſeinen Ärger auf

Wolfenhagen und ſchimpfte. Er konnte das grade ſo gut wie mein Wachtmeiſter von den Küraſſieren. Der Schulze ſagte nicht viel. Er kniff den Mund ein und kehrte den Männern am andern Tiſche den Rücken. So im Reden kam es denn auch heraus, weswegen ich im Dorfe war. Als das der Schulze hörte, ſah er mich von der Seite her an, und ich erwiſchte ihn nachher drauf, daß er das noch etlichemale tat. Er wurde dann richtig geſprächig, ſtrich dem Reuter ſein Zeug heraus, lobte die Martha und ſah mich dabei immer wieder an.

Ich dachte bei mir, Schulze, du rechneſt falſch. Du denkſt, hier kommt einer ſozuſagen auf die Freit. Das ſtimmt nicht. Ich will das Zeug und habe gar nicht gewußt, wer da noch dran hängt. Davon hat Onkel Franz diesmal nichts geſagt.

Wir haben dann allerlei darüber geredet, wie ſie hier wirtſchaften, und ich erkannte, daß wir drunten ein Ende weiter waren. Sie ackerten hier noch in Beeten und fragten nicht danach, was auf dem Felde an Frucht hintereinander kam. Ich habe mich aber gehütet, meine Weisheit auszupacken; denn ſowas ſieht nicht gut aus, und man kann es da mit den Leuten gleich von vornherein verſchütten.

Nach einer guten Weile ging der Gerichtsvollzieher. Auch der Schulze ging auf einen Sprung heim, aber er ſagte, daß er noch einmal wiederkäme. Das hat er denn auch getan, und den Abend lang kamen an unſern Tiſch noch drei oder vier andre Männer, die, wie wir, langſam und mit Bedacht ihr Bier tranken und vernünftig redeten. Brannt-

wein kam keiner an unſern Tiſch. An den anderen dafür umſo mehr.

Als der Schulze ging, da hat er meine Hand lange feſtgehalten: „Sieh zu, daß du es morgen mit dem Reuter ins Reine bringſt. Wenn du auch vielleicht ein biſſel ſcharf heran mußt, ſo brauchſt du doch nicht bange zu ſein. Das Zeug nährt ſeinen Mann.“

Ich bin hernach noch eine Weile allein ſitzen geblieben. Um elf herum konnte der Wirt nicht mehr ſtehn, hockte zuſammen unter den hochbeinigen Ofen, und die Bulldogge legte ſich wieder über ihn und fletſchte die Zähne.

Wenn ſo ein Tier wüßte, daß ſein Herr weniger wert iſt als es ſelber! Da lag es und paßte auf ihn, war nüchtern und tat ſeine Pflicht, und der Menſch hatte ſeinen Verſtand und ſeinen Willen erſäuft!

Ich war nun neugierig, wie das weiter werden würde. Die Wirtin hatte ich den Abend lang nicht geſehn, und ich dachte: Wer gibt ihnen nun, und an wen zahlen ſie? Sie nahmen ſich ſelber, und zahlen habe ich keinen geſehn.

Als ich die Treppe hinauf in die Kammer ging, die mir der Wirt vor ein paar Stunden gewieſen, da habe ich mir geſagt: Noch ein Jahr, dann willſt du doch ſehn, was von dem Wirtshauſe noch übrig iſt. Das ſchmeißt einen hin, auch wenn er ſonſt iſt wie ein Baum, und der Wirt, der iſt kernfaul. Lange geht das nicht.

*

Es war eine unruhige Nacht. Unruhig in mir und unruhig draußen. Gegen den Morgen muß ich feſt eingeſchlafen ſein. Wie ich wach wurde, lag ein matter Tag über den Feldern, und vor meinem Fenſter lärmten die Kohlmeiſen.

Die Gaſtſtube ſah wüſt aus. Von den Bauern waren zwei da. Die Wirtin aber war auf dem Poſten, ſauber und zuſammengerafft, hatte einen Schöpftopf Waſſer in der Hand, ſprengte daraus die Stube und kehrte mit einem Birkenbeſen. Sie war freundlich wie am Tage zuvor.

Gegen zehn bin ich nach dem Reuterhofe gegangen. Ganz langſam und in Gedanken. Viel Hoffnung, daß die Sache gut ausgehn würde, hatte ich nicht.

Die Stube war ſo warm, wie ſich das für eine rechtſchaffene Bauernſtube im November gehört.

Sie mußten wohl auf mich gewartet haben. Der Bauer ſaß hinter dem Tiſche, und ſeine Tochter ging ab und zu. Als ich mich niederſetzte, da trat ſie neben den Vater. Der war nüchtern. Er machte aber den Eindruck eines müden Mannes und eines Mannes, der ſein Elend ſpürt und eines ſolchen, der inwendig unruhig iſt. Das letztere deutete ich mir dahin, daß es ihm an die Knochen ging, ſein Zeug zu verpachten.

Wir haben nicht lange um die Sache herumgeredet, ſondern ſie gleich angepackt.

Der Reuter fing an: „Es ſind achtzig Morgen Feld und Wieſe und iſt alles gut in Schuß.“

„Nein,“ ſagte die Tochter drauf. „Es iſt nicht, wie es ſein ſollte, aber . . .“

„Sie kann das nicht allein machen, und ich bin ein alter Mann. Ja, eigentlich will ich nicht verpachten. Ich möchte überhaupt wiſſen, wie du darauf kommſt. Wer hat dir das bloß geſagt? So eine Dummheit, ich wollte mein Zeug verpachten, wo kein Wort wahr iſt und . . .“

Der Mann hatte ganz glitzernde Augen und redete das alles durcheinander.

„Ich kann das aber nicht mehr allein machen,“ unterbrach ihn die Tochter ruhig, „und der Vater ſagt, es wäre ſchade, wenn . . . Und er hat es ſich überlegt und beſteht nun darauf, weil er denkt, es wird mir zuviel.“

„Ja, weil es ihr zuviel wird, weil ſie das nicht mehr machen kann, und es geht einmal nicht.“

Das Mädchen ſtrich ihm über den grauen Kopf. Da ſank der Mann richtig in ſich zuſammen.

„Rücke ein wenig, Vater,“ ſagte Martha, „und nun wollen wir das ganz der Reihe nach bereden.“

Von da ab hat der Alte nicht mehr viel geſagt. Kaum dann und wann ein Wort, bis wir fertig waren.

Und wir wurden fertig. In zwei Stunden waren wir ſo weit. Als es vom Turme Mittag läutete, da haben wir unſere Namen unter den Vertrag geſetzt, den mir das Weib diktierte. Es war ein ſauberer Vertrag, alles wohl überlegt, und ich hatte um nichts, um gar nichts gefeilſcht. Das wäre hundsföttiſch geweſen. Der Pachtſchilling war weit geringer, als ich gedacht hatte. Das Vieh im Stalle

ſchätzten wir miteinander ab, gerecht und ehrlich. Ich hätte es nicht über mich gebracht, zu verſuchen, ſie auch nur bei einem einzigen Stück über das Ohr zu hauen, und es wäre mir auch vorbei gelungen, hätte ich es gewollt; denn das Mädel hatte eine ſo knappe, verſtändige Rede, daß ich ſpürte: Da iſt auch nicht ein Tüpfelchen zu ändern. Die vierjährige Bläſſe behielt ſie ſich vor. Quartier für ſich und ihren Vater und volle Koſt behielt ſie ſich auch vor, und das ging in den Pacht. Dafür, daß ſie mitarbeitete, machte ſie ſich den Lohn ſelber aus, und es war der einer guten Wirtſchafterin, nicht eben niedrig, aber auch erſt recht nicht über den Span.

Als ich alles bezahlt hatte, was ich übernahm, und das waren auch die Ackergeräte, da hatte ich noch ganze fünfhundert Taler übrig. Fünfzehnhundert Taler hatte ich bezahlt.

Ich fragte, ob wir nicht um Lebens und Sterbens willen mit dem Vertrage auch an das Gericht gehen wollten.

„Ja," ſagte Martha Reuter drauf, „das wollen wir tun, wenn es einmal paßt. Heute und morgen iſt es nicht nötig."

Da hatte ich nun das Gut auf ſechs Jahre gewiß und ſechs Jahre ungewiß gepachtet, und ich gab dem Reuter die Hand: „Wenn es nicht einmal ganz verkehrt geht, dann wirſt du dein Geld immer auf den Tag bei Heller und Pfennig kriegen, und wenn es verkehrt geht, auch; denn das muß nun immer das erſte ſein."

Und der Martha gab ich die Hand: „Ich hatte es mir ſchwerer gedacht und bin froh, daß wir ſo raſch einig geworden ſind. Ich bitte dich bloß, daß du nun tuſt, als wenn gar nichts anders geworden wäre.“

Da lächelte ſie ein wenig. „Es iſt aber anders geworden, und du haſt doch gehört, daß der Vater nur verpachtet, weil es mir allein zuviel wird.“

Das hatten wir im Hausflur geredet, als wir eben aus der Scheune gekommen waren.

Sie ſchob ihren Arm in den des Vaters: „Komm, Vater, in der Stube iſt es wärmer,“ und ging mit ihm in die Stube.

Ich ging, weil ich ſo ganz voller Freude war, hinaus vor das Haus, um es noch einmal im Ganzen zu überſehn. Da ſtand ich und dachte: Was iſt es für ein zuverſichtlich Bauwerk! Halb iſt's dein. Ob du's einmal ganz kriegen wirſt? Indem ging ich ein paar Schritte näher, ſah von ungefähr in die Stube, und da ſah ich den Alten ſitzen, wo er vorher geſeſſen hatte. Er hatte die Hände nebeneinander auf dem Tiſche liegen. Die Tochter ſaß auf dem Stuhle neben ihm, und ihr Kopf lag auf des Vaters Händen. Ganz feſt lag er da drauf, wie wenn er ſich hinein wühlen wolle. Und der Alte zog eine Hand hervor, ſie zitterte, und er ſtrich ſeinem Kinde immer damit über das Haar.

Da zog ich die Schultern ein. In die Freude war ein ganzer Eimer Bitternis geſchüttet. Es war mir, als wenn es auf einmal ganz helle vor meinen Augen würde.

Die das Gut verpachtet, es mir verpachtet hatte, das war das Mädchen. Sie hatte es ſchweren Herzens getan und es dem Alten abgerungen. Der hatte es nicht aus den Händen geben wollen, aber ſie hatte gewußt, daß es darunter vollends zu Grunde ging. Und ſie hatte es ſo eingerichtet, daß dem Vater dabei doch ſeine Ehre blieb als dem Hausherrn. Den Preis hatte ſie ehrlich und recht geſtellt, nichts verſchenkt, aber auch erſt recht nichts überteuert. Das am allerwenigſten.

Das alles verſtand ich nun. Der Gedanke aber, der jetzt natürlich geweſen wäre, der kam mir nicht. Es wäre der geweſen: Sie iſt ein Weib, das längſt mannbar iſt, und du biſt ein Kerl, der ſeinen Mann ſtellen kann. Vielleicht . . . Der Gedanke iſt mir nicht gekommen und ihr auch nicht, das weiß ich. Anderen Leuten iſt er gekommen, aber es iſt ja gemeiniglich ſo, daß die, die eine Sache nichts angeht, ſie weit beſſer verſtehn als die, deren ſie eigentlich iſt.

In meiner Kammer, ſie lag nach derſelben Seite wie die Stube, in der ich ſchreibe, habe ich nachher eine Zeitlang vor mich hingeſonnen. Ich war gradezu ein wenig wehleidig geworden, und das war ja doch nicht am Platze. Was geworden war, hatte ich gewollt, und pachtete i ch nicht, ſo pachtete ein anderer. Hier aber: Allemal i ch. Ich ſtand lange am Fenſter. Das Land, das ſchöne weite Land!

Als ich die Treppe hinab ging, trat ich feſt auf. Martha Reuter kam über den Hausflur aus dem Stalle her, ſah mich an und nickte.

„Wie wird das nun?“ fragte ſie.

„Jetzt gehe ich erſt noch einmal heim und hole mein Zeug. Dann kann das hier losgehn.“

„Wann kommſt du wieder?“

„In drei bis vier Tagen, längſtens aber in achten.“

Wir traten in die Stube.

„Ich will dir nun gleich Lebewohl ſagen. Wo iſt dein Vater?“

„Der . . . hatte einen Weg.“

Um ein Haar hätte ich die Fauſt auf den Tiſch geknallt. Das Mädchen ſah mich an, abweiſend und ſtrenge, als wolle ſie ſagen: Davon laß die Hand. Das geht dich nichts an.

„Ja, alſo,“ ſagte ich, „längſtens in acht Tagen. Es iſt hier derweile auch nicht viel zu tun.“

„Nein, den Dünger fahren wir morgen und übermorgen, und mit dem Dreſchen, das hat Zeit.“

„Das hat Zeit. Dann alſo leb wohl.“

Ich klopfte unterwegs beim Schulzen an das Fenſter: „Ich hab's.“ Er langte die Hand heraus. „Gott ſei Dank, wieder einer. Mit der Zeit kriegen wir das ſchon.“

„Schulze,“ ſagte ich, „es iſt zwar ſo, daß es einen Hund jammern könnte, aber wenn du auf mich rechneſt, dann rechneſt du falſch. Ich kriege in den Jahren, die nun kommen, mit mir ſelber genug zu tun. Was gehen mich die andern an?“

Da lachte er. „Wenn du das halt fertig bringſt. Wollen ſehn.“

*

Ich kam nach Ortfeld. Onkel Franz ſtand im Tore. Er hatte nach mir ausgeſchaut und lief mir ein Ende entgegen.

„Na?“ Daß ich erſt guten Tag ſagte, überhörte er. Ich mußte lachen und ließ ihn zappeln.

Als wir über den Hof gingen, nahm er mich am Arm.

„So rede doch bloß, Hermann.“

„Freilich, aber die Mutter ſoll dabei ſein.“

Die hatte uns kommen ſehen und an meinem Geſicht erkannt, daß ich nicht umſonſt gegangen war. Sie ſtand am Tiſche und hatte ängſtliche Augen.

Meine Hand hielt ſie feſt. „Nun gehſt du fort, Hermann?“

„Ja, Mutter. Ich habe den Hof gepachtet.“

„Wie hoch?“ fiel Onkel Franz ein.

Ich ſagte es ihm.

„Hm. Gut, haſt die Augen aufgehabt.“

„Nicht ſo weit her, Onkel Franz,“ widerſprach ich. „Martha Reuter weiß genau, was ſie will, und ich muß dir ſagen, daß ich gar nicht verſucht habe zu handeln.“

„Kann ich mir gut denken. Ein Menſch wie du. Und?“

„Der Alte hat eigentlich gar nicht verpachten wollen, und es iſt mir heute noch ein Rätſel, daß es ſo gegangen iſt, und grade ich den Hof kriege.“

Da lachte Onkel Franz. „Ein Kerl wie du! Und?“

„Nun gibt's weiter kein: Und.“

„Ach ſo, ja. Heute noch nicht, aber!!“

Jetzt lachte ich hell auf. „Kennſt du Martha Reuter?“

„Nein. Iſt auch nicht nötig. Wird ſchon werden. Laß mich nur erſt hinkommen. Das kriegen wir ſchon. Ich führe gleich mit dir, aber da iſt das niederträchtige Reißen. Ich will mich mal auf eine halbe Stunde lang legen. Nachher können wir weiter reden.“

Er iſt nie nach Wolfenhagen gekommen. Der arme, gute Mann hat viel, viel Not gekriegt und iſt zuletzt drei Jahre nicht mehr aus dem Stuhle aufgeſtanden. — — —

*

Acht Tage darauf war ich wieder in Wolfenhagen, brachte einen Schlitten mit von daheim, auf den ich meinen Kram geladen hatte, und brachte ein Pferd mit. Das erſte Pferd in Wolfenhagen.

Das erſte! Heute ſind es achtunddreißig. Dreiundſechzig Taler hat die Lieſe gekoſtet, war zwölf Jahre und hat noch zwölf Jahre treu und brav mitgemacht.

Der alte Reuter ärgerte ſich. „Ein Pferd,“ ſagte er, „denkſt du, wir hätten keine Pferde kaufen können? Sie tun nicht gut bei uns. Das Geld iſt weggeſchmiſſen.“

„Das muß man ſehn,“ ſagte ich dagegen.

Der Winter war derweile ganz herzhaft geworden. Ganz herzhaft. Am Morgen die Fenſter voller Eis bis oben hin. Es kamen Tage, an denen ſie kaum abtauten. Und ich den ganzen Tag unterwegs. Dem Reuter habe ich Stangen gefahren in

die Schleiferei, die damals eingerichtet worden war. Nicht umſonſt. Ich habe nichts geſchenkt genommen und habe nichts verſchenkt. In derlei Sachen muß immer reine Bahn ſein, ſonſt hat einer vor dem anderen ein ſchlechtes Gewiſſen und iſt nicht frei in ſich. Dann wieder habe ich Dünger gefahren, habe, als die Dorfteiche geſchlämmt wurden, einen halben Teich Schlamm gekauft, den mit der Magd zuſammen heraus gehackt, als er gefroren war, und habe ihn auf einen Haufen links vom Hauſe gefahren. Das war der erſte Kompoſthaufen, und die Wieſen haben es mir zwei Jahre darauf gedankt.

Ins Wirtshaus bin ich keinmal gekommen. Als Anfang Dezember der Weihnachtsmarkt in der Stadt war, ſind wir, der Reuter, ſeine Tochter und ich, im Kaſtenſchlitten hinab gefahren und haben die Pachtung vor dem Gericht in Ordnung gebracht.

Auf das Pferd hat der Bauer nicht wieder geſchimpft, aber in das Wirtshaus ging er jeden Tag, den Gott werden ließ.

Ich habe in der Zeit einmal mit ſeiner Tochter darüber geredet. Wir waren gute Hausgenoſſen geworden. Beide tüchtig hinter der Arbeit her, flink mit den Händen und langſam mit dem Munde. Wie geſagt, ich brachte einmal die Rede darauf. Da ſagte ſie: „Vielleicht iſt's eine Krankheit.“

„Krankheit,“ eiferte ich los, „ja, ich weiß, daß es Leute gibt, die das für eine Krankheit anſehen. Es iſt aber keine. Sonſt ſind das Stehlen und das Faulenzen auch Krankheiten.“

„Dann iſt es vielleicht keine. Es kann ſein, daß

ich dir einmal mehr erzähle. Jetzt mußt du mir ſchon den Gefallen tun, es gehen zu laſſen, wie's geht und nicht mehr darüber reden."

Es war zum Verwundern, wie ſie es trug. Sie hat nie gelitten, jetzt nicht und niemals ſpäter, daß ich half, den Vater die Treppe hinauf bringen. War er auch nicht groß, ſo war er doch ſchwer, und ich habe mir hundertmal gedacht: Dabei m u ß ſie ſich doch Schaden tun. Das kann gar nicht immer gut gehn. Geſprochen haben wir nie mehr davon.

Es ſind viele, viele Tage vergangen, und es hat mich niemand beſucht. Ich bin an den Abenden daheim geblieben. Am Sonntage ging ich in die Kirche, aber die Predigten gefielen mir nicht recht. Der Pfarrer ſtand nicht breitbeinig auf der Erde. Er redete zuviel vom lieben Paradies und zuviel von der Sünde, aber er gab der Sünde keinen Namen. Und was noch ſchlimmer war, der Mann ging nur in die Häuſer, in denen alles ſchön in der Ordnung war. In die andern traute er ſich nicht. Da war er ein paarmal ſchlecht angekommen, und nun ließ er es bleiben.

Die Abende daheim waren ganz wunderſchön. Ganz ſtill waren ſie. Bloß der Wind ging draußen, und die Fenſter klirrten. Dann krachten im Ofen die Scheite, und die Spinnräder ſchnurrten.

Ich war rechtſchaffen müde, aber meine Pfeife ſchmeckte mir darum umſo beſſer. Wir haben untereinander geredet von der Arbeit und vom Frühjahre.

Einmal hatte ich geſagt, daß ich gerne etwas darüber wüßte, wie die Dörfer hier geworden wären, von Kriegen, die über das Land gegangen und den

Herren, die auf den Burgen gewohnt hätten. Die Magd war ein kluges, junges Ding und wußte einiges von Wüſtungen zu reden, von zerfallenen Burgen und Nürnberger Gerichten. Das brachte ſie noch aus der Schule mit, aber es ging bei ihr ſo durcheinander, daß ich mich nicht herausfand.

Als ich nun davon geredet hatte, daß ich darüber gerne Genaueres wüßte, legte Martha Reuter am andern Abende drei Bücher in meine Hand. Eines war von einem Pfarrer geſchrieben, der lange vermodert war, eines von einem Kreisphyſikus, der fortgezogen war und irgendwo an der Oſtſee wohnte, aus dem dritten war das erſte Blatt herausgeriſſen, ſo daß ich nicht ſagen kann, von wem das war.

Der Pfarrer hatte lauter Sagen aufgeſchrieben, aber dazwiſchen hinein ſtanden Geſpräche über die Sagen. Die habe ich nicht geleſen. Sie waren mir zu langweilig. Am beſten hat mir das Buch des Doktors gefallen.

Es iſt keines von den dreien mehr da. Ich weiß nicht, wohin ſie gekommen ſind. Kein Menſch hat ſeither das alles noch einmal aufgeſchrieben.

Das Fleckchen Erde zwiſchen Berg und Tal und Fluß, das hat mehr geſehn als manches weite flache Land, das an der Straße liegt.

Ich habe mit heißem Kopfe geſeſſen und mir erzählen laſſen, wie die Sorben ins Land kamen, habe eine rechtſchaffene Wut auf das Taternzeug gehabt und mir doch nachher überlegt, daß es ihnen zu danken ſei, daß heute hier überall die Dörfer ſtanden. Sie

haben die eigentlichen Hausherrn verjagt und ihre Herdſtellen eingenommen. Das iſt ſo zwiſchen dem fünften und ſechſten Jahrhundert geweſen. Nachher aber ſind die Deutſchen ſoweit geſcheit geworden, einzuſehn, daß das ſüdliche Land, nach dem ſie wie die Kinder verlangten, für ſie nichts taugte, und wieder kamen. Da ging es mit dem Verjagen wieder los. Bloß, jetzt war es umgekehrt und am Ende auch nicht ſo gründlich. Wir ſind von jeher gutmütig geweſen. Sie haben ſich mit den Sorben vermiſcht, und ſo ſieht man es den Geſichtern heute noch an, daß die Leute Sorbenblut in den Adern haben, zumal ſie auch durch Jahrhunderte immer bloß von einem Dorfe ins andere geheiratet haben, ſelten einmal hinaus und herein.

So habe ich mich von dem Doktor führen laſſen. Der andere, deſſen Namen ich nicht mehr weiß, der war noch geſcheiter als der Doktor und wußte viel, das vor der Zeit lag, mit der der Doktor begann. Das ging im erſten Jahre über meinen Kopf weg, und ich habe erſt im dritten oder vierten das Buch ganz abgegraſt.

Wenn ich ſo eine Stunde oder zwei geſeſſen und geleſen hatte, haben wir, Martha Reuter und ich, darüber geredet. Die Magd ging frühzeitig zu Bette, und wir waren lange, lange Stunden allein. Das hatte nichts zu ſagen. Der Gedanke, das Mädchen zu heiraten, der iſt mir nicht gekommen. Ich habe in ihr überhaupt nicht das Weib geſehn. Immer bloß den Menſchen, der ein ſchweres Geſchick tapfer trug und ſeine Arbeit ſo tat, daß aus der allein ſchon

viel Lob aufſteigen mußte. Niemals habe ich geſehn, daß ſie unſchlüſſig geweſen wäre oder nicht gewußt hätte, was ſie mit ihren Händen anfangen ſollte. Es war alles ganz ſelbſtverſtändlich und geſchah in einer großen Ruhe. In die Kirche ging ſie unregelmäßig. Ich ſpürte, daß ſie wohl den lieben Gott ſuchte, ihn aber an des Paſtors Hand nicht fand. Einmal ſagte ſie: „Der Bauerngott ſcheint mir manchmal ein anderer zu ſein als der, den ſie aus den Städten von den hohen Schulen mitbringen.“

Damals gingen die Frauen alle noch in der Kleidung, die ſchon ihre Mütter und Großmütter getragen hatten, und die man heute Tracht nennt. Die älteren hatten große Mäntel aus dem beſten ſchwarzen Tuche, und es koſtete ein ſolcher Mantel bis zu hundert Talern. Auf dem Kopfe hatten ſie große Bänderhauben. Die Bänder lagen auf dem Rücken und andere über die Bruſt herab zu Seiten des Kopfes. Jede Haube hatte oben darauf in der Mitte einen Haubenfleck. Der war aus Perlen geſtickt, und wiewohl ich viel hundert Haubenflecke geſehn habe, waren ſich doch nicht zwei ganz gleich. Die Kirchenhaube war ernſt und dunkel. Die Tanzhaube aber war luſtig und bunt.

*

Im Dorfe iſt das Leben alle die Tage ſo weiter gegangen, wie ich es am erſten Tage geſehn. Ich habe wenig davon geſpürt, höchſtens ſah ich dann und wann einen Betrunkenen auf der Dorfſtraße und hörte im Vorbeigehn Kinder weinen.

Gegen all das habe ich mich taub gemacht. Was geht's dich an, wenn hier Bauern auf den Hund kommen wollen? Du weißt, was du vor dir haſt. Da greif zu! Es hatte vor Weihnachten noch etliche Tage hintereinander geſchneit. Ganz langſam hatte es geſchneit und ganz ſtill. Es war ein Wetter, bei dem Weihnachten ſozuſagen in der Luft liegt und aus allen Winkeln guckt.

Ich habe mich in den Tagen, in denen ich nichts weiter tun konnte als Holzhacken, etlichemale dabei ertappt, daß ich in die Luft hinaus ſchnupperte, ob ich nicht Weihnachten röche und habe hinaus gehorcht, ob da nicht irgendein Lied käme.

Ein Lied kam nicht. Kaum aus einem Hauſe ein dünnes Kinderſtimmchen. Alles, alles ertrank in dem Elend. Backgeruch kam aus den Häuſern. Die Frauen waren am Stollenbacken. Ich bin ihnen dann und wann begegnet, aber Weihnachtsgeſichter ſah ich nur bei denen, deren Männer fleißig und ordentlich waren, und das waren weniger, als recht war. Alle andern hatten herbe Geſichter und harte Augen. Sie gingen ganz ohne Freude, und die Kinder, die ihnen an der Schürze hingen, waren auch nicht ſo froh, wie ſie hätten ſein müſſen.

Es ſchneite und ſchneite. Martha Reuter ſagte mir, daß ſie wohl Schneewinter gewöhnt ſeien, daß es aber dieſes Jahr ganz außergewöhnlich viel von der weißen Ware gebe. Auf ſoviel könne ſie ſich nicht beſinnen.

Der Briefträger kam nicht mehr. Der Wald lag wie vergraben, alle Hohlwege waren zugeſchneit,

und der Schnee hing bis dicht unter die Kronen der Ebereſchenbäume, die an der Straße ſtanden. Die Dörfer waren von der Welt abgeſchnitten. Keiner konnte zum andern durchkommen, wenn er etwa über Feld mußte.

Da geſchah etwas, das eigentlich Freude hätte machen müſſen, in dem aber, was drum und dran hing, traurig war.

Es war mir aufgefallen, daß der Reuter ſeit Tagen nüchtern war. Er fängt an, vernünftig zu werden, habe ich bei mir gedacht, aber ich muß geſtehn, daß mir der betrunkene Mann eigentlich lieber war als der nüchterne. Der war heute ſo, morgen ſo. Heute mürriſch und mißtrauiſch, morgen ſchwatzhaft. Mitten in der Schwatzhaftigkeit aber ſprang er um. Seine Augen gingen zur Seite, er war ſcheu und ganz und gar unzufrieden. So auch gegen ſeine Tochter. Einmal hörte ich ihn laut ſchimpfen, und es war gar keine Urſache dazu geweſen. Sie verbrennten zuviel Holz, ſagte er. Dann wieder ſaß er ſtumm hinter ſeinem Tiſche. Er litt es zehnmal, daß ſeine Tochter freundlich zu ihm war, das elfte Mal fuhr er ſie an. Sie ließ ſich nicht irre machen, tat, wie man ſo ſagt, was ſie ihm an den Augen abſehn konnte, tat es immer wieder, wenn es ihr auch kaum einen guten Blick eintrug. Sie gab ſich alle Mühe, es ihm im Hauſe ſo ſchön zu machen, wie das nur möglich war. Und es war ſchön! Warm und ordentlich, kein Streit, außer wenn ihn der Alte vom Zaune brach. Richtig hinter dem Vater her ging das Mädel. Dabei hatte ſie, wenn ſie

meinte, es ſähe es keiner, ganz traurige Augen. So, als wiſſe ſie von vornherein, daß doch alle Mühe vergebens ſei.

Als ich in den Tagen einmal zum Schmiede ging, traf ich den Schulzen. Der lachte mir ſchon von weitem entgegen.

„Wie gefällt's dir jetzt bei uns?“

„Immer beſſer.“

„So, das höre ich gerne.“ Er lachte verſchmitzt. „Du, es wird überhaupt beſſer.“

„Zeit wäre das wohl, aber ich bin der Meinung, ſolange der Branntwein noch ins Dorf herein geht, geht das Beſſerwerden draußen vorbei.“

„Es gibt aber keinen Branntwein mehr.“

„Dann geb' ich ſelber einen aus!“

„Kannſt du nicht. Alle iſt er, — — das heißt, bei uns iſt er alle. Im Dorfe.“

„Wenn's bloß das iſt, da iſt nicht viel gewonnen. Sie holen neuen.“

„Das iſt's ja eben. Das iſt leichter geſagt wie gemacht. Bei dem Wege!“

„Geht das nicht heute und morgen, ſo geht's übermorgen.“

„Freilich, freilich, habe ich mir auch geſagt. Es iſt aber doch ein Spaß, daß ſie einmal wenigſtens auf Tage bei Verſtand bleiben müſſen. Vier Wochen müßte das Wetter ſo ſein. Immer mehr Schnee. Feſte! Was haben wir draußen zu ſuchen?“

Der Branntwein alſo war alle. Ganz und gar alle. Jetzt wußte ich, warum der Reuter nüchtern war.

Wieder zwei Tage drauf, — — ich weiß nicht mehr, was ich ſelbigesmal draußen zu tun gehabt habe, wahrſcheinlich bin ich bloß dem Winter zu Gefallen gegangen, — alſo zwei Tage drauf begegnete ich auf der Straße, ſo an die ſechs- bis achthundert Schritte vom Dorfe, etlichen Weibern. Es mögen an die zehn geweſen ſein. Geſtiefelt, die Röcke hoch geſchürzt, um den Kopf dicke Tücher gewickelt. Es ſchummerte. Der Mond, der hinter den Wolken ſtand, gab ein wenig Licht. Da begegnete ich den Weibern. Sie ſchritten wie Küraſſiere, die vom Roſſe geſtiegen ſind. Schaukelnd und mit langen, unbeholfenen Schritten. Die Geſichter, ſoweit man das vor den Tüchern ſehen konnte, ganz ernſt. Zorn und Verbitterung in den Augen und ein anderes. Traurigſein vielleicht.

„Wo hinaus ſoll denn das?“ fragte ich.

Drei, vier gingen vorbei und gaben keine Antwort. Die fünfte ſpuckte aus. „Wir wollen Schweine holen.“ Und weiter ſtolperten ſie. Von denen, die hinterdrein kamen, ſagte mir eine, daß ihre Männer in die Stadt ſeien, Branntwein zu holen. Nun ſie mit Nachtwerden noch nicht wieder daheim ſeien, und weil die Weiber wüßten, *wie* ſie kommen würden, wenigſtens ſo weit, wie ſie eben kämen, hätten ſie ſich aufgemacht, ſie heim zu holen. Das ſei wohl gewiß, daß ſie allein nicht heim fänden, und erfrieren laſſen? „Ach Gott!“ ſagte Auguſte Hilpert. Das riß mich zuſammen und ging mir durch alle Knochen. Erfrieren laſſen? Ja, wenn es nur nicht ſo gottlos wäre, und wenn nicht ein anderes

„Jetzt gehe ich erſt noch einmal heim und hole mein Zeug. Dann kann das hier losgehn.“

„Wann kommſt du wieder?“

„In drei bis vier Tagen, längſtens aber in achten.“

Wir traten in die Stube.

„Ich will dir nun gleich Lebewohl ſagen. Wo iſt dein Vater?“

„Der . . . hatte einen Weg.“

Um ein Haar hätte ich die Fauſt auf den Tiſch geknallt. Das Mädchen ſah mich an, abweiſend und ſtrenge, als wolle ſie ſagen: Davon laß die Hand. Das geht dich nichts an.

„Ja, alſo,“ ſagte ich, „längſtens in acht Tagen. Es iſt hier derweile auch nicht viel zu tun.“

„Nein, den Dünger fahren wir morgen und übermorgen, und mit dem Dreſchen, das hat Zeit.“

„Das hat Zeit. Dann alſo leb wohl.“

Ich klopfte unterwegs beim Schulzen an das Fenſter: „Ich hab's.“ Er langte die Hand heraus. „Gott ſei Dank, wieder einer. Mit der Zeit kriegen wir das ſchon.“

„Schulze,“ ſagte ich, „es iſt zwar ſo, daß es einen Hund jammern könnte, aber wenn du auf mich rechneſt, dann rechneſt du falſch. Ich kriege in den Jahren, die nun kommen, mit mir ſelber genug zu tun. Was gehen mich die andern an?“

Da lachte er. „Wenn du das halt fertig bringſt. Wollen ſehn.“

*

Ich kam nach Ortfeld. Onkel Franz ſtand im Tore. Er hatte nach mir ausgeſchaut und lief mir ein Ende entgegen.

„Na?“ Daß ich erſt guten Tag ſagte, überhörte er. Ich mußte lachen und ließ ihn zappeln.

Als wir über den Hof gingen, nahm er mich am Arm.

„So rede doch bloß, Hermann.“

„Freilich, aber die Mutter ſoll dabei ſein.“

Die hatte uns kommen ſehen und an meinem Geſicht erkannt, daß ich nicht umſonſt gegangen war. Sie ſtand am Tiſche und hatte ängſtliche Augen.

Meine Hand hielt ſie feſt. „Nun gehſt du fort, Hermann?“

„Ja, Mutter. Ich habe den Hof gepachtet.“

„Wie hoch?“ fiel Onkel Franz ein.

Ich ſagte es ihm.

„Hm. Gut, haſt die Augen aufgehabt.“

„Nicht ſo weit her, Onkel Franz,“ widerſprach ich. „Martha Reuter weiß genau, was ſie will, und ich muß dir ſagen, daß ich gar nicht verſucht habe zu handeln.“

„Kann ich mir gut denken. Ein Menſch wie du. Und?“

„Der Alte hat eigentlich gar nicht verpachten wollen, und es iſt mir heute noch ein Rätſel, daß es ſo gegangen iſt, und grade ich den Hof kriege.“

Da lachte Onkel Franz. „Ein Kerl wie du! Und?“

„Nun gibt's weiter kein: Und.“

„Ach ſo, ja. Heute noch nicht, aber!!“

Jetzt lachte ich hell auf. „Kennſt du Martha Reuter?“

„Nein. Iſt auch nicht nötig. Wird ſchon werden. Laß mich nur erſt hinkommen. Das kriegen wir ſchon. Ich führe gleich mit dir, aber da iſt das niederträchtige Reißen. Ich will mich mal auf eine halbe Stunde lang legen. Nachher können wir weiter reden.“

Er iſt nie nach Wolfenhagen gekommen. Der arme, gute Mann hat viel, viel Not gekriegt und iſt zuletzt drei Jahre nicht mehr aus dem Stuhle aufgeſtanden. — — —

*

Acht Tage darauf war ich wieder in Wolfenhagen, brachte einen Schlitten mit von daheim, auf den ich meinen Kram geladen hatte, und brachte ein Pferd mit. Das erſte Pferd in Wolfenhagen.

Das erſte! Heute ſind es achtunddreißig. Dreiundſechzig Taler hat die Lieſe gekoſtet, war zwölf Jahre und hat noch zwölf Jahre treu und brav mitgemacht.

Der alte Reuter ärgerte ſich. „Ein Pferd,“ ſagte er, „denkſt du, wir hätten keine Pferde kaufen können? Sie tun nicht gut bei uns. Das Geld iſt weggeſchmiſſen.“

„Das muß man ſehn,“ ſagte ich dagegen.

Der Winter war derweile ganz herzhaft geworden. Ganz herzhaft. Am Morgen die Fenſter voller Eis bis oben hin. Es kamen Tage, an denen ſie kaum abtauten. Und ich den ganzen Tag unterwegs. Dem Reuter habe ich Stangen gefahren in

die Schleiferei, die damals eingerichtet worden war. Nicht umſonſt. Ich habe nichts geſchenkt genommen und habe nichts verſchenkt. In derlei Sachen muß immer reine Bahn ſein, ſonſt hat einer vor dem anderen ein ſchlechtes Gewiſſen und iſt nicht frei in ſich. Dann wieder habe ich Dünger gefahren, habe, als die Dorfteiche geſchlämmt wurden, einen halben Teich Schlamm gekauft, den mit der Magd zuſammen heraus gehackt, als er gefroren war, und habe ihn auf einen Haufen links vom Hauſe gefahren. Das war der erſte Kompoſthaufen, und die Wieſen haben es mir zwei Jahre darauf gedankt.

Ins Wirtshaus bin ich keinmal gekommen. Als Anfang Dezember der Weihnachtsmarkt in der Stadt war, ſind wir, der Reuter, ſeine Tochter und ich, im Kaſtenſchlitten hinab gefahren und haben die Pachtung vor dem Gericht in Ordnung gebracht.

Auf das Pferd hat der Bauer nicht wieder geſchimpft, aber in das Wirtshaus ging er jeden Tag, den Gott werden ließ.

Ich habe in der Zeit einmal mit ſeiner Tochter darüber geredet. Wir waren gute Hausgenoſſen geworden. Beide tüchtig hinter der Arbeit her, flink mit den Händen und langſam mit dem Munde. Wie geſagt, ich brachte einmal die Rede darauf. Da ſagte ſie: „Vielleicht iſt's eine Krankheit."

„Krankheit," eiferte ich los, „ja, ich weiß, daß es Leute gibt, die das für eine Krankheit anſehen. Es iſt aber keine. Sonſt ſind das Stehlen und das Faulenzen auch Krankheiten."

„Dann iſt es vielleicht keine. Es kann ſein, daß

haben die eigentlichen Hausherrn verjagt und ihre Herdſtellen eingenommen. Das iſt ſo zwiſchen dem fünften und ſechſten Jahrhundert geweſen. Nachher aber ſind die Deutſchen ſoweit geſcheit geworden, einzuſehn, daß das ſüdliche Land, nach dem ſie wie die Kinder verlangten, für ſie nichts taugte, und wieder kamen. Da ging es mit dem Verjagen wieder los. Bloß, jetzt war es umgekehrt und am Ende auch nicht ſo gründlich. Wir ſind von jeher gutmütig geweſen. Sie haben ſich mit den Sorben vermiſcht, und ſo ſieht man es den Geſichtern heute noch an, daß die Leute Sorbenblut in den Adern haben, zumal ſie auch durch Jahrhunderte immer bloß von einem Dorfe ins andere geheiratet haben, ſelten einmal hinaus und herein.

So habe ich mich von dem Doktor führen laſſen. Der andere, deſſen Namen ich nicht mehr weiß, der war noch geſcheiter als der Doktor und wußte viel, das vor der Zeit lag, mit der der Doktor begann. Das ging im erſten Jahre über meinen Kopf weg, und ich habe erſt im dritten oder vierten das Buch ganz abgegraſt.

Wenn ich ſo eine Stunde oder zwei geſeſſen und geleſen hatte, haben wir, Martha Reuter und ich, darüber geredet. Die Magd ging frühzeitig zu Bette, und wir waren lange, lange Stunden allein. Das hatte nichts zu ſagen. Der Gedanke, das Mädchen zu heiraten, der iſt mir nicht gekommen. Ich habe in ihr überhaupt nicht das Weib geſehn. Immer bloß den Menſchen, der ein ſchweres Geſchick tapfer trug und ſeine Arbeit ſo tat, daß aus der allein ſchon

viel Lob aufſteigen mußte. Niemals habe ich geſehn, daß ſie unſchlüſſig geweſen wäre oder nicht gewußt hätte, was ſie mit ihren Händen anfangen ſollte. Es war alles ganz ſelbſtverſtändlich und geſchah in einer großen Ruhe. In die Kirche ging ſie unregelmäßig. Ich ſpürte, daß ſie wohl den lieben Gott ſuchte, ihn aber an des Paſtors Hand nicht fand. Einmal ſagte ſie: „Der Bauerngott ſcheint mir manchmal ein anderer zu ſein als der, den ſie aus den Städten von den hohen Schulen mitbringen.“

Damals gingen die Frauen alle noch in der Kleidung, die ſchon ihre Mütter und Großmütter getragen hatten, und die man heute Tracht nennt. Die älteren hatten große Mäntel aus dem beſten ſchwarzen Tuche, und es koſtete ein ſolcher Mantel bis zu hundert Talern. Auf dem Kopfe hatten ſie große Bänderhauben. Die Bänder lagen auf dem Rücken und andere über die Bruſt herab zu Seiten des Kopfes. Jede Haube hatte oben darauf in der Mitte einen Haubenfleck. Der war aus Perlen geſtickt, und wiewohl ich viel hundert Haubenflecke geſehn habe, waren ſich doch nicht zwei ganz gleich. Die Kirchenhaube war ernſt und dunkel. Die Tanzhaube aber war luſtig und bunt.

*

Im Dorfe iſt das Leben alle die Tage ſo weiter gegangen, wie ich es am erſten Tage geſehn. Ich habe wenig davon geſpürt, höchſtens ſah ich dann und wann einen Betrunkenen auf der Dorfſtraße und hörte im Vorbeigehn Kinder weinen.

hat mir in der Seele weh getan und hat mich zornig gemacht. Was wäre mit ſolchen Weibern anzufangen, mit ſolchen trotzigen, ſtarken! Und was mußte das für ein Geſchlecht werden, das aus ſolch verdorbener Wurzel wuchs. Warum muß ſoviel Elend auf die Menſchen losgelaſſen werden? Hat der Staat nicht zu allererſt danach zu trachten, daß das Volk geſund iſt? Es iſt ganz ſchön, wenn einer von der Freiheit redet und ſagt, ein erwachſener Menſch müſſe ſelber wiſſen, was er zu tun und zu laſſen habe, und man dürfe ihn nicht mehr am Gängelbande führen. Wie denn aber, wenn das die Leute nicht wiſſen, wenn ſie der Teufel reitet? Es iſt nicht wahr, daß ſie tun und laſſen können, was ſie wollen. Sie müſſen tun, wozu ſie das Laſter alle Tage aufs neue treibt. Freie Menſchen ſind ſie nicht mehr. Sie ſind Knechte. Der Knecht aber muß einen Herrn über ſich haben. Dahinter bin ich nun doch ſo ſachte gekommen. Das Wort Knecht will recht verſtanden ſein. Nicht den nenne ich einen Knecht, der einen Dienſt bei einem Bauern annimmt, ſondern den, der nicht mehr tun kann was er will, weil er nicht Herr über ſich ſelber iſt.

Weiter habe ich gedacht: Wie wäre das, wenn der Staat den Branntwein verbieten würde? — — Dann würden ſie heimlich trinken, und viel beſſer als jetzt wäre es auch nicht. Ein wenig, aber nicht viel.

So läßt es der Staat gehn, wie es gehn will. Warum? Weil ſie freie Menſchen ſind? Nein. Weil ſie heimlich tun würden, was ſie jetzt öffentlich tun?

Auch nicht. Er braucht Steuern. Kann er die nicht auf andre Weiſe kriegen? Sicher. Wie aber iſt es zu beſſern? Nur durch ein Mittel. Man muß die Leute dahin bringen, daß ſie nicht mehr trinken mögen. Anders iſt es nicht zu machen. Bei wem aber fängt man damit an? Bei den Alten nicht. Einer oder der andere iſt wohl noch herum zu kriegen. Im übrigen iſt da Hopfen und Malz verloren. Alſo bei den Jungen. Und das willſt du tun? Ich? Ach, ich habe genug mit mir ſelber zu ſchaffen. Und: Was gehn mich die andern an?

Darauf bin ich hängen geblieben. Ich will, daß ſie mich nichts angehn, und kriege es doch nicht fertig. Immer muß ich an die Verſteigerung denken und an den Abend im Wirtshauſe, an den Zug heute durch den Schnee und an den Jungen, der mit großen Augen neben ſeiner Mutter ſtand, als ich mit meinen Küraſſierſtiefeln gegen die Haustür trat. Das alles läßt mich nicht los, und draußen geht Weihnachten vorüber.

Ich habe lange, lange wach gelegen.

*

Am andern Abende kam der Schulze zu mir.

„Wie haſt du dich eingerichtet?“

„Gut, Schulze. Man kann noch nicht viel ſagen. Die Arbeit kommt ja erſt noch.“

„So, die kommt erſt noch? Und was haſt du bis jetzt gemacht?“

„Ein bißchen da und dort herum gekratzt.“

Da lachte er. „Dann möchte ich dich einmal arbeiten ſehn, wenn du das Kratzen nennſt.“

„Das kannſt du gerne. Laß es nur erſt Frühjahr werden.“

„Bis dahin hat's noch gute Weile. Im Wirtshauſe geht es wieder hoch her. Warum kommſt du gar nicht einmal? Wir ſind doch nicht alle miteinander Trinker.“

„Das iſt nun ſo, Schulze. Ich ſitze ganz gerne mit ein paar Männern zuſammen und habe immer gerne ein Glas Bier getrunken, aber hier, nein, das bringe ich nicht fertig.“

„Du mußt nicht auf ſie hinſehn.“

„Das eben bringe ich auch nicht fertig. Überhaupt . . .“ Und nun zog ich los. Ganz von oben her und feſte.

Der Schulze lächelte. „Verbieten? Sagſt ja ſelber, daß das nichts iſt. Die Jungen lehren? Sie folgen zehnmal lieber den Alten als uns.“

„Was dann?“

„Warten, bis es von allein beſſer wird. Das geht, wie es gekommen iſt.“

Ich ſah ihn an. Da ſah ich, daß das gar nicht ſeine ehrliche Meinung war, daß er vielmehr etwas für ſich behielt. Fragen aber mochte ich nicht. Wenn er mich nicht für reif genug hielt, dann wollte ich warten, bis es ſoweit war.

Nach einer Weile legte er ſich breit über den Tiſch.

„Weißt du, wie das gekommen iſt? Das machen die Kriege, die wir alle gewonnen haben und die uns reich machen.“

„Schulze!“ fuhr ich auf.

„Iſt ſo. Ich weiß nicht, wie wir einen verlorenen Krieg getragen hätten. Drei gewonnene können wir nicht ertragen. Das weiß ich.“

Das war ein hartes Wort, aber der Mann hatte recht.

Wir haben nun geplaudert von alten Tagen. Der Mann konnte erzählen, wie ich es nie gehört hatte. Er war klug, aber, was mehr war, er hatte das Herz auf dem richtigen Flecke.

Die Sorte Bauern iſt im Ausſterben. So die ſtillen, die viel ſtärker ſind, als man meint. Sie haben alle ihre Kraft aus dem Acker geholt und ſind inwendig geweſen wie ein reifes Weizenfeld. Knapp mit der Rede, langſam mit der Hand und dem Fuße, aber was ſie ſagen, das hat Kern, wo ſie zugreifen, da tun ſie es ordentlich, und wohin ſie treten, da ſieht man ihre Spur. Nichts Fahriges an ihnen. Sie geben jedem ſeine Ehre, tun da vielleicht ein bißchen zuviel, und verlangen für ſich keine. Es iſt ihnen ſelbſtverſtändlich, daß ſie zuverläſſig ſind. Eins haben ſie nicht gekonnt. Darin iſt ihnen das heutige Geſchlecht über. Sie ſind nicht mißtrauiſch geweſen. Immer leichtgläubig, weil ſie es nicht faſſen konnten, daß einer unehrlich ſei. So ſind ſie denn auch ausgenutzt worden und langſamer voran gekommen, als es hätte ſein müſſen. In allem andern ſteht das heutige Geſchlecht unter ihnen.

Ich werde ihn immer vor mir ſehn, ſolange ich lebe, den kurzen Mann mit dem dicken, runden Graukopfe und den breiten Lippen.

Auguſte Hilpert war die einzige geweſen, die derweile Hand angelegt hatte. Nun ließ ſie die Hand wieder los.

Etliche Männer ſchimpften auf ihre Frauen, andere fanden es ſpaßig, daß die nicht mitmachen wollten. So ſpannten ſich alſo wieder zwei Männer vor den Schlitten, zwei ſchoben. Nach einer Weile legte ſich der fünfte, der nebenher geſtapft war und zu dem Schlitten gehörte, ins Geſchirr und löſte einen andern ab. So hatten ſie es den ganzen Weg her gemacht.

Der am Anfang nebenher ging, das war Paul Hilpert, Auguſte Hilperts Mann, und ſie machte ſich an ſeine Seite. Er war noch nicht alt. Ich ſchätzte damals ſo an die fünfunddreißig bis vierzig Jahre. Ich hatte übrigens recht. Er war fünfunddreißig. Das Weib nahm ſeine Hand, und ich hörte ſie an ihm betteln, daß er doch nicht mehr gar ſoviel tränke. Ein wenig, wenn es denn ſein müſſe, wohl, aber nicht gar ſo viel. Nun komme Weihnachten, ſie hätten Kinder und hätten doch mit den Schulden ihre Not.

Der Mann hat nichts darauf geſagt. Recht mag er ihr wohl gegeben und ſich doch inwendig gewehrt haben, eben weil er ihr recht geben mußte. Auf einmal fragte er heiß und hart: „Wie kommt der zu euch?“

Damit war ich gemeint. Das Weib verſtand ihn im Augenblicke. Sie wehrte ab. Was er von ihr denke. So und ſo ſei das geweſen. Da blieb er einen

Schritt zurück und machte ſich neben mich. Er hieß ſein Weib, ſich zu den andern ſcheren.

Als wir zwei ſo ein Ende hinter den andern waren, fragte er mit einemmale: „Welche iſt's denn?“ Ich ſpürte deutlich, wie er Angſt hatte, daß ſein Weib und ich einig untereinander ſeien. Im Augenblicke habe ich nicht gleich bedacht, daß, was ich von den beiden nun geſehn und gehört, immer noch ein klein wenig Hoffnung ließ, daß nicht alles verloren ſei. Ich war rechtſchaffen ärgerlich, und es brannte mir oben hinaus.

„Menſch,“ ſagte ich, „wenn ich dir vor den anderen nicht die Schande antun wollte, dann legte ich dich daher in den Schnee und hieb dich, daß du morgen keinen heilen Fleck am Leibe hätteſt und wäre der bloß ſo groß wie ein Taler. Du Saufaus, der ſein bißchen Scham verſoffen hat!“ Kräftig habe ich vom Leder gezogen, ſo kräftig wie ehemals mit der Plempe.

Zuletzt ſagte ich: „Und wenn ein biſſel Kuraſche in den Weibern ſteckte, dann ſtießen ſie die Spunde aus den Fäſſern, drehten die um und ließen das ganze Elend in den Schnee laufen. Aber es ſteckt keine Kuraſche in ihnen.“

Derweile rief einer von vorne, daß der Hilpert kommen und ziehen hülfe. Da ging er von mir.

Ich habe die ganze Zeit darauf gewartet, daß die Weiber ſich zuſammenrafften, über die Fäſſer herfielen und täten, wie ich mir das inwendig zurecht gelegt hatte. Sie taten es nicht, wohl aber legte des Hilperts Weib, als ſie ihren Mann ſich plagen

ſah, wieder Hand an und ſchob. Es dauerte wahrhaftig nicht lange, da machten es ihr die meiſten Weiber nach. Sag' einer, daß es ein verrückter Ding gäbe als ſo ein Menſchenherz!

Drei Frauen gingen trotzig voraus. Ganz ſtill und ganz feſt. Wie müſſen die Männer auf denen herumgetreten ſein, daß ſie ſo bei ihrem Trotze bleiben konnten. Ich hätte ihnen gerne ein gutes Wort geſagt, aber ich habe es bleiben laſſen. Sie taten mir zu leid.

Die Männer haben ſich geplagt wie die Stiere. Zehnmal umgeworfen und wieder aufgehoben. Sie haben ſich geplagt, alles was wahr iſt, und je mehr ſie ſchwitzen, um ſo mehr verging ihr Rauſch, um ſo ſtiller wurden ſie.

So kamen wir ins Dorf. Ganz ſtill. Auch von den Männern verlor keiner ein Wort. In der Tür ſtand der Wirt.

„Seid ihr da?"

Keine Antwort. Sie hoben die Fäſſer von den Schlitten und rollten ſie in den Hausflur. Die Weiber aber ſtanden, bis auf die drei trotzigen, die ſtehenden Fußes in ihre Häuſer liefen, und warteten. Sie haben gehofft, daß die Männer für heute genug hätten und mit ihnen heimgingen. Einer hat es getan. Das war der Hilpert. Ich ſehe es noch vor mir, wie das Weib ſeine Hand nahm und ſich an ihn kuſchelte und höre es noch, wie ſie ein ganz klein wenig lachte. So, wie wenn ſie lautauf heulen müßte. Die zwei gingen miteinander heim. Wenn das Weib an dem Abende einen Himmel zu ver-

ſchenken gehabt hätte, ſie hätte ihn dem Manne gegeben. Sich ſelber geben? Viel, viel zu wenig.

Ich habe hinter den zweien drein geſehn und habe hinter den andern dreingeſehn, die eine Weile warteten und dann langſam, als ſchämten ſie ſich voreinander, daß ihnen ſo Bitteres geſchah, daß ſie für gar nichts geachtet wurden, heimgingen.

Es hat mir keine mit einem Worte gedankt, und es hat keine mit ihrem Manne gekeift. Als die Männer das Trinken anfingen, mögen ſie es wohl getan haben, nun wußten ſie längſt, daß das alles umſonſt war. Sie waren zu ſtolz zum Betteln und waren zu ſtolz zum Schimpfen.

Weiß der liebe Himmel, wie es zugegangen iſt, daß noch am ſelbigen Abende die Trinker wußten, daß zwei Fäſſer voll Branntwein im Dorfe waren. Sie haben es gewußt, und als ich durch das Gäßchen ging, begegnete ich dem Reuter. Ich fragte ihn, wohin er noch gehe, obwohl ich es genau wußte. Er habe einen Weg vor, ſagte er, und ich drauf ganz bitter und ſo, daß er ſpüren mußte, wie ich den Mann verachtete: „Du kannſt ruhig gehn. Sie haben zwei Fäſſer voll gebracht.“

Ich hatte im Stillen gehofft, er werde umdrehn, aber er ging nur ſchneller.

In der Nacht habe ich lange wach gelegen. Ich mußte immer an die Weiber und an die Kinder denken.

Daß die Männer ſich ſelber elend machten und ums Leben brachten, das war ja zuletzt ihre Sache, aber daß ſie die Unſchuldigen mit ins Elend riſſen, das

hat mir in der Seele weh getan und hat mich zornig gemacht. Was wäre mit ſolchen Weibern anzufangen, mit ſolchen trotzigen, ſtarken! Und was mußte das für ein Geſchlecht werden, das aus ſolch verdorbener Wurzel wuchs. Warum muß ſoviel Elend auf die Menſchen losgelaſſen werden? Hat der Staat nicht zu allererſt danach zu trachten, daß das Volk geſund iſt? Es iſt ganz ſchön, wenn einer von der Freiheit redet und ſagt, ein erwachſener Menſch müſſe ſelber wiſſen, was er zu tun und zu laſſen habe, und man dürfe ihn nicht mehr am Gängelbande führen. Wie denn aber, wenn das die Leute nicht wiſſen, wenn ſie der Teufel reitet? Es iſt nicht wahr, daß ſie tun und laſſen können, was ſie wollen. Sie müſſen tun, wozu ſie das Laſter alle Tage aufs neue treibt. Freie Menſchen ſind ſie nicht mehr. Sie ſind Knechte. Der Knecht aber muß einen Herrn über ſich haben. Dahinter bin ich nun doch ſo ſachte gekommen. Das Wort Knecht will recht verſtanden ſein. Nicht den nenne ich einen Knecht, der einen Dienſt bei einem Bauern annimmt, ſondern den, der nicht mehr tun kann was er will, weil er nicht Herr über ſich ſelber iſt.

Weiter habe ich gedacht: Wie wäre das, wenn der Staat den Branntwein verbieten würde? — — Dann würden ſie heimlich trinken, und viel beſſer als jetzt wäre es auch nicht. Ein wenig, aber nicht viel.

So läßt es der Staat gehn, wie es gehn will. Warum? Weil ſie freie Menſchen ſind? Nein. Weil ſie heimlich tun würden, was ſie jetzt öffentlich tun?

Auch nicht. Er braucht Steuern. Kann er die nicht auf andre Weiſe kriegen? Sicher. Wie aber iſt es zu beſſern? Nur durch ein Mittel. Man muß die Leute dahin bringen, daß ſie nicht mehr trinken mögen. Anders iſt es nicht zu machen. Bei wem aber fängt man damit an? Bei den Alten nicht. Einer oder der andere iſt wohl noch herum zu kriegen. Im übrigen iſt da Hopfen und Malz verloren. Alſo bei den Jungen. Und das willſt du tun? Ich? Ach, ich habe genug mit mir ſelber zu ſchaffen. Und: Was gehn mich die andern an?

Darauf bin ich hängen geblieben. Ich will, daß ſie mich nichts angehn, und kriege es doch nicht fertig. Immer muß ich an die Verſteigerung denken und an den Abend im Wirtshauſe, an den Zug heute durch den Schnee und an den Jungen, der mit großen Augen neben ſeiner Mutter ſtand, als ich mit meinen Küraſſierſtiefeln gegen die Haustür trat. Das alles läßt mich nicht los, und draußen geht Weihnachten vorüber.

Ich habe lange, lange wach gelegen.

*

Am andern Abende kam der Schulze zu mir.

„Wie haſt du dich eingerichtet?“

„Gut, Schulze. Man kann noch nicht viel ſagen. Die Arbeit kommt ja erſt noch.“

„So, die kommt erſt noch? Und was haſt du bis jetzt gemacht?“

„Ein bißchen da und dort herum gekratzt.“

Da lachte er. „Dann möchte ich dich einmal arbeiten ſehn, wenn du das Kratzen nennſt.“

„Das kannſt du gerne. Laß es nur erſt Frühjahr werden.“

„Bis dahin hat's noch gute Weile. Im Wirtshauſe geht es wieder hoch her. Warum kommſt du gar nicht einmal? Wir ſind doch nicht alle miteinander Trinker.“

„Das iſt nun ſo, Schulze. Ich ſitze ganz gerne mit ein paar Männern zuſammen und habe immer gerne ein Glas Bier getrunken, aber hier, nein, das bringe ich nicht fertig.“

„Du mußt nicht auf ſie hinſehn.“

„Das eben bringe ich auch nicht fertig. Überhaupt . . .“ Und nun zog ich los. Ganz von oben her und feſte.

Der Schulze lächelte. „Verbieten? Sagſt ja ſelber, daß das nichts iſt. Die Jungen lehren? Sie folgen zehnmal lieber den Alten als uns.“

„Was dann?“

„Warten, bis es von allein beſſer wird. Das geht, wie es gekommen iſt.“

Ich ſah ihn an. Da ſah ich, daß das gar nicht ſeine ehrliche Meinung war, daß er vielmehr etwas für ſich behielt. Fragen aber mochte ich nicht. Wenn er mich nicht für reif genug hielt, dann wollte ich warten, bis es ſoweit war.

Nach einer Weile legte er ſich breit über den Tiſch.

„Weißt du, wie das gekommen iſt? Das machen die Kriege, die wir alle gewonnen haben und die uns reich machen.“

„Schulze!“ fuhr ich auf.

„Iſt ſo. Ich weiß nicht, wie wir einen verlorenen Krieg getragen hätten. Drei gewonnene können wir nicht ertragen. Das weiß ich.“

Das war ein hartes Wort, aber der Mann hatte recht.

Wir haben nun geplaudert von alten Tagen. Der Mann konnte erzählen, wie ich es nie gehört hatte. Er war klug, aber, was mehr war, er hatte das Herz auf dem richtigen Flecke.

Die Sorte Bauern iſt im Ausſterben. So die ſtillen, die viel ſtärker ſind, als man meint. Sie haben alle ihre Kraft aus dem Acker geholt und ſind inwendig geweſen wie ein reifes Weizenfeld. Knapp mit der Rede, langſam mit der Hand und dem Fuße, aber was ſie ſagen, das hat Kern, wo ſie zugreifen, da tun ſie es ordentlich, und wohin ſie treten, da ſieht man ihre Spur. Nichts Fahriges an ihnen. Sie geben jedem ſeine Ehre, tun da vielleicht ein bißchen zuviel, und verlangen für ſich keine. Es iſt ihnen ſelbſtverſtändlich, daß ſie zuverläſſig ſind. Eins haben ſie nicht gekonnt. Darin iſt ihnen das heutige Geſchlecht über. Sie ſind nicht mißtrauiſch geweſen. Immer leichtgläubig, weil ſie es nicht faſſen konnten, daß einer unehrlich ſei. So ſind ſie denn auch ausgenutzt worden und langſamer voran gekommen, als es hätte ſein müſſen. In allem andern ſteht das heutige Geſchlecht unter ihnen.

Ich werde ihn immer vor mir ſehn, ſolange ich lebe, den kurzen Mann mit dem dicken, runden Graukopfe und den breiten Lippen.

„Kommſt du nicht in den Feiertagen einmal zum Wirte?“ fragte er im Gehen.

„Schulze,“ bat ich ihn, „laß mich daheim. Ich wüßte nicht, wo es mir beſſer gefiele.“

Er lächelte wieder. „Und ſo willſt du helfen, daß es beſſer wird?“

„Das will ich gar nicht.“

„Hm. Das iſt etwas anderes,“ und immer lächelte er. „Dann komm wenigſtens einmal zu mir.“

„Das will gerne. Am erſten Feiertag Nachmittag.“

Und nun kam Weihnachten. Das erſte Weihnachten in Wolfenhagen. Für den Reuter war es nicht mehr als ein gewöhnlicher Sonntag. Er zog ein reines Hemde an und ging ins Wirtshaus.

Seine Tochter und ich gingen in die Kirche. Früh um ſechs war die, und es war ſchön. So ein Gottesdienſt in aller Frühe hat auch was für ſich. Es waren mehr Leute in der Kirche als ſonſt. Genug waren es nicht.

Ganz wunderſchön war es, wie der Weihnachtstag über die Felder gelaufen kam. So mit der Morgenſonne, die über den Schnee wanderte. Ganz weiß kletterte der Rauch aus den Schornſteinen in die Luft. Stiller als über den Fluren von Wolfenhagen am Weihnachtsmorgen kann es über den Fluren von Bethlehem auch nicht geweſen ſein, da das Kind, das ſie hernach in die Krippe legten, den erſten Schrei tat.

Der Schnee war zuſammengeſunken und feſt geworden, und ich bin den halben Vormittag lang allein ein ganzes Stück über das Feld gegangen. Da

hörte ich von allen Seiten her die Glocken läuten. Schöne, tiefe Geläute. Bloß das fiel mir auf, daß ſie im Takte läuteten. Ich habe erſt ſpäter gehört, daß das eine Kunſt iſt, die gelernt ſein will, und daß viel Übung dazu gehört, den Klöppel der kleinen Glocke im Schwingen immer rechtzeitig abzufangen.

Es war hier auch Sitte, daß die jungen Leute die heilige Zeit ein- und ausläuteten. Am heiligen Abende von zwölf bis eins in der Nacht wurde ſie eingeläutet und am hohen Neujahr von elf bis zwölf ausgeläutet.

Als ich ſo über Feld ging, da habe ich noch einmal Kirche gehalten. Und es war wunderbar. Kein Weihnachtslied lag mir im Ohre, nein, auf einmal war es da: „Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte!“ Das erſte Lied, das ich in Wolfenhagen gehört, das gradezu ein Hohn geweſen war auf das Elend, das ich nachher ſah, und von dem ich genau wußte, daß es in den meiſten Häuſern hinter mir, Weihnachten in Stücke ſchlug, das kam übers Feld. Da war es.

Nun mußte ich es doch an der Hand nehmen und ihm in die Augen ſehn. Und ſiehe, da war es ein kleines Kind mit großen, blauen Augen, runden, roten Backen und einem lächelnden kleinen Munde, ſo groß wie ein Pfennigſtück. So war es, und ich wußte, daß es der heilige Chriſt war, und daß der zu mir gekommen war, da ich über die Weihnachtsfelder im Schnee wanderte.

Als ich ihm ſo in die Augen ſah, da ging es mir durchs Herz: Hermann Breiter, das gilt dir. Dies: Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte! — Du haſt

ſchnappte ab. Die letzten drei oder vier Takte blies nachher bloß die Klarinette und grunzte der Baß, und wenn die auch aufhörten, dann war es richtig aus.

Da habe ich erſt einmal lauthals gelacht, aber nachher war es gemütlich. Wir haben an dem Abende immer ſo dann und wann bald die Klarinette, bald den Baß, bald eines von den andern Inſtrumenten herausgehoben, das heißt, die Muſikanten, und haben ihnen auch wieder hinein geholfen. Von zwölfe ab habe ich das übrigens ganz allein gemacht, weil ich der ſtärkſte und längſte war.

Drei Tänze habe ich vorübergehn laſſen. Dann habe ich eine von den Mädchen angefaßt und habe eigentlich erſt nachher geſehn, was ich da um die Hüften gekriegt hatte. Ein friſches Mädel, ſo an die achtzehn Jahre, blühte wie ein Apfelbaum und war leicht wie eine Feder. Ich habe getanzt und immer wieder getanzt und war wie ein Füllen. Die Burſchen machten ſich an mich heran, luſtige Kerle, die ein Glas Bier gerne hinter die Binde goſſen. Branntwein ſah ich ſie an dem Abende nicht trinken.

Als ich ſo mitten im Wirbeln einmal aufguckte, — ich hatte grade wieder das luſtige Ding im Arme, — da ſah ich Martha Reuter ſtehn. Lang und hager und eckig und nicht ein bißchen von dem an ſich, was einem an den Mädeln doch nun mal gefällt.

Ich habe ſie nachher geholt, aber ſie wollte lange nicht. Dann gab ſie nach. Sie tanzte aber ſchwer.

Die Burſchen und Mädel haben auch allerlei geſungen. Ich kannte die Lieder nicht, aber ich habe

mitgeſungen. Sie haben mich immer von der Seite her angeſehn und haben gekichert, aber ich habe deſto feſter geſungen.

Das luſtige Mädel ſagte, ich hätte keine Melodie.

„Ja," ſagte ich, „die habe ich nicht, aber ſingen kann ich."

„Nein, du haſt keine Melodie," behauptete ſie wieder.

Übrigens: Ich habe mein Lebtag keine Melodie gehabt. Einmal, das war gute zwanzig Jahre ſpäter, ackerte ich und ſang wieder lauthals. Da ging Kantor Heimann vorbei, mit dem ich gut Freund war. Der blieb ſtehn, horchte eine Weile, lachte und ſagte: „Hermann, wenn einer bei einem Verſe aus einer Tonart in die andre kommt, ſo will das ſchon allerhand heißen. Du aber ſingſt jeden Ton in einer andern Tonart. Das ſoll dir mal einer nachmachen."

Ich habe das Mädel nachher heimgebracht. Sie wohnte in Wieſau und, — na ja . . . Ich hab' mir den Mund nicht abgewiſcht. Es ging ein biſſel hoch herunter, ſie langte mir grade unter den Arm, aber das Mädel war blank wie ein neuer Dukaten.

Wie geſagt, es war ein luſtiger Abend, und ich ſpürte, wie mir das Leben nur ſo durch alle Adern jagte.

*

Andern Tages ſtand ich wieder feſt in meinen Stiefeln. Die Arbeit ging mir flott von der Hand. Es war ein ſchönes Arbeiten. Ganz ſtill und in Eintracht. Immer eines nach dem andern, keine Haſt,

hatten aber beide dicke Wämſer angezogen, und wenn ich die Häute zuſammenzählte, die ich auf dem Leibe hatte, ſo gab ich einer Zwiebel nicht viel nach.

Keine fünfzig Schritte zu ſehn vor Regendunſt und in den Hohlwegen ein Schlamm und eine Flut, daß es zum Fluchen geweſen wäre. Ich habe aber gelacht, weil ich ſo neugierig war, daß davor alles ein Spaß wurde. In den Pfützen ging das Waſſer bis an die Achſe der Schubkarre, und immer mitten durch fuhr ich. Nicht aber deswegen, weil mir das ſo beſonders luſtig geweſen wäre. Das nicht. Bloß, es war kein Ausweichen. Rechts und links war es ebenſo ſchlecht. Wo ſind die Hohlwege heute? Keiner mehr da von den Menſchen- und Tierſchindern.

So ſachte kamen wir an das Holz. Da wurde es ein wenig leichter, weil der Wald den Regen auffing. Vom Talrande aus ſah ich drunten den Fluß. Das Eis war grau und ſchmutzigbraun, aber es lag noch lang hinauf und lang hinunter.

„Was ſollen wir da", ſagte ich, „wo das Eis noch ſteht?"

„Wenn's ins Gehen kommt, dann iſt's zu ſpät," belehrte mich das Mädchen. „Man muß vorher da ſein."

Der Weg ging nun ſteil bergab durch das Holz auf eine lange Wieſe am Waſſer zu. Auf der Wieſe ſtanden drei einzelne hohe Tannen ganz dicht beieinander, und man hörte ihr Knarren weit herauf.

Noch im Walde, aber dicht am Wieſenrande, war ein richtiges Zigeunerlager. Bloß die Fideln fehl-

ten und die Wagen und die gebratenen Igel. Dafür waren ein paar große Krüge Branntwein da. Wie sie es fertig gebracht haben, das weiß ich nicht; es brannte aber ein mächtiges Feuer. Um das her saßen sie an der Erde auf Säcken oder alten Jacken, schwatzten, rauchten, aßen und — tranken Branntwein. Alle sahen sie aus wie Räuber. Heute war das schlechteste Zeug gut genug gewesen. Ein wenig abseits standen die Schubkarren und die Wannen. Herrgott, denke ich mir, wenn die Wannen alle voll werden sollen, dann ist hernach kein einziger Fisch mehr im Wasser.

Wir setzten uns in den Kreis, und kaum daß wir saßen, kam der erste Krug Branntwein gewandert. Es waren auch nicht wenig junge Burschen und Mädel dabei, und sie tranken alle. Man müsse warm werden, sagten sie.

Ich mußte ihnen recht geben. Der Wind pfiff höllisch scharf zwischen den Stämmen her. Unterwegs war ich unter meinen vielen Häuten so warm geworden, daß der Schweiß gelaufen war. Auf der nassen Erde sitzend, fror ich. Also trank ich auch, und ich muß zugeben, daß es mir wärmer wurde.

Es war ein Leben um das Feuer, wie wenn Kirmes wäre. Die Mädel kicherten, die Burschen machten sich an sie und legten die Worte nicht auf die Goldwage. Ab und an drehte sich eines herum und ließ sich den Rücken rösten, wenn die Vorderseite heiß genug war. Richtig ein Fest war es, und es lag über allen, wie wenn das Christkind unterwegs wäre, und als wenn sie alle Kinder geworden wären.

Auch die älteren Männer und Frauen waren gut bei Laune, aber von den Männern fingen schon etliche an, große Reden zu halten, so wie sie es immer taten, bevor sie ganz betrunken waren. Da fragte ich Paulsen, wann denn nun das Eis ginge, und wir mit dem Fischfange anfangen könnten.

„Ja", gab er zur Antwort, „da fragst du mich zu wenig. Kann sein in einer Stunde, kann auch sein morgen früh."

Ich ging darauf wieder zu Martha Reuter, setzte mich neben sie und sagte leise: „Das kann ja bis morgen früh dauern. So lange kannst du doch nicht hier sitzen bleiben."

Ich sah es ihr aber an, daß sie gerne bei der Geschichte war. „Warum denn nicht?" fragte sie dagegen. „Als ich noch in die Schule ging, habe ich schon etlichemale mit dem Vater die ganze Nacht am Feuer gesessen. Wenn du jetzt gehst, dann kann das sein, daß in einer Stunde das Eis da ist, und wenn du wieder kommst, dann ist alles vorbei."

Da kroch ich tief in mein Wams, lehnte den Rükken an eine Fichte und streckte die Beine dem Feuer zu.

Es war derweile Nacht geworden, stockdunkle Nacht. Wir hatten alle Laternen mit. Auf die hatte ich unterwegs gar nicht Acht gehabt, sonst hätte ich mich am Ende anders besonnen; denn mit der Nacht hatte ich nicht gerechnet.

Als es zwischen den Stämmen so finster war, daß man keine Hand vor den Augen sehn konnte, bloß das Feuer loderte, einer um den andern ein Scheit oder einen Wurzelknorren hinein warf, daß es auf-

praſſelte, der Wind heulte, der Regen klatſchte, und von der Wieſe her das Knarren der alten Tannen kam, da war das richtig unheimlich.

Dazu fing der alte Ortmann an, Geſpenſtergeſchichten zu erzählen. Vom Manne ohne Kopf und von der Drude, vom Pumphut, der die Leute feſtmachen konnte, vom Horchen am Kreuzwege in der heiligen Weihnachtsnacht. Da kroch eines dicht an das andere. Mädel und Burſchen kuſchelten ſich dicht aneinander und konnten doch nicht genug kriegen von den Geſchichten.

Ich bat hernach den Ortmann, doch was aus der Chronik zu erzählen, ich dächte, das müſſe er können. Ob er das könne! prahlte er. Da ſei ihm keiner über. Und er fing an, aber ich hatte es bald weg, daß er gut dichten, wollte ſagen, lügen könne, was ja meiſt auf dasſelbe hinauskommt; denn ich hatte allerlei aus der gedruckten Chronik im Kopfe. Was aber Ortmann erzählte, das ſtimmte nicht dazu.

Ein Gutes war bei dem Lügen. Die Zeit verging. Es war ſo gegen zehn, das Wetter blieb, wie es den Tag lang geweſen war, aber vom Waſſer her kam dann und wann ein Knall, wie wenn eine Flinte abgeſchoſſen würde.

Da fiel mir ein, daß ja der Schulze nicht in der Runde ſitze. Ich fragte Martha Reuter, wo denn der ſei. Da ſagte ſie mir, der ſei weiter oben und ſitze in der Fiſcherhütte. Jetzt war ich neugierig und bat, ſie möge mich dahin führen. Wir brannten die Laternen an und gingen auf die Wieſe hinaus, uns immer am Waldrande haltend. Lang war der Weg

nicht, aber er war ſchlecht. Ein Stolpern über Maulwurfshügel und Ameiſenhaufen, und die Wieſe war ſumpfig.

So kamen wir an die Fiſcherhütte, — es ſteht heute nichts mehr davon, — und die Tür war nur angelehnt. Wir gingen hinein. Da ſaßen drei Männer, und die hatten das ganz gemütlich. Ein Herd aus Ziegelſteinen, darauf ein offenes Feuer, ein wenig Rauch in dem Raume, der einen in die Augen biß und durch ein Rauchloch abzog. Kein Fenſter, vier kahle Wände, aber ein Tiſch, wenn auch grob zugehaun, und vier Stühle, und es war warm, und vor dem Winde war man geſchützt. Da ſaßen die Männer, unter ihnen der Schulze, und erzählten.

Der Schulze lachte, als er mich ſah. „Das iſt dir wieder etwas Neues, gelt?“

„Ja, das iſt mir neu, und ſchön iſt es bei uns auch nicht. Ihr habt's beſſer.“

„Ich habe nichts dagegen, wenn du hier mit fiſchen willſt. Die Hütte haben wir gebaut, weil wir das Waſſer vom Saugraben bis an den Lätſchbach gepachtet haben und im Sommer hier auf den Lachen fiſchen.“

Wir redeten noch allerlei. Sie gaben uns heißen Kaffee. Der tat gut. Branntwein hatte ich nur zweimal einen kleinen Schluck getrunken und ärgerte mich, daß ich das überhaupt getan, wo ich mir vorgenommen, trotzig zu ſein und ihnen zu zeigen, daß es auch ohne den ginge.

Nach einer Weile kehrten wir wieder zurück. Die

Männer waren der Meinung gewesen, daß das Eis bestimmt in der Nacht gehen werde.

Unterwegs sagte mir Martha Reuter, daß ja wohl der Schulze und die Schöppen nichts dagegen haben könnten, wenn wir in ihrem Pachtwasser fischten, daß sie es aber nicht gerne sähen. Das wisse man und ließe sie allein.

Wir gingen einmal dicht an das Eis heran. Da stand das Wasser in großen Tümpeln oben auf. Es gingen mächtige Sprünge durch das Eis, und aus denen quoll es heraus.

Als wir wieder zum Feuer kamen, war es da recht still. Die meisten schliefen, aneinander gelehnt. Ein paar der älteren plauderten noch, aber ihre Zungen waren schwer. Einer wollte uns necken, weil wir miteinander in der Nacht umhergelaufen waren, aber er war ein Grobian, und seine Worte waren richtige Dreckklumpen.

Sowas habe ich nun mein Lebtag nicht leiden mögen, und ich habe ihm einen gehörigen Klumpen zurückgeworfen, grade zwischen die Zähne. Da war er still.

Er hatte aber Martha Reuter so eingeschüchtert, daß das Mädel ein Ende von mir wegrückte. Ich machte aber nicht viel Federlesens, rückte ihr nach und sagte: „Nun grade!“

Im Kreise war es ganz still geworden. Alles schlief, und das Feuer war mehrmals am Verlöschen.

Nach einer Weile mußte auch Martha Reuter eingeschlafen sein. Ihr Kopf fiel hart gegen meine

Schulter und blieb da liegen. Da saß ich ganz still, aber schlafen konnte ich nicht und mochte ich nicht.

In der Nacht, da ich aufgeweckt worden war durch grobe Worte, ging es mir zum ersten Male ernsthaft durch den Kopf: Heirateſt du Martha Reuter oder nicht?

Die ganze Nacht ging der Wind und fiel der Regen; vom Eiſe her wurde das Krachen immer lauter, und das Feuer kniſterte. Da habe ich ganz ernſthaft in mich hineingeſehn.

Warum willſt du das Mädel nicht heiraten? Sie iſt nicht hübſch? Nein, das, weiß Gott, nicht. Gar nicht. Ein richtiges Mannweib dem Ausſehn nach. Im Hauſe aber ein Weib wie von tauſend nicht eines. So ein ehrlicher, ſtiller Fleiß. Nichts verlangt ſie für ſich, gar nichts, iſt ihrem Vater eine Tochter, wieder wie von tauſend nicht eine. Du ſollteſt ſie doch wohl heiraten. In der Länge paßt ihr zuſammen wie ausgeſucht und Schönheit? Die vergeht.

Aber da ſtand auf einmal wieder das Mädel vor mir, mit dem ich am zweiten Weihnachtstage getanzt hatte, klein, aber ... Es geht nicht mit Martha Reuter.

Da iſt der Hof; wenn du den haben willſt, dann.. Jetzt willſt du dich mit der Pachtung plagen. Strecke die Hand aus, und du haſt, was du ſonſt ja am Ende doch nicht kriegſt.

So habe ich mich die ganze lange Nacht geplagt. Mag ſein, daß ich dabei unruhig geworden bin. Martha Reuter hob ihren Kopf von meiner Schulter

und ſaß ſtill in ſich verſunken. Ich habe nichts gefragt, und ſie hat nichts geſagt. Gewiß iſt mir, daß auch ſie ſtundenlang nicht geſchlafen hat.

Das Feuer war am Ausgehn. Ich zog meine Uhr und kroch an die glimmenden Kohlen. Da ging es auf vier, und nun biß die Kälte durch alle Knochen. Auf das Wetter hatte ich die ganze Zeit keine Obacht mehr gehabt. Das Windblaſen war zur Gewohnheit geworden.

Da es mir wie kaltes Waſſer am Rücken hinabkroch, ſtand ich auf, mir die Füße zu vertreten und warm zu werden. Ich ſtakelte aus dem Holze auf die Wieſe. Es war noch tiefſchwarze Nacht, aber es war mir doch, als wenn über das Eis ein tückiſches graues Licht ginge.

Als ich ſo nicht weit vom Waſſer ſtand, und das Knarren der Tannen von links heraufkam, da flog flußaufwärts ein Rauſchen, wie wenn ein ungeheurer Sturm kommen wolle. Ganz tief und lang, ſetzte nicht aus und wurde ſtärker. Es flogen helle Töne wie Schreie dazwiſchen, und ein Krachen hub an, ein Gurgeln und Rollen, und es war, als wenn die Erde ſelber anfinge zu knurren und zu murren und zu zittern. Es war alles vor mir lebendig geworden, aber es war nichts zu ſehn. Unheimlich lebendig war es, und die ganze Hölle ſchien unterwegs zu ſein.

Da ſtand ich, rührte mich nicht und konnte mich nicht zurecht finden um mich und in mir, ſtand, wie wenn ich angewachſen wäre.

Indem flog von rückwärts her Laternenlicht. Martha Reuter ſtand neben mir. „Das Eis geht.“

„Das muß ich ſehn," ſagte ich und wollte vorwärts, aber ſie hielt mich am Arme.

„Nicht dorthin. Rückwärts mußt du gehn. Dort vorne iſt jetzt der Tod."

Sie nahm mich an der Hand und zog mich rückwärts. Es ſchauerte mich, weil es richtig gruſelig geklungen hatte: Da vorne iſt jetzt der Tod.

Derweile kamen auch alle die andern aus dem Holze. Es war aber nicht mehr wie Kirmſe. Der und der ſagte: „Das Eis geht," aber jeder ſagte es mit verhaltenem Atem.

Das Krachen und Pfeifen und Murren war ein lautes, quälendes Knirſchen geworden, wie wenn Meſſer über einen mächtigen Schleifſtein gezogen würden.

Da begann ein Hantieren. Alles griff zu den Laternen, und die Männer nahmen die Hamen zur Hand. Ich langte den unſeren. Martha Reuter hatte die Wanne ein Ende auf die Wieſe herausgefahren.

Etliche gingen mit dem Lichte dem Waſſer zu. Wir gingen ihnen nach. Kaum weiter, als bis dahin, wo ich kurz zuvor geſtanden hatte. Da aber lagen jetzt Eisſchollen, ſo groß wie die halbe Bauernſtube auf dem Reuterhofe. Lagen übereinander, ſtanden hochkantig, waren in Stücke zerſchlagen auf einem Haufen, und wir wateten im Waſſer, das bis an die Knöchel ging.

Denen die Sache ſchon bekannt war, die liefen langſam weiter grade aus.

Es mögen wohl ſo an die zehn Minuten vergangen ſein, da war das Waſſer um die Füße weg,

die Laternen ſchwankten an die zwanzig oder dreißig Schritte vor uns auf und ab. Die erſten hatten zu fiſchen begonnen.

„Komm“, ſagte Martha Reuter.

Ich wehrte aber ab. „Da ſieht ja kein Menſch, wo er hinläuft, und am Ende rennt man gradezu ins Waſſer.“

„Nein“, wußte ſie, „dafür iſt die Laterne da.“

Sie führte mich, und ich ging mit, und alles in mir war geſpannt.

Gegenüber den drei Tannen kamen wir ans Waſſer. Das ſchoß wie wild dahin. Ich ſchlug mit dem Hamen ein; Donner ja, das war anders, wie wenn man den Miſt im Hofe damit forkt. Das riß und ſtieß. Da wurde ich lebendig, zog, ſchüttete auf das Gras; da zappelte es. Lauter kleine Fiſche, ſo lang wie ein Finger. Martha Reuter raffte und ſtopfte in einen Leinwandſack, den ſie in der Hand hatte. So nach dem zehnten oder elften Einſchlagen zappelte der erſte größere Fiſch im Graſe. Jetzt kam die Hitze über mich. Ich arbeitete darauf los, ging ein paar Schritte waſſerauf oder waſſerab, ſchlug ein, zog, ſchüttete aus.

Soviel Fiſche habe ich zu keinem Eisgange wieder gefangen wie an dieſem erſten. Alle Arten durcheinander und von Fingerlänge bis zur Länge meines Armes. Mit einem Aale habe ich mich gebalgt, weil er mir immer wieder durch die Hand rutſchte. Zuletzt trat ich mit meinem Stiefel drauf. Da war er abgetan.

Lange ſchon kümmerte ſich keiner mehr um den

Heute iſt es anders, heute, da aus den Fabriken die ſchlechten Abwäſſer in den Fluß geleitet werden. Einen Fiſchfang wie den, von dem ich eben erzählte, erlebt heute keiner mehr. Ich habe ihn ähnlich vier- oder fünfmal mitgemacht.

*

Das Frühjahr kam. Alles ging, wie es in der Ordnung iſt, alles geſchah zu ſeiner Zeit. Die Stare kamen, die Lerchen waren da, an den Gartenhecken und um den Friedhof blühten die Veilchen, alles, wie es heute noch iſt. Mir ſcheint, jede Blume hat ſo ihren Fleck. Ich weiß auf der ganzen Flur nirgends weiter Veilchen als an den Gartenhecken und an dem Friedhof.

Die Wieſen wurden grün von heute zu morgen, die Saat langte kräftig aus.

In die Feldarbeit mußte ich mich erſt einrichten. Soviel Steine! Eine Million auf jedem Acker. Lauter flache, graugelbe Schiefer. Wie geſät lagen ſie, und ich ſtand und kratzte mich hinter den Ohren. Wo ſoll da ein Halm wachſen? Abzuleſen getraute ich mir die Steine nicht. Ich machte anfangs alles den andern nach. Die Luſt, es auf meine Weiſe zu machen, wie ich mir das gedacht hatte, war weg. Vor ſoviel Neuem war ich gradezu bange geworden.

Der Pflug ſchälte nur oben hin. Kaum drei oder vier Felder, auf denen die gute Erde einen Fuß hoch lag. Auf den übrigen nicht mehr als einen halben. Und beim Ackern brachen die Steine zu Hunderten heraus.

Die Felder waren ſchmal, die Raine breit, oft ſo breit wie das ſchmale Ackerſtück ſelbſt. Ich rechne, daß dazumal der zehnte oder fünfzehnte Teil der Wolfenhagener Flur Steinrücken waren. Lange, graue Steinrücken. An denen wuchſen Brombeeren und Schlehenhecken. Soviel Schlehen wie hier zulande, ſchien mir, gäbe es auf der Welt nicht wieder.

Die Arbeit hat mir anfangs keine Freude gemacht. Gar keine. Niedergeſchlagen war ich. Ich ſah, wie durch viele Felder ſchmale Fußſteige führten. Die gingen mitten durch die Saat, und wenn ſo ein Steig hundertmal gegangen war, dann war er ſo breit wie ein ziemlicher Weg. So vergeudeten ſie auch noch das bißchen gute Land.

Als dann der Frühling hoch kam, fing ich an, wieder Freude an der Arbeit zu kriegen. Nicht, daß ſie anders oder leichter geworden wäre. Das nicht, aber die Schlehen blühten über und über, es ſah aus, als wenn lange weiße Handtücher zwiſchen die Felder gebreitet worden wären, und ſo baute ich es in mir auf, daß hier alles viel leuchtender und ſingender ſei als drunten bei uns. Die Wieſen ſchienen bunter, und die Vögel ſangen heller.

Ich ließ im Arbeiten meine Augen wieder über das Land gehn bis dahin, wo der Himmel auf Feldern und Wäldern aufſaß. Da wurde die Freude hellwach. Es war doch ſchön, auf Wolfenhagener Flur ein Bauer zu ſein.

Mit Martha Reuter redete ich nun über allerlei weit langende Pläne. Die Felder müſſe man untereinander austauſchen, ſo daß Stücken herauskämen,

auf denen man wenigſtens wenden könne, Steine von den Feldern leſen, Jahr für Jahr, bis man eben doch das Land rein habe, die breiten Steinrücken abtragen.

Sie ſah mir dabei ernſthaft in die Augen. „Zuviel für einen einzelnen, und alle machen das vorerſt nicht mit, aber du kannſt das für deinen Teil immerhin verſuchen.“

Ein wunderſchöner Sommer kam. Die Frucht ſtand gut, beſſer, als ich das für möglich gehalten. Jeder Halm hatte irgendwo zwiſchen zwei Steinen den Weg doch gefunden. Nun ſtanden ſie, nicht zu dicht, aber jeder ein aufrechter, grader Kerl, der zu ſeiner Zeit den Kopf ſinken ließ, weil er ihm zu ſchwer wurde.

Alles war gut in dieſem erſten Jahre. Nicht reichlich, aber die Scheunen wurden voll und die Keller auch. Daß die Scheunen ſehr klein waren, dafür hatte ich vorerſt kein Auge.

Schon im Herbſte fing ich an, Steine zu leſen. Sie halfen alle wacker mit. Am Tage zehn Fuder oder zwölf haben wir weggefahren, und war da auch noch kein Abnehmen zu ſehn, ſo dachte ich doch bei mir: Laß dich's nicht verdrießen. Die ſind weg, und wenn du ſo zehn Jahre geſchafft haſt, dann ſoll das ſchon anders ausſehn.

Ich hatte Glück mit dem Vieh, und weil es damit aufwärts ging, konnte ich hernach wieder mehr Dünger fahren, und weil ich das konnte, wuchs das Getreide beſſer, und weil die Ernte beſſer wurde, nahm ich mehr Geld ein.

So iſt das all die Jahre hintereinander gegangen. Eines immer mit dem andern, und eines durch das andre. Viele lange Jahre, bevor wir an die Änderung gehen konnten, die mir im Sinne lag, und deren Art mir immer klarer wurde. — — —

*

Im Dorfe iſt es inzwiſchen das alte Elend geweſen. Soviel wußte ich ſchon im erſten Sommer, daß nicht das ganze Dorf hinter dem Branntwein her war, und daß unter den Trinkern eine Anzahl waren, die ihre Arbeit trotzdem machten und machen konnten, weil ſie entweder ihren Verſtand und ihre Kräfte nicht ganz vertranken oder weil ſie mehr vertragen konnten als die andern. Einmal, es war im erſten Herbſte, kam ich gegen Abend vom Felde. Da traf ich im Dorfe auf einen Haufen Kinder, und zwiſchen den Kindern ſtand ein alter, betrunkener Bauer und lallte und drohte ihnen. Sie trieben es mit ihm, wie Kinder das ſo tun. Ich wollte eben dazwiſchen fahren, da ſah ich einen Jungen ſeitab ſtehn. Einen kleinen, ſchmalen Kerl mit blaſſem Geſicht und ein Paar ganz großen, braunen Augen. Der ſtand, und die dicken Tränen liefen ihm über die Backen.

Dem Seidel ſeiner war es, dem der Gerichtsvollzieher ſein Zeug verſteigert hatte, und das der Mehnert gekauft hatte. Die ganze Zeit über dachte ich wohl dann und wann einmal an den Tag, aber ich hatte mich doch ſo in meine eigene Sache verbiſſen, daß ich mich fremdes Elend nicht rühren laſſen

wollte. Ein richtiger Wühler war ich geworden. Hinter der Arbeit her wie ein Satan, immer in dem Gedanken: Vorwärts mußt du kommen. Ich hatte in den ganzen Wochen und Monaten nicht mehr daran gedacht, daß ich darauf los arbeiten wollte, den Hof zu kriegen, nein, mir war das, als hätte ich ihn schon, als wäre er mein, und nun müsse ich darauf aus sein, — das läßt sich nun schwer sagen, — als müsse ich darauf aus sein, ein reicher Bauer zu werden, nun ich überhaupt ein Bauer war.

Vor dem Jungengesicht kam es wie ein Vorwurf über mich. Du hättest da einmal nachfragen müssen; denn es ist dir doch selbigen Tag mächtig an die Knochen gegangen. Wie mag es nun um die Frau stehn?

Als ich den Jungen drum fragen wollte, war er fortgegangen.

Der Sonntag drauf war ein nebeliger Herbsttag. So dick der Nebel, daß auf fünf Schritte die Häuser und die Scheunen dastanden wie Klötze. Da ging ich zum Schulzen.

„Wie lange haben wir eigentlich nicht mehr miteinander geredet?“

„Seit acht Tagen.“

„Das stimmt nicht.“

„Da habe ich dir die Zeit geboten.“

„Ach so. Ich meine geredet.“

Der Schulze lachte. „Das kannst du nun nicht verlangen, daß ich jetzt zu dir komme, wo ich soviel Arbeit habe. Und so das richtige Hausweſen ist es bei dir doch auch nicht.“

„Doch, das iſt richtig, ganz richtig. Es kann gar nicht beſſer ſein. Ordentlich und reinlich.“

„Ja, aber eine Frau haſt du nicht.“

„Wozu denn das, wo Martha Reuter da iſt?“

Der Schulze lachte vor ſich hin mit ganz ſchmalen Lippen.

„Jeder muß wiſſen, was er will. Was haſt du denn heute auf dem Herzen?“

„Muß man denn immer Geſchäfte haben, wenn man zu dir kommt?“

„Das bin ich ſo gewöhnt, aber ich kann das auch anders.“

Damit klappte er die Platte an ſeinem Schreibſchranke hoch. „Setz dich daher.“

Er ſaß in der linken Sofaecke, ich in der rechten, und nun erzählte ich ihm ſo allerlei aus dem Herzen herauf. Daß ich meinte, ich hätte manches verkehrt gemacht, daß ich den Jungen getroffen, und wie mir das nun nachgehe.

Der Schulze drehte die Daumen umeinander. „Ja, du haſt dich um keinen gekümmert. Wen ſein Amt nicht dazu zwingt, der ſoll auch ruhig die Hände von anderer Leute Sachen laſſen, zumal in Wolfenhagen.“

Da warf ich mich auf. Recht möge das ſein, aber einer ſei nicht wie der andre und . . .

„Du haſt es doch ſelber geſagt,“ unterbrach er mich, und er hatte wieder das kleine Lachen um den Mund. „Den Seidel hat es im vergangenen Jahre umgeworfen. Wenn der Winter kommt, dann ſind wieder zwei, vielleicht auch drei daran. Was iſt da

zu machen? Dem Seidel ſein Zeug hat der Mehnert. Das iſt in Wolfenhagen das vierte. In den andern Dörfern hat er auch etliche Höfe. Im ganzen mögen es faſt ein Dutzend ſein. Er iſt ein reicher Mann, der Mehnert. Du willſt wiſſen, was er treibt? Alles, womit einer Geld verdient und alles, womit einer Geld vertut, und nichts macht er umſonſt, und niemals hat er bloß eine Sache im Auge. Ich weiß auch zwei oder drei Fälle, daß er einen Hof verſchenkt hat. Das heißt, er läßt ſich zahlen, wie ihm das paßt, und wenn es ihm paßt, aber das macht er bloß bei den Weibern. — Du nennſt ihn einen Hund? Ein Hund kommt von vorne auf dich los, wenigſtens ein richtiger. Der Mehnert kommt von hinten und von vorne, wie es paßt. Manches macht er hinter verſchloſſenen Türen ab, manches vor allen Leuten. Er fragt nach gar nichts und nach niemand. Was er die Leute ſehn läßt, das iſt manchmal ſo, daß ſich einer ein Beiſpiel nehmen kann. Er läßt ſie ſehn, daß er jeden Sonntag in die Kirche geht und läßt ſie ſehn, daß er jedesmal einen blanken Taler in den Klingelbeutel legt. Frage jedes Kind. Es kennt den Mehnerttaler im Klingelbeutel. Da kannſt du nichts ſagen."

„Was ſagt denn der Pfarrer dazu?" fragte ich.

„Der? Was ſoll er ſagen? Jetzt nichts mehr."

Da habe ich auf den Tiſch gehaun.

Der Schulze aber hat weiter erzählt. „Du haſt dich rechtſchaffen fremd gehalten in Wolfenhagen, ſonſt wüßteſt du ſchon lange, was ich dir erzählen kann. Viel iſt es nicht. Alſo: Wenn du im Früh-

jahre bei großem Waſſer an den Fluß kommſt, dann ſiehſt du die Flöße fahren. Acht oder zehn hintereinander. Und die Flöße, die ſind dem Mehnert. Das Holz hat er im Oberlande gekauft und läßt es ins Unterland flößen. Die Flößer, das ſind die Männer, die er in der Hand hat, und es ſind kaum ſechs oder acht andere darunter. Er hat kaum vier wirklich von ihrem Zeuge geſagt, auch den Seidel nicht, aber wenn er mit der Trillerpfeife pfeift, dann müſſen ſie kommen, und ſolange das Waſſer danach iſt, ſind ſie keine Menſchen und haben keinen Sonntag und keinen Feiertag. Himmelfahrt oder Karfreitag, alles egal. Sie müſſen flößen. Egal, ob die Saat hinauskommt oder nicht. Das Holz muß weg. Sie gehn in der Nacht vier Stunden weit durch den Wald und kommen an den Lagerplatz. Da haben die Zimmerleute die Hölzer durchbohrt. Die Flößer hängen ſie im Waſſer mit Wieden aneinander. So bauen ſie die Flöße, und es geht ſcharf her; denn der Mehnert iſt dabei, ſitzt auf ſeinem Pferde oder ſteht daneben und hat die Hände in den Hoſentaſchen. Am andern Morgen, wenn es noch grau in der Luft iſt, fahren ſie los. Den ganzen Tag lang fahren ſie, und wenn ſie am Abende ins Quartier kommen, iſt der Mehnert da. Manchmal iſt es luſtig, und der Mehnert gibt nicht einen, nein, zehn aus. So geht das zwei und drei Tage lang, je nachdem das Waſſer iſt und wohin ſie fahren. Sind ſie an Ort und Stelle, iſt der Holzherr wieder da. Die Männer nehmen Axt und Seil und Bohrer auf den Rücken und laufen heim. Das iſt acht Stunden weit, auch noch

weiter. Unterwegs lehnt ſich der und jener an einen Straßenbaum und nimmt zwei Augen Schlaf. Kommen ſie heim, iſt der Mehnert da. Sie ſchlafen zwei Stunden, Mehnert pfeift, und es geht wieder von vorn.“

„Wie lange?“ fragte ich.

„Drei Wochen, vier Wochen, je nachdem. Iſt es gut gegangen, iſt das Pachtgeld abgearbeitet, iſt es ſchlecht gegangen, liegt eine Schuld auf der Ernte. Es geht aber immer ſchlecht, denn du weißt ſchon, der Branntwein.“

„Und mit den Weibern?“

„Da kann er bloß die jungen gebrauchen.“

„Aber dem Seidel ſeine?“

„Das iſt etwas anderes. Das hat er ſich in den Kopf geſetzt. Nun wird das ja wohl ſoweit ſein.“

„Hat ſie?“ fragte ich.

Ich muß wohl böſe Augen gemacht haben.

Der Schulze zuckte die Achſeln. „Ich glaub's nicht, aber er läßt da ſo leicht nicht nach, und — — leben will jedes.“

Stehenden Fußes bin ich vom Schulzen weg auf den Seidelhof gelaufen.

Da traf ich die Frau allein.

„Hat dich der Mehnert untergekriegt?“ fragte ich ſie ins Geſicht.

Sie ſah mich an, als wenn ſie meinte, ich hätte den Verſtand verloren. Da kam ich ſo ſachte wieder ins Gleis, ſetzte mich auf die Bank und erzählte ihr, wie das mit ihrem Jungen geweſen, und was mir der Schulze geſagt.

Das Weib wurde nicht wild. Bloß ganz ſchwarze Augen hatte ſie und redete heiſer. „Wenn das auch keinen Menſchen was angeht, ſo will ich dir doch ſagen: Da rechnet der Mehnert falſch.“

Als ich hernach damit herausrückte, daß ich den Jungen gerne zu mir nehmen möchte, weil er doch — — ich habe das nicht ſagen können, aber ſie verſtand mich, — — da war aller Trotz in dem Weibe weg. Sie warf den Kopf auf den Tiſch, aber weinen habe ich ſie nicht gehört.

Unter den Armen hervor ſagte ſie nach einer Weile, ich möchte gehn, ſie wolle das mit ihrem Manne bereden.

Drei Tage drauf brachte ſie mir den Jungen.

Martha Reuter machte recht große Augen und war verdutzt. Dann legte ſie dem Jungen die Hand auf den Kopf.

Als die Mutter gegangen war, — ſie ging ganz ſtill, ohne von dem Jungen groß Abſchied zu nehmen und ſtand nur im Tore einen Augenblick, — da nahm ich Martha Reuter beiſeite.

„Siehe, in dem Jungen ſteckt etwas. Da kannſt du dich drauf verlaſſen. In dem Hauſe aber kann nichts aus ihm werden. Geht's gut, dann macht er, daß er davon kommt, ſobald das ſein kann, geht's ſchlecht, dann lernt er, was der Alte kann.“

Sie ſchüttelte dazu den Kopf. „Ich bin da anderer Meinung wie du, aber es iſt nicht geſagt, daß ich recht habe.“

Ich erzählte ihr nachher am Abende alles, was am erſten Tage in Wolfenhagen auf mich zugekommen

war. Von dem Liede erzählte ich ihr, daß mich das nicht losließe, auch heute noch nicht, und daß ich immer wieder daran denken müsse, und dann, was mir der Schulze am Sonntag erzählt, und daß ich nun einmal nicht anders könne.

Sie sah mir lange in die Augen. „Du kannst nicht anders. Vielleicht, daß du noch oft nicht anders kannst.“

Das sagte sie ganz leise vor sich hin. Es war etwas um das Mädchen, das man nicht sagen konnte. Ein so schwerer Ernst, als wenn es für sie überhaupt nichts mehr gäbe, das ihr weh tun könne, als sei alles für sie schon abgetan, bevor es auf sie zukäme, es mochte sein, was es wollte. Als erwarte sie keine Freude mehr oder als wisse sie, wenn ja eine käme, so sei das ein Irrtum, und sie müsse weitergehn, weil sie sich bloß verlaufen habe. Nicht ein einzig Lied hatte ich bis dahin von ihr gehört, nicht einmal hörte ich sie schimpfen. Sie schien heute zu sein wie gestern und war gestern gewesen wie vorgestern. Nicht, daß sie dem Leben aus dem Wege gegangen wäre. Ich hörte einmal, wie sie der Magd gut zusprach, weil da irgendein Herzeleid war und sah, wie sich Frauen und Mädchen gerne an sie wandten. Sie stand ihnen Rede und Antwort immer mit lebendigen Augen, aber äußerlich immer ernst und ohne Bewegen. Dabei schien mir, sie habe die Gabe, tief in die Menschen hinein zu sehn. In mich sah sie bestimmt hinein, und wenn wir nebeneinander saßen und eine Sache abhandelten, die ein wenig weiter auslangte, dann war das, was sie sagte, fast

niemals nur für den Augenblick gemünzt. Immer wies es voraus.

Wir waren gute Freunde geworden, die beſten Freunde waren wir, aber ſie lebte doch immer wie in einer Kammer für ſich, in die ſie niemand hinein ließ.

Ihr Vater trieb es, wie er es immer getrieben hatte. Bald ein wenig ſchlimmer, bald nicht ganz ſo ſchlimm. Gearbeitet hat er den Sommer lang keinen Schlag. Er ſchlief, er aß, er lief dann und wann ein Ende zwiſchen den Feldern hin, und er trank. Ich zahlte meinen Pacht auf den Tag und bei Heller und Pfennig, er ſagte nichts dazu; ich fing an, dies und das anders zu machen, er kümmerte ſich nicht darum.

Freundlich war er nicht gegen ſein Kind, unfreundlich auch nicht. Man kann auch nicht ſagen, daß er ganz gleichgültig geweſen wäre. Mir ſchien zuweilen, er laure ihr auf, und dann wieder, als täte ſie ihm inwendig leid. Sie hat ihn die Treppe hinauf geſchleppt, — mich ließ ſie ein für allemal nicht heran, — er hat's ihr nicht gedankt.

Der Junge war etliche Tage im Hauſe, da fing ich an, ihn zu ſpüren. Er ging mir zur Hand, war da, wenn ich ihn gerne gehabt hätte und war nicht da, wenn es nicht nötig war, ſaß am Abende über ſeinen Schulbüchern, fragte aber nichts, weil er mit allem von ſelber leicht fertig wurde.

Es gab ſich, daß ich ihn um dies und das fragte. Er wußte gut Beſcheid, aber wir waren

war. Von dem Liede erzählte ich ihr, daß mich das nicht losließe, auch heute noch nicht, und daß ich immer wieder daran denken müsse, und dann, was mir der Schulze am Sonntag erzählt, und daß ich nun einmal nicht anders könne.

Sie sah mir lange in die Augen. „Du kannst nicht anders. Vielleicht, daß du noch oft nicht anders kannst.“

Das sagte sie ganz leise vor sich hin. Es war etwas um das Mädchen, das man nicht sagen konnte. Ein so schwerer Ernst, als wenn es für sie überhaupt nichts mehr gäbe, das ihr weh tun könne, als sei alles für sie schon abgetan, bevor es auf sie zukäme, es mochte sein, was es wollte. Als erwarte sie keine Freude mehr oder als wisse sie, wenn ja eine käme, so sei das ein Irrtum, und sie müsse weitergehn, weil sie sich bloß verlaufen habe. Nicht ein einzig Lied hatte ich bis dahin von ihr gehört, nicht einmal hörte ich sie schimpfen. Sie schien heute zu sein wie gestern und war gestern gewesen wie vorgestern. Nicht, daß sie dem Leben aus dem Wege gegangen wäre. Ich hörte einmal, wie sie der Magd gut zusprach, weil da irgendein Herzeleid war und sah, wie sich Frauen und Mädchen gerne an sie wandten. Sie stand ihnen Rede und Antwort immer mit lebendigen Augen, aber äußerlich immer ernst und ohne Bewegen. Dabei schien mir, sie habe die Gabe, tief in die Menschen hinein zu sehn. In mich sah sie bestimmt hinein, und wenn wir nebeneinander saßen und eine Sache abhandelten, die ein wenig weiter auslangte, dann war das, was sie sagte, fast

niemals nur für den Augenblick gemünzt. Immer wies es voraus.

Wir waren gute Freunde geworden, die beſten Freunde waren wir, aber ſie lebte doch immer wie in einer Kammer für ſich, in die ſie niemand hinein ließ.

Ihr Vater trieb es, wie er es immer getrieben hatte. Bald ein wenig ſchlimmer, bald nicht ganz ſo ſchlimm. Gearbeitet hat er den Sommer lang keinen Schlag. Er ſchlief, er aß, er lief dann und wann ein Ende zwiſchen den Feldern hin, und er trank. Ich zahlte meinen Pacht auf den Tag und bei Heller und Pfennig, er ſagte nichts dazu; ich fing an, dies und das anders zu machen, er kümmerte ſich nicht darum.

Freundlich war er nicht gegen ſein Kind, unfreundlich auch nicht. Man kann auch nicht ſagen, daß er ganz gleichgültig geweſen wäre. Mir ſchien zuweilen, er laure ihr auf, und dann wieder, als täte ſie ihm inwendig leid. Sie hat ihn die Treppe hinauf geſchleppt, — mich ließ ſie ein für allemal nicht heran, — er hat's ihr nicht gedankt.

Der Junge war etliche Tage im Hauſe, da fing ich an, ihn zu ſpüren. Er ging mir zur Hand, war da, wenn ich ihn gerne gehabt hätte und war nicht da, wenn es nicht nötig war, ſaß am Abende über ſeinen Schulbüchern, fragte aber nichts, weil er mit allem von ſelber leicht fertig wurde.

Es gab ſich, daß ich ihn um dies und das fragte. Er wußte gut Beſcheid, aber wir waren

drunten in unſerer Schule weiter geweſen. So ſtellte ich ihm dieſe und jene Aufgabe aus mir heraus. Ganz von ſelber kam es, daß wir weiter miteinander gingen, ſoweit ich ſelber gehn konnte. Martha Reuter ſaß mit dem Spinnrade neben uns, die Magd ging in die Dorfſtube. Wer von draußen durch die Fenſter geſehn hätte, der hätte meinen können, da ſäßen Eheleute mit ihrem Jungen.

*

Als ich das Jahr überſchlug, da war ich ſchön vorangekommen. Es iſt wahr, ich hatte geſpart, aber das war mir nicht ſchwer geworden. Zum Tanze war ich nicht wieder gegangen, ins Wirtshaus auch nicht.

Um Weihnachten mußte ich einmal dahin, weil der Schulze die Gemeinde zuſammenrief. Es mußte ein Weg im Holze ausgebaut werden. So kamen wir zuſammen.

Da ſah ich die Wolfenhagener zum erſtenmale auf einem Haufen. Auch Mehnert war da, und es gab ſich, daß er neben mir ſaß.

Dick und breit ſaß er neben mir, glatt raſiert, und ſein Haar fing an, dünn zu werden. Es war aber ſchneeweiß und hätte gut ausſehn können. Eine Hand hatte der Mehnert auf den Tiſch gelegt, eine auf die Krücke ſeines Stockes, den er zwiſchen den Beinen auf die Diele ſtützte.

Wenn einer an den Tiſch trat und die Zeit bot,

da nickte der Mann bloß. Geredet, oder die Zeit wieder geboten, hat er nicht. Lange nicht. Bloß seine Augen ließ er dahin und dorthin gehn. Es waren ein Paar Augen, so kalt und so selbstbewußt, daß es in mir wieder anfing zu glimmen. Sowas kann ich nun für den Tod nicht ausstehn.

Weil der Mann so fett war, hatte er kurzen Atem, und beim Atmen wackelte ihm immer der Bauch. Auch verzehrt hat der Mehnert lange nichts.

Wir saßen alle an dem langen Tische in der Mitte. In der Ecke saßen, die sonst ihren Platz am Mitteltische hatten, unter ihnen der Reuter. Die Bulldogge lag unter dem Ofen. Der Wirt schenkte ein, aber er sah nicht gut aus. Wie wenn er krank wäre, sah er aus.

Unsere Sache war abgehandelt, ich hätte gehen können, aber da war etwas in mir, das mich nicht fort ließ. Wie wenn Prügel in der Luft lägen, war es.

Länger als eine Stunde hatte Mehnert neben mir gesessen, ohne ein Wort zu sagen. Ich hatte aus lauter inwendiger Unruhe etliche Glas Bier getrunken.

Da sagte Mehnert mit schiefen Mundwinkeln nach der Seite hin zu mir: „Dumm scheinst du nicht zu sein."

„Aber ehrlich bin ich trotzdem," trotzte ich.

Er lachte. „Du bist Küraſſier gewesen und hast sechsundsechzig und siebzig mitgemacht?"

Handvoll Geld auf die Platte: „Leute, heute gebe ich einen aus. Das muß ich feiern. Mir ſagt einer ſowas. Leute, ſauft!“

Er ſetzte ſich wieder neben mich, legte mir die Hand aufs Knie und ſagte leiſe: „Wir wollen lieber einig ſein, wir zwei.“

Für den Abend taten es Bier und Branntwein nicht. Der Wirt mußte Wein anfahren.

Als ich einen Augenblick hinausging, kam der Schulze hinter mir her: „Du, jetzt will ich dir einen Rat geben. Übertreib's nicht und trinke ein Glas mit.“

Ich habe es getan, habe ein einzig Glas getrunken und habe über dem noch zwei Stunden geſeſſen. Dann ging ich, und als ich zwanzig Schritte vom Hauſe war, war Mehnert neben mir. Da machte ich mich darauf gefaßt, daß es nun zwiſchen uns zweien noch ein Hühnchen zu rupfen gäbe. Es kam aber ganz anders.

Mehnert hielt gleichen Schritt mit mir. „Du“, begann er, „von unſerer Sorte gibt's bloß zwei auf drei Meilen, und die zwei gehn nebeneinander. Ich will dir was ſagen: Wir wollen halbpart machen, du die Hälfte, ich die Hälfte. Du biſt ein Ende hinter mir. Ich zerr dich ran. Was du vorläufig von daheim haſt, das hat grade gelangt, den Hof zu übernehmen, und es ſind dir fünfhundert Taler übrig geblieben.“

„Woher weißt du das alles?“ fuhr ich auf. Es ſtimmte ja doch aufs Haar.

Er lachte. „Das iſt es ja eben. Ich weiß alles, was ich wiſſen will und noch mehr.“

Im Handumdrehn zählte er mir auf: Soviel zahlſt du Pacht, ihr ſeid daheim zu dritt, dein Vater iſt vor zweiundzwanzig Jahren geſtorben, ihr habt ſoundſo viel Morgen Feld und Wieſe, das und das iſt's wert, und ſoundſo viel ſteht drauf.

Da war ich wie auf den Mund geſchlagen.

„Ich weiß alles, was ich wiſſen will.“ Er redete nun in einem andern Tone. Ernſthafter redete er, nicht mehr ſo von oben her. „Und jetzt will ich dir was ſagen: Die ganze Bande hier iſt keinen Schuß Pulver wert, alle miteinander nicht. Auch nicht der Schulze. Kein einziger ein richtiger Lump und kein einziger ein richtiger guter Menſch. Alles Miſt, Menſchenmiſt. Saufen, weil ſie ſind wie das Vieh und ſchuften um Pfennige, weil ſie ſich nicht getrauen, tauſend Taler auf einmal zu verdienen. Ich habe das hundertmal probiert, in Wolfenhagen und drei Stunden drüber hinaus. Hundertmal habe ich ſie geohrfeigt, richtig und mit dem Maule. Keiner hat ſich gewehrt. Wenn nur ein einziger einmal auf mich losgefahren wäre. Nicht daran zu denken. Lecken mir die Stiefeln ab, wenn ich ſie ins Geſicht getreten habe. Wenn ich die Laune danach habe, dann probiere ich, wie tief ſie ſich in den Dreck treten laſſen und knalle nachher etliche Taler auf den Tiſch. Dann ſaufen ſie. Nein, geh mir weg mit *den* Menſchen! Die *muß* man um die Ohren haun. Fünfzig Jahre bin ich, und heute das zweite Mal geht einer gegen mich an. Vor reichlich zwanzig Jahren der Schmidt.

Seitdem iſt er ein Krüppel, aber ich laſſe ihn nicht darben. Heute du. Da ging's anders aus. Haſt Glück gehabt. Du mußt nicht denken, daß ich falſch auf dich wäre. Wir können gute Freunde ſein. Von mir aus ſteht nichts im Wege. Wenn du ſonſt willſt, dann . . ."

„Mehnert", ſagte ich und war nicht einig in mir, wußte nicht, was ich mit dem Manne anfangen ſollte, „Mehnert, aber mit den Weibern?"

Er ſchnaubte durch die Naſe. „Dunnerkiel, bin ich denn ein Schuljunge? Du weißt nicht, mit wem du es zu tun haſt. Ich bin der Mehnert!"

„Mehr aber auch nicht."

„Das langt grade. Acht Höfe habe ich. Ich kann morgen ein Dutzend haben, übermorgen zwanzig, wenn ich will. Vor acht Tagen habe ich einen Schlag gekauft und habe ſechzigtauſend Taler bar hingezählt. Wenn ich will, kann ich das morgen wieder und übermorgen wieder. Ich bin der Mehnert!"

„Das biſt du. Mehr aber nicht. Der Herrgott noch lange nicht, und wenn ich dich heute mit dem Schädel auf die Steine ſchmiß, dann langte in drei Tagen ein ganz kleiner Fleck da drüben für den ganzen Mehnert. Aus dem Gelde, das andere haben, mache ich mir nichts. Und das mit den Weibern . . ."

„So heiß hat mir noch keiner gemacht. Ich weiß nicht, warum ich mir das alles anhöre. Es iſt aber ſo, daß wir zwei nicht aneinander vorbeikommen, wenn du biſt, wie ich denke . . ."

„Bin ich nicht."

„Dann werde es, Dunnerkiel! Wozu biſt du denn ſo unflätig lang und haſt Knochen wie von den andern bloß drei zuſammen? — Mit den Weibern? Ich habe keine Frau, aber ein Kerl wie ich ... Heiraten mochte ich nicht. Was fange ich mit einer an? Das iſt überhaupt jedem ſeine Sache, geht dich den Dreck an. Du haſt nicht danach zu fragen. Und jetzt will ich dir was ſagen: Ich kann einen Schlag Holz kaufen. Er iſt nicht groß. Bloß dreißigtauſend Taler. Wir machen halbpart.“

Da lachte ich hellauf.

„Weiß ich,“ ſagte Mehnert, „mit deinen Dreiern.“

Ich wollte dazwiſchen fahren, aber ich kam nicht dazu.

„Ich ſchieß dir das Geld vor, Gewinn und Verluſt halbpart. Es iſt aber kein Verlieren möglich. Das ſag ich, und wenn ich das ſage, dann iſt das wie das Amen in der Kirche. Zehntauſend Taler Verdienſt. Auf jeden fünf. Ich will doch ſehn, ob du die Menſchen nicht mit der Zeit grade ſo nimmſt wie ich. Der Herrgott, Geld und ich! Wir drei. Mehr nicht. Das andere iſt nichts. Lern's! — Gute Nacht. In acht Tagen hole ich mir Antwort.“

In der Nacht habe ich kein Auge zugetan. Der Herrgott, Geld und ich!

Auf dem Boden lauerte die Katze, und ich hörte ſie etlichemale ſpringen. In dem alten Holzwerke knackte es, und der Wind ging um das Haus. Zwei, drei, vier, fünf. Jede Stunde hörte ich ſchlagen. Zehntauſend Taler. „Ich bin der Mehnert!“ Und die andern? Es iſt wahr, daß ſie ein erbärmlich

Kroppzeug ſind. Tag für Tag ins Wirtshaus laufen und alles durch die Gurgel jagen. Man muß kein Mitleid mit ihnen haben. Und wieder: Die andern? Arbeitstiere, ſchaffen und ſcharren, geizen und gönnen ſich nichts und kommen doch zu nichts. Und wieder: Und die andern? Dein Vater, dein Bruder, der Schulze, ach, viele, viele. Iſt das nichts, dies ehrliche Bauerntum?

Ja doch, freilich, — aber: Fünftauſend Taler auf einem Brette!

Ich mach's, ich ſchlag ein.

Ich habe es nicht gemacht. Drei Tage bin ich herumgelaufen, als hätte ich Scheuklappen.

*

Es war Nacht, der Junge war ſchlafen gegangen. Martha Reuter ſaß und ſpann, ich hatte die Chronik wieder vor mir liegen und ſtierte darüber weg. Da hörte das Mädchen auf zu ſpinnen.

„Ich will dir was ſagen: Das mit dem Mehnert laß."

Da bin ich doch, weiß Gott, in die Höhe gefahren. „Kannſt du mich denn durch und durch gucken?"

„Er hat das ſchon etlichemale verſucht. Zweimal iſt es ihm gelungen. Du haſt ihn auf dem Buckel aus der Stube getragen und biſt ihm gewachſen. Es hat etliche andre gegeben, die ihm auch im Wege waren. Nicht, daß ſie ſo ſtark geweſen wären wie er, aber ſie wagten was und waren ehrliche Leute. Einen —" ſie ſtockte dabei, — „den kenne ich gut. Ich weiß nicht, was dir der Mehnert geboten hat,

aber ich rechne, daß du ein Geſchäft mit ihm machen ſollſt."

Da erzählte ich ihr haarklein alles, was geweſen war.

Sie nickte dazu. „Man weiß nicht, was man ſagen ſoll. Es kann ſein, daß du etliche Tauſend Taler verdienſt, weil er dich fürs erſte ſicher machen will. So war das bei dem, den ich meine. Dann wäre es klug, das Geld mitzunehmen und ihn beim zweiten Geſchäft ſitzen zu laſſen. So könnteſt du es machen, aber es kann dir niemand einen Eid darauf ſchwören, daß es ſo geht. Vielleicht, daß du ſchon aufs erſtemal hängen bleibſt, und dann haſt du etliche ſchwere Jahre vor dir. Laß die Hand davon. Das Holz wird geſtohlen auf dem Schlage oder beim Flößen. Du kriegſt es ſchwarz auf weiß, alles, was du willſt, und du ſiehſt hinter den fünftauſend Talern her, ſtatt daß du ſie gewonnen hätteſt!"

Dem Mädchen fingen die Augen an zu brennen, ihre Wangen wurden feuerrot. Ich hatte ſie nie ſo geſehn.

„Wenn du wüßteſt, wieviele um den Menſchen bitterlich geweint haben, über wieviel Gräbern der Mann geht, wieviele der auf dem Gewiſſen hat! Tu's nicht! Ich — zwiſchen uns wäre es aus. Du müßteſt dir — eine andre Wirtſchafterin ſuchen."

Ich ging zu ihr. „Bleib' nur, wo du biſt. Ich habe viel von dem Manne gehört und habe ja auch ein Stückchen geſehn, das mit dem Seidel. Und wenn ich zehntauſend Taler verdienen könnte, nicht bloß fünf, mit dem Mehnert zuſammen keinen Pfennig! Wir

Nichts. Es war eine windige Nacht, und wir mußten ein schwer Stück Arbeit tun. Etlichemale sah es aus, als könnten wir die Nachbarhäuser nicht halten. Es gelang aber.

Der Wiesner hat vor sich hin gestiert. Mehnert war kalt wie Eisen. Es war ein Sonnabend. Am Sonntage ging er in die Kirche und legte seinen Taler in den Klingelbeutel.

Auf dem Reuterhofe war es ein schönes Leben. Es war, als ob zwischen Martha und mir etwas läge, das man nicht sagen kann. Mir schien, sie ginge leiser und brächte es fertig, das Haus noch wärmer und noch freundlicher zu machen. Es hat mir nichts gefehlt, auch gar nichts. Weihnachten war wie immer im Dorfe. Die uralten Bräuche wurden geübt, die Kinder sangen in der Schule ihre Weihnachtslieder. Ich habe mir etlichemale um die Schule zu tun gemacht, bloß um das zu hören.

Daheim sang der Junge, der Adolf. Er hatte eine hübsche Stimme. Als ich einmal so um acht von auswärts kam, hörte ich, daß sie in der Stube zu zweit sangen. Martha Reuter sang mit. So, denke ich, das hast du gescheit gemacht mit dem Jungen.

Drei Tage vor Weihnachten kam ein Bursche aus dem Dorfe. Ich gehöre zur Gesellschaft, sagte er, und solle mit läuten. Ich habe aber abgesagt, weil ich mich für mich halten wollte. Jung war ich daheim gewesen, einmal hatte ich es hier auch probiert. Jetzt wollte ich nicht mehr.

Die Weihnachtsbräuche sind heute fast vergessen. Sie waren aber so: Vom 24. Dezember bis zum

Tage vor dem Hohen Neujahr hatten die Burſchen der erſten Burſchengeſellſchaft das Läuten. Der Lehrer mußte dafür an ſie fünfzehn gute Groſchen für Branntwein und zwei Kuchen geben, von denen jeder acht Pfund ſchwer war. Dafür erhielt der Lehrer aus jedem Hauſe ein „Bündel“ Mehl, das von zweien Haus für Haus geſammelt wurde. Die Burſchen wählten unter ſich das Läuterhaus.

Dort kamen ſie am 24. Dezember mittags um eins zuſammen, und ihr Dienſt ging an. Das Feierabendläuten dauerte am heiligen Abende eine Stunde. In der Zeit wurden um die Obſtbäume Strohbänder gebunden. Davon ſollten ſie gut tragen. Wer aber die Bänder band, durfte dabei nicht reden. Weiter wurde während des Läutens das Vieh gefüttert. Es wurde ihm von jeder Futterart vorgeworfen, damit es an keiner fehle. Auf die Miſthaufen ſtreuten die Leute Stroh.

Von elf bis zwölf in der Nacht wurde dann die heilige Zeit eingeläutet. Vor dem Läuten gingen die Burſchen zur erſten Mädchengeſellſchaft, wünſchten geſegnete Feiertage und luden ſie ein, mit ihnen zu feiern. So bei der zweiten Geſellſchaft. Das waren die jüngeren.

Das Einläuten geſchah in drei Pulſen. Zwiſchen denen ſangen ſie Weihnachtslieder. Wenn in der heiligen Zeit der Name Jeſus genannt wurde oder im Liede vorkam, mußten die Burſchen Hut oder Mütze abnehmen bei Strafe von einem guten Groſchen. Alles Fluchen, Türenauflaſſen, häßliches Be-

und Bettlerin verkleidet, durch das Dorf, und hinter ihnen ging einer als Gendarm. Sie sammelten Speck, Wurst und Eier. Abends dengelten die Mädchen die Burschen in der Stube des Läuterhauses. Die Stube war finster. Die Mädchen kamen mit einer Laterne, klopften dreimal an der Tür, sangen eines der Lieder, die sie in der Schule gelernt hatten, kamen dann mit Gepolter in die Stube und sagten dasselbe Sprüchlein, das die Burschen gesagt hatten. Dabei fuhren sie auf die Burschen mit Wacholderbüschen los. Die mußten nachher die Mädchen mit Punsch bewirten und jeder drei Pfefferkuchen geben.

Das Flachsbrennen geschah am dritten Januar. Burschen ging in die Spinnstube, brannten Flachs an und warfen die brennenden Büschel in die Höhe. Je höher sie flogen, umso besser sollte der Flachs gedeihen.

Am fünften Januar wurde von elf bis zwölf in der Nacht die heilige Zeit ausgeläutet. Für dies letzte Läuten hatte der Gemeinderat zehn gute Groschen zu zahlen. Während des Läutens wurde die Laterne an einer langen Stange zum Turme herausgehängt. Danach sangen sie in der Kirche: Nun danket alle Gott.

Die heilige Zeit war vorüber; es war manches schön gewesen, und es war viel getrunken worden.

Martha Reuter hatte mir als heiligen Christ etliche Geschenke unter den Weihnachtsbaum gelegt. Ich habe ihr bloß die Hand drücken können. Als sie sah, daß ich verlegen war, lächelte sie. „Wenn's

hin und her geht, macht das Schenken nicht halb ſoviel Spaß.“ Ich habe es aber nicht wieder vergeſſen. Es ging nachher immer hin und her.

Den Jungen hatten wir gut ausſtaffiert. Er ging in den Feiertagen einmal zu ſeinen Leuten, um ihnen ſeinen Staat zu zeigen, blieb aber nicht lange. Martha Reuter war, wie ich, zu Weihnachten nicht unter die jungen Leute gegangen.

*

Ich ſaß an den Abenden wieder über meiner Chronik und war nun ſchon ziemlich bekannt mit dem Lande.

Eines Abends, als Martha und der Junge leiſe plauderten, erzählte der, vor einem Jahre habe ſeine Mutter in der Nacht die Drude gedrückt. Drude iſt, was man anderwärts den Alb nennt.

Martha Reuter fragte ihn, ob ſie denn in der Schule von der Drude Ilſe gehört hätten. Nein, ſagte der, und ſie erzählte ihm: „Wenn du drei Stunden läufſt und hinunterkommſt, wo die Felder größer ſind und eben, und wo die Berge weiter hinausſtehn, da iſt ein Felſen, vor dem eine Linde ſteht. Wo der Lindenwipfel beginnt, da iſt ein großes Loch in dem Felſen, und dahinter iſt eine Höhle. Die heißt die Drudenhöhle. Manche nennen ſie auch das Clytenloch. Die Clyten waren ein Geſchlecht, das einſtmals in dem ebenen Lande gewohnt hat. Sie waren alle geſtorben bis auf eine. Die hieß Ilſe. Eines Tages kam Ilſe an das Clytenloch. Das war der Eingang zum Reiche der Heimchen, und

Ilſe wußte das nicht. Die Heimchen waren ganz kleine Männlein, kaum eine Spanne hoch, aber ſie waren tapfer, es waren ihrer ſehr viele, und ſie hatten lange Kriege geführt mit den Rieſen. Denen hatten ſie viele Schätze abgenommen und die alle in ihr unterirdiſches Reich gebracht. In dem lebten die Heimchen und hüteten ihre Schätze.

Ilſe kam durch das Loch in den Berg hinein und ging immer weiter. Es wurde aber nicht finſterer, nein, heller wurde es, und aus dem langen Gange kam es, wie wenn Kirmes wäre. Geigenſpiel und Flöten. Ilſe war gar nicht lange gegangen, da war ſie in einem ganz weiten Saale. Von den Wänden herab fiel ein blaues Licht. Der Saal war weit, und darin tanzten viel Tauſend kleine Zwerge. Es war ein großes Feſt. Als die Zwerge Ilſe ſahen, kamen viele auf ſie zu, nahmen ſie an den Händen und baten, daß ſie bei ihnen bleibe. Der gefielen die kleinen Männlein, und die Höhle und das Gold gefielen ihr auch. Die Zwerge führten ſie durch ihr ganzes Reich. Das war weit, und überall hatten ſie Schätze zuſammengetragen. Das ſchönſte aber war eine Herde goldener Schafe, die ein goldener Schäferhund bewachte. Als Ilſe die ſah, klatſchte ſie in die Hände und ſagte, ſie wolle gerne bei den Zwergen bleiben, wenn ſie die goldenen Schafe hüten dürfe. Das waren die Zwerge zufrieden, aber Ilſe mußte verſprechen, niemals zurück zu den Menſchen zu kehren. Sie wollten dafür machen, daß ſie nie alt werde, ſondern immer jung und ſchön bleibe.

So kam Ilſe zu den Heimchen und hütete die goldene Herde. Sie hat ſie etliche hundert Jahre gehütet, aber ſie hat das Menſchenland doch nicht ganz vergeſſen können. Eines Tages trat ſie vor den Heimchenkönig: ‚Laß mich wieder auf die Erde zurückkehren.‘

Darüber waren die Heimchen ſehr betrübt und ſprachen untereinander: ‚Sie iſt zu einſam. Wir wollen ihr ein paar Freundinnen geben.‘

Sie gingen zu den Waſſernixen Inka und Zibezaſel, die in dem Krinnelsloche wohnten, und baten ſie, zu ihnen zu kommen und mit Ilſe zu ſpielen. Die kamen gerne, und Ilſe freute ſich.

Es gingen wieder viele Jahre hin, aber Ilſe konnte das Menſchenland doch nicht vergeſſen.

Eines Tages bat ſie den Heimchenkönig wieder: ‚Laß mich auf die Menſchenerde gehn.‘ Weil ſie ganz traurig war, tat ſie den Heimchen leid, und der König erlaubte ihr, bis an den Eingang der Höhle zu gehn. Auf die Erde aber durfte ſie nicht. Da ſaß ſie nun und ſah die Felder und die Wieſen und die Häuſer und die Wälder.

Eines Tages ſahen ſie die Menſchen ſitzen und hielten ſie für eine Drude, das heißt für eine weiſe Frau. Sie kamen zu ihr, erzählten ihr ihre Nöte und holten ſich Rat. Weil Ilſe ſchon viele hundert Jahre alt war, obwohl ſie jung und ſchön ausſah, konnte ſie den Menſchen guten Rat geben. Die gewannen ſie lieb und kamen immer öfter zu ihr.

Das machte ihr Freude, und wenn ſie ins Reich der Heimchen zurückkehren mußte, ſo graute es ihr.

Es gingen wieder viele Jahre hin. Da kam einſt in der Nacht die Zauberin Bilbze. Der klagte Ilſe ihr Leid; denn ſie wußte nicht, daß Bilbze böſe war. Bilbze verſprach ihr, ſie von dem Zauber der Heimchenhöhle zu löſen, wenn Ilſe ihre goldene Herde heraus aus dem Berge auf die Wieſe triebe.

‚Ja,‘ ſagte Ilſe, ‚das will ich gerne tun.‘

Gleich andern Tages trieb ſie die Herde aus dem Berge und weidete nun lange in den grünen Tälern. Menſchen wurden geboren, wurden alt und ſtarben, und Ilſe weidete ihre Herde noch immer.

Da kam ſie einmal in die Nähe des Roneberges. Das Land da herum gehörte aber einem mächtigen Rieſen.

Als er die ſchöne Ilſe ſah, kam er gleich vom Berge herab gelaufen und verlangte, daß Ilſe ſeine Frau werde. Die aber lachte den Rieſen aus.

Da wurde der böſe, und weil er ein Zauberer war, verzauberte er Ilſe tief in den Roneberg hinein. Dort wohnt ſie nun mit ihren goldenen Schafen und iſt ganz traurig, daß ſie nicht wieder auf die Erde darf. Es geſchieht manchmal, daß ſie mit ihrem Stabe auf die Erde ſtößt. Dann hören ſie die Leute, die in der Burg auf dem Berge wohnen. Immer, wenn Ilſe klopft, ſtirbt entweder eines in der Burg oder es kommt ein Krieg.“

„Das iſt ein Märchen,“ ſagte der Junge. „Märchen ſind ſchön, aber ſie ſind nicht wahr. Wenn ich groß bin, dann weiß ich, was ich mache.“

„Was machſt du denn dann?“ fragte ich den Jungen.

„Das weißt du doch, die Mutter hat's doch geſagt. Wo der Mehnert unſer Haus hat.“

So waren unſere Abende.

*

Es war nun gar nicht lange nach Weihnachten, da kam eines Abends der Wiesner zu mir. Der war ein ſtarker, gut gewachſener Mann, aber man ſah ihm an, daß er dazumal kein volles Glas ſehen, ſondern jedes leer trinken mußte. An dem Abende war er nüchtern.

„Ich hätte was mit dir zu reden,“ begann er.

„Wenn ich dir was helfen kann, dann will ich das gerne tun. Du haſt mich gedauert, als dir das Haus niederbrannte.“

„Ja, das Haus iſt hin und mein bißchen Feld dazu. Nun erſt recht, nun das Haus abgebrannt iſt.“

„Wie iſt denn das zugegangen?“

„Wie wird's zugegangen ſein? Von alleine.“

Dabei ſah er mit böſen Augen vor ſich nieder.

„Weg iſt weg,“ er rückte ſich zuſammen. „Das tu ich nun nicht, daß ich für den Mehnert flöße. Was kann er mir wollen!“

„Du hängſt feſte bei ihm?“

Da lachte er. „Das hat er gedacht. Es iſt aber anders gekommen. Jetzt ſchwöre ich, daß ich nicht mehr habe, als was er ſchon hat, und das langt nicht.“

„Soviel iſt es! Menſch, wie konnteſt du das machen?“

„Ich habe acht Jahre dazu gebraucht.“ Dabei drehte er mir ſein Geſicht mit einem Ruck zu. „Ich

hab gedacht, du kennteſt den Mehnert beſſer. Der iſt wie ein Hund auf der Spur. Auf einmal haſt du Geld, und das iſt der Anfang vom Ende. Ohne das Geld hätte ſich mancher noch beſonnen, wäre geſcheit geworden, hätte die kleine Schuld, die er hatte, abgearbeitet und wäre zuletzt wieder in die Reihe gekommen. Mit dem Gelde, das ihm auf einmal in die Hand fiel, hat er zu lumpen angefangen. So geht das zu."

„Aber der Mehnert hat da bloß die halbe Schuld."

„Hat er. Fertig. Hat er. Was ich ſagen wollte: Du kannſt doch hier auf dem Hofe ein paar Leute brauchen?"

Da war ich überraſcht. Er bot ſich mir an. Ob ich Leute gebrauchen konnte? Ich hatte noch nicht darüber nachgedacht. Nein, ich konnte keine Leute gebrauchen, ich mußte allein arbeiten, um vorwärts zu kommen. Leute koſteten Geld.

„Wiesner," ſagte ich, „ich habe mit mir ſelber zu tun. Ich muß den Pacht herauswirtſchaften und . ."

Der Mann ſah mich ſcharf an. „So. Ich hab' gedacht, weil du den Mehnert zur Tür hinausgeſchmiſſen haſt, du wärſt ihm wirklich gewachſen, und es wäre endlich einer da, der ſo ſachte Ordnung ins Dorf bringen wollte. Ich hab' gedacht: Um des Mehnerts willen gehſt du einmal zu dem Hermann Breiter."

„Ja, Menſch, wie ſoll ich denn das machen?"

Da fiel Martha Reuter ein: „Wiesner, wenn einer ſein Zeug durch den Hals gejagt hat, hernach iſt es mit dem Arbeiten nicht mehr weit her. Er kann's nicht mehr."

Wiesner lachte. „Du kannſt auch ein Lied davon ſingen, Mädel, gelt? Aber es iſt ein Unterſchied, ob einer in die ſechzig iſt oder in die dreißig. Ich kann noch arbeiten, und der Branntwein? — Na, wenn du es nicht probieren willſt, Hermann, dann muß ich ſehn, wie ich's anders mache. Ich gehe nach Amerika."

Der Mann redete ganz knapp und feſt. Er gefiel mir, und ich grübelte, ob es denn nicht zu machen ſei. Als ich aufſah, ſah ich, daß Martha Reuters Augen an mir hingen. Ganz geſpannt waren ſie. Was wirſt du nun machen?

Ich ſah mir den Mann wieder an. „Verſprichſt du mir in die Hand, daß ich mich auf dich verlaſſen kann?"

„Ja."

„Daß du nicht mehr trinkſt?"

„Nein, das verſpreche ich nicht."

„Dann iſt nichts zu machen. Warum willſt du das nicht verſprechen?"

„Wenn ich dir verſprochen habe, daß du dich auf mich verlaſſen kannſt, dann langt das. Dann liegt das andre drin." Das gefiel mir ſo, daß ich ihm die Hand hinhalten mußte.

„Gut, Wiesner, darauf wag' ich's."

Als ich das ſagte, da war aller Trotz aus dem Manne weg. Er war richtig ein anderer.

„Du haſt viel Brombeeren im Acker," begann er und redete leiſer wie zuvor. „Die wollen wir mal zuerſt heraushacken. Mein Weib und der Junge können zum Schulzen kommen. Eine Kammer läßt uns

der Vorſt ab. Ich hätte am Ende ja auch bei einem andern anfangen können, aber das wollte ich nicht. Grade zu dir wollte ich, des Mehnert wegen. Da haben wir noch ein Stück Arbeit, aber mit der Zeit kriegen wir auch das. Alſo mit den Brombeeren fangen wir zuerſt an. Dein Acker ſoll rein werden. Morgen früh komme ich. Gute Nacht!"

Er kam und fing auf dem Bühelacker an. Es war eine Luſt, dem Manne zuzuſehn. Und wenn ich ihm zuredete, nicht gar zu ſtark ins Geſchirr zu gehn, dann ſagte er bloß: „Das muß rein werden." Darein hatte er ſich verbiſſen, und es wies ſich im Laufe der Zeit aus, daß er das Wort noch ganz anders meinte. Er hat es anders gemeint und hat durchgebiſſen, was er ſich vorgenommen.

Wiesner war gekommen, unſer Junge ging. Eines Tages kam ſeine Mutter. Traurig und verhärmt wie immer.

„Ich will den Jungen wiederholen."

„Nanu," ſage ich, „hat er es denn nicht gut bei uns, und haben wir ihn nicht zu Weihnachten ganz hübſch ausſtaffiert?"

Sie antwortete nicht, ging die Treppe hinauf in des Jungen Kammer, kam zurück, hatte den Arm voller Zeug und legte alles auf den Tiſch. „Da iſt es wieder."

Ich wollte wild werden, aber Martha Reuter legte dem Weibe den Arm um die Schulter. „Nimm das ruhig mit. Du kannſt nichts dafür."

„Weiß Gott, nicht." Die Frau begann laut aufzuweinen.

Weil ich mit alledem nicht fertig werden konnte, verlangte ich, daß ſie rede und mir alles erkläre.

„Der Mehnert . . .“ begann ſie. Martha Reuter aber drängte ſie zur Tür.

„Laß es gut ſein. Ich weiß ſchon.“ Unter der Tür aber ſagte ſie noch eben leiſe: „Es hat alles ſeine Zeit. Verlaß dich drauf. Mehnert ſpielt auch noch aus.“

Sie erklärte mir hernach, daß der Mann die Leute auf die Straße geſetzt hätte, wenn ſie den Jungen nicht weggenommen, und daß ich mich darauf verlaſſen könne, daß er alles tun werde, mir Steine in den Weg zu werfen.

Wieder zwei Tage darauf kam ſie aus dem Dorfe, und ich hatte ſie nie ſo geſehn. Die Glieder flogen ihr.

Es war aber ſo: Die Wirtin im Bären war eine gute Freundin der Martha Reuter. Sie war überhaupt all den armen Menſchen eine Freundin und hinterbrachte ihnen viel von dem, das an ihren Tiſchen ausgeheckt wurde. Die es ausheckten, das waren Mehnert oder einer ſeiner Zuträger. Immer war es ein Elend, das dabei herauskam, und immer kam es aus dem Branntwein ſo nebenbei heraus.

Martha Reuter alſo trat vor mich hin. „Mein Vater will das Holz auf der Hardt verkaufen.“

„Iſt denn das ſchlagreif?“

„Zur reichlichen Hälfte ſchon.“

„Dann ſoll er die Hälfte ſchlagen laſſen, aber doch nicht das ganze.“

„Herrgott,“ rief ſie aus, „der Mehnert will's doch

haben, wenn er auch einen andern vorgeſchoben hat."

„Der Mehnert? Ja und?"

„Der betrügt ihn, und wenn er es ſchon ehrlich bezahlt, er ſoll es nicht haben. Der nicht!"

„Kannſt du das deinem Vater nicht ausreden?"

Da trat ſie ganz dicht vor mich. „Du mußt es kaufen."

„Gerne, aber wie ſoll ich das bezahlen?"

„Ich will dir was ſagen, und du darfſt mir nicht dagegen ſein. Ich bitte dich, ſei mir nicht dagegen."

„So rede doch."

„Ich habe von der Mutter zweitauſendfünfhundert Taler auf der Sparkaſſe. Mehnert will dem Vater fünfhundert Taler geben. Gib du tauſend. Du kannſt dich drauf verlaſſen, daß du das allein aus dem ſtarken Holze nimmſt."

Da wehrte ich ab. „Von deinem Gelde? Nein, das kannſt du nicht verlangen. Sowas geht mir gegen den Strich."

Nun liefen ihr die dicken Tränen über die Wangen. „Ich bitte dich, ich bitte dich! Der Mehnert darf es nicht haben!"

Sie hat mich überwunden.

Es ging Schlag auf Schlag. Ich weiß, daß ſie mit dem Alten gradezu gerungen hat. Ich weiß, daß ſie ihn lange nicht überwunden hat, und als gar nichts verfangen wollte, da hörte ich, wie ſie ſagte: „Denke dran . . ." Dabei neigte ſie ſich über den Alten und war wie von Sinnen.

An dem Tage hat der Reuter nicht getrunken; andern Tages haben wir es abgemacht. Das Geld

war da. Sie hatte es geholt, ohne noch einmal mit mir darüber zu reden, hatte es mir in die Hand gedrückt und war hinausgelaufen.

So habe ich dem Reuter das Hardtenholz abgekauft. Als ich Wiesner sagte: „Im Frühjahre, wenn der Saft anfängt zu steigen, schlagen wir das Hardtenholz, ich habe es gekauft," da sprang der Mann kerzengrade in die Höhe.

Seine Augen funkelten. „Ein Anfang! Wir wollen das schon rein kriegen!"

An dem Holze habe ich soviel verdient, daß ich Martha Reuter ihr Geld mit Zinsen zurückzahlen und blanke fünfzehnhundert Taler auf die Sparkasse bringen konnte. Es hat mir leid getan, die schwachen Stämme im besten Wachstum umzuhaun, aber es mußte sein. Der Wind hätte sie umgebrochen, nachdem die starken Hölzer rundherum abgeschlagen waren.

Wiesner war ein Prachtsmensch. Wir ackerten mit zwei Pflügen, er mit den Stieren, ich mit dem Pferde. Und wenn der Pflug an einen der großen Haftsteine stieß, dann hielten wir ein. Auf dem Pfluge hatten wir immer eine Hacke liegen, und jeden der großen Steine haben wir herausgehackt.

„Übers Jahr", sagte ich, „kann man da schon tiefer ackern."

Wiesner sagte bloß: „Wir wollen das schon rein kriegen."

*

Das Frühjahr war schön. Die Lerchen flogen in die Luft, wie wenn sie einer hinaufschnellte, und von droben her warfen sie uns lauter Lieder über die Köpfe. Die weißen Handtücher lagen zwischen den Feldern und deckten die langen, grauen Steinrücken zu. Martha Reuter hatte mich geheißen, auf den Star an unserm Hausgiebel acht zu haben. Der rief ganz deutlich: Frühstück und immer wieder: Frühstück. Da haben wir ihn denn den Frühstück genannt, und acht Jahre lang haben wir im Frühjahre auf ihn gepaßt. Acht Jahre kam er wieder. Wenn er da war, dann hieß es: Der Frühstück ist wieder da, und dann wußten wir erst richtig, daß es aufwärts ging. Im neunten Jahre blieb er aus. Er mag wohl irgendwo gestorben sein, oder es hat ihn einer gefangen und gebraten.

Man muß sich wundern über das, was in so einem Tierchen liegt. Acht Jahre denselben Scheunengiebel finden! Ich werde damit nicht fertig. Und über ein anderes fing ich damals auch an, mich zu wundern. Daß die Lerche immer ihr Nest wiederfindet, wo doch eine Furche aussieht wie die andre, und ein Saatfeld für so ein Vöglein mehr sein mag als für einen Menschen ein Wald, durch den er sieben Stunden gehen muß. Fertig werde ich mit dem Verwundern nicht. So will ich's lassen, ergründen zu wollen, was ich alle Tage sehe.

In der Zeit kam der Reuter Bauer oft einmal zu mir auf das Feld. Immer am Vormittage kam er, und da war er nüchtern. Manchmal redeten wir miteinander, manchmal auch nicht. Er fing an, mir

leid zu tun, wenn er ſo klein und hager vor mir ſtand, und die grauen Haare ihm in den Nacken hingen.

„Gut Land," ſagte er einmal. „Gut Land."

„Es läßt ſich halten, Reuter, aber es kann gut werden. So in fünf Jahren, wenn es ordentlich gedüngt wird, und wenn man jedes Jahr ſeine fünf oder ſechs Fuder Steine ablieſt, und wenn man tief ackert, dann kann das gut werden."

„Du mußt dir Zeit laſſen. Immer jedes Jahr ein bißchen."

„Ja, jedes Jahr ſoviel, wie man nur fertig bringen kann, wenn man ſich zuſammenreißt, aber niemals eines allein. Immer eins mit dem andern."

„Hab' mein Zeug gut im Schuß gehabt. Zwanzig Jahre lang."

„Kann gut ſein. Jetzt muß ich dahinter her ſein. Weißt du, es war zuviel für die Martha, und du biſt der Jüngſte auch nicht mehr."

„Nein. — Wirſt du in Wolfenhagen bleiben?"

„Wie kann ich das ſagen? Von mir aus, warum denn nicht? Ich kriege das ſchon hier."

„Vielleicht bleibſt du. Sind gute Leute bei uns."

„O ja, warum nicht."

Das mag wohl nicht ſo frei herausgekommen ſein, wie es der Reuter erwartet hatte. Er ſah mich an und ging langſam ſeines Weges.

Als wir, Wiesner und ich, hernach auf dem Raine ſaßen und frühſtückten, brachte er die Rede auf den Bauern.

„Ja," ſagte er „das iſt nun ſo. Er hat fünfzig Jahre nicht getrunken, jetzt ſäuft er ſchon zehn Jahre

aber iſt er her geweſen, ſo lange der gelebt hat, wie ein Wolf hinter dem Schlitten, wovon man in den Büchern über Rußland leſen kann.

*

Wiesner und Hilpert waren beide mit im Kriege geweſen. Als wir drei von ungefähr im Herbſte einmal zuſammen kamen, brachte ich die Rede auf den Feldzug.

Es ging hin und her, und jeder wußte etwas.

„Leute," fiel mir ein, „es iſt eigentlich ſchade, daß einer ſo neben dem andern herläuft, und keiner mit dem andern was zu tun hat. Wenn wir zuſammen ſäßen, dann ließe ſich das viel beſſer erzählen."

„Warum machen wir das nicht?" ſagte Hilpert, „wo ſie überall ihre Kriegervereine haben?"

„Dann laßt doch einmal die Leute zuſammen kommen. Ich denke, das müßte bei uns auch zu machen ſein."

„Wir nicht," wehrte Wiesner ab. „Das mußt du machen."

„Warum ich?"

„Weil du der Längſte biſt."

Vierzehn Tage drauf hatten wir den Kriegerverein. Mich hatten ſie zum Vorſitzenden gemacht. Zum Lachen war es. Ich, der Halbfremde, Vorſitzender.

In der Nacht darauf habe ich geſonnen und habe mir das ſo zurecht gelegt: Hermann, du haſt das nicht gewollt, haſt gar nicht daran gedacht, und biſt

es doch geworden. Da muß ein Sinn drin liegen. Jetzt paß auf, daß du den Sinn rauskriegſt.

Habe ich alſo Tage und Tage nachgedacht, den Sinn herauszubringen und habe gedacht: Wenn du einmal Rechenſchaft ablegen mußt über kurz oder lang, nicht vor Menſchen, — man kann doch nicht wiſſen, wie alt man wird, — wenn dich alſo einer fragt: Hermann Breiter, was haſt du aus dem Kriegerverein gemacht, wo du Vorſitzender warſt, und wo zehn Männer um dich ſaßen, — ſoviel waren das am Anfange, acht Wochen ſpäter waren es ſchon zwanzig, — was ſoll ich dann ſagen?

Da habe ich mir das ſo zurecht gelegt: Von den Leuten verlangen, daß ſie durchaus keinen Branntwein mehr anrühren, das iſt zuviel. Das tun ſie nicht und erſt recht nicht, wenn du es verlangſt. Die jetzt um dich ſind, das ſind keine Trinker. Bloß dann und wann ein Glas und dann und wann zwei zuviel, aber Trinker ſind ſie nicht. Alſo das mit dem Schnaps, das kannſt du nicht verlangen, aber du kannſt aufpaſſen, daß keiner in den Verein hineinkommt, von dem du weißt, daß er die Schnapsräude hat.

Da brachte ich das nächſte Mal, als wir zuſammen kamen, einen Kaſten unter dem Arme mit. Den hatte ich mir vom Tiſchler in der Stadt machen laſſen. Der Kaſten hatte in der Mitte einen Unterſchied und im Deckel zwei runde Trichter. Der Tiſchler hatte vom Drechſler ſechzig Kugeln drehn laſſen, dreißig ſchwarze, dreißig weiße.

Nun ſagte ich den Leuten: „Männer, alſo wir ſind

der Kriegerverein, und wir haben unſere Sache gemacht. Jeder hat ſie gemacht. Darauf ſind wir ſtolz und ſind das auch wieder nicht; denn wir haben bloß unſere Schuldigkeit getan. Das aber ſoll nicht ſein, daß nun jeder, der einmal die Plempe in der Hand oder die Knarre auf dem Buckel gehabt hat, ſo mir nichts dir nichts in unſern Verein herein rutſcht. Wir müſſen was auf uns halten und über jeden, der ſich anmeldet, wird einzeln abgeſtimmt. Nicht mit dem Maule, denn das tut keiner auf, ſondern mit den Kugeln. Alſo, wer bei der Abſtimmung drei ſchwarze Kugeln gegen ſich hat, der wird nicht aufgenommen."

Sie brummten vor ſich hin, aber ſie waren es zufrieden. Das mit den drei Kugeln aber hatte ſeine Bewandtnis. Ich ſteckte mit Hilpert und Wiesner unter einer Decke, und wenn ſich einer angemeldet hatte, dann beſprach ich mich mit ihnen. Dreier ſchwarzer Kugeln alſo war ich in jedem Falle ſicher.

Als ſich der Wagner anmeldete, an dem nichts mehr zu verderben war, weil er in den Grund hinein nichts taugte, da lagen unter den weißen Kugeln drei ſchwarze. Ich hatte richtig gerechnet. Sie hätten ihn aufgenommen, wenn wir drei uns nicht untereinander beredet hätten.

Wir kamen alle vier Wochen zuſammen. Es war ſchön, aber der richtige Zug lag doch noch nicht drin. Und ſiehe, nach acht Wochen da ließ ſich der Mehnert anmelden, der bei den Franzern gedient hatte. Da fletſchte Wiesner die Zähne.

„Fft!" machte er, und wir beſprachen uns nicht,

weil das diesmal nicht nötig war. Als wir abſtimmten, waren fünf Kugeln für und ſo an die ſechzehn gegen den Mehnert, und als ich das ſagte, da gab es ein großes Gelächter.

Und wieder acht Wochen ſpäter hatten wir einen zweiten Verein im Dorfe. Der hieß der Militärverein, und Mehnert war Vorſitzender, und es wurde viel Branntwein getrunken. Wiesner lachte und ſah mich an: „Willſt du immer noch nicht?“ Und Martha Reuter ſah mich an: „Was wirſt du nun machen?“

„Was ich mir vorgenommen habe.“

Ich hatte mir aber dies vorgenommen: Die Leute ſollen was von ihrem Verein haben. Bloß von Beaumont und Sedan und Paris erzählen, das hält auf die Dauer nicht zuſammen und macht ſie im Handumdrehn großmäulig. Und jedesmal dem Kaiſer Treue ſchwören und Hurra ſchreien, iſt wieder nichts. Das macht beſoffen. Sie ſollen was von ihrem Verein haben. Ich will damit anfangen, daß wir davon reden, wie es früher hierzulande war, nahm alſo meine Chronik mit und las vor.

Das war recht getan. Sie kannten ſich viel beſſer aus als ich, und wenn ein Name genannt wurde, ſo wußten ſie, wo das Dorf lag oder die alte Burg oder wo der Weg ging, der Flurteil war, der Baum ſtand. Das hat ihnen Freude gemacht. Sie haben ſich von einem Male auf das andre gefreut und haben zu dem, was da geſchrieben ſtand, viel aus eigenem dazu getan.

Es waren aber fünf von uns fortgegangen zu dem Militärverein. Die hatte der Mehnert an der Leine. Zu uns aber waren dafür acht andre gekommen.

*

Als ich kurz nach Weihnachten das Jahr überschlug, da war ich wieder schön vorwärts gekommen.

Ich fragte Martha Reuter, wie es zuginge, daß der Stall soviel abwerfe. „Es hängt da eins am andern," antwortete sie mir, „Dünger und Arbeit geben Korn und Erdäpfel, Korn und Erdäpfel lassen das Vieh wachsen und schaffen Milch und Butter. Milch und Butter bringen Geld. Es hängt eines am andern."

Selben Winter fing ich etwas an, worüber die Wolfenhagener zuerst die Hände über dem Kopfe zusammenschlugen. Ich redete mit Wiesner. „Siehe, da sind soviele nasse Stellen im Diemitzacker. Lauter Gallen. Auf dem breiten Felde ist es nicht anders. In der Mocker auch nicht. Ebenso auf den Wiesen. Das kann nicht so bleiben."

„Wie willst du das wegschaffen?" fragte er. „Es muß von allein besser werden. Mit der Zeit versinkt das Wasser schon. Als ich noch ein Junge war, habe ich den alten Heider auf dem Pferde sitzen und säen sehn, weil das Feld zu naß war. Andre zogen die Stiefeln aus, wenn sie an die Gallen kamen, daß sie nicht im Schlamme stecken blieben. Es ist schon besser geworden, und mit der Zeit versinkt das Wasser vollends."

„Darauf kann ich nicht warten. Morgen fangen wir an, Gräben zu ziehn. Und wenn du den Hilpert zum Helfen holen willſt, iſt's mir recht."

Andern Tages fingen wir an, das erſte Feld zu drainieren. Ich ſchnitt drei lange Gräben durch und zog von denen aus Seitengräben. In die Gräben legten wir auf den Grund flache Steine, ebenſo an die Seiten und oben darauf, und auf die oberen legten wir noch Fichtenreiſig. Das deckten wir hernach wieder zu. Wir haben vierzehn Tage gearbeitet, da waren wir mit dem erſten Felde fertig. Dann ging ich an die Mockerwieſe und machte das ebenſo. Zwiſchendurch ging ich immer wieder einmal an das drainierte Feld und ſiehe, die Drainagen liefen alle drei, daß es ein Staat war. Der Reuter wollte die Wühlerei in den Feldern nicht haben. Als ich ihm aber ſagte: „Im nächſten Herbſte wollen wir uns wieder ſprechen," da ging er murrend zur Seite.

Es hat nicht bis zum Herbſte gedauert, um zu ſehn, was das Drainieren bedeutete. Die Sauergräſer ſtarben ab. Dafür wuchs gutes, weiches Futter. Martha Reuter wußte ſich keiner ſolchen Heuernte zu erinnern. So war das auch auf den Feldern, und als ich den alten Reuter darauf hinwies, ſagte er, daß er mit dem neumodiſchen Zeuge halt einmal nicht fertig werden könne.

Wir haben vier Winter hintereinander gearbeitet, da war ich durch, aber wirklich gut und dauerhaft wurde die Sache erſt, als ich ſpäter Röhren kaufte und einzog. Als ich aber daran ging, da hatten ſie mir derweile alle die Abzugsgräben aus Stein

nachgemacht. Auf den Wieſen fing das Gras an, beſſer zu wachſen, auf den Feldern das Getreide.

Im erſten Winter, da wir beim Graben waren, ſah ich einen über das Feld kommen, den ich ſchon einmal geſehn hatte. Am erſten Weihnachtsfeiertage, den ich in Wolfenhagen erlebte, war ich ihm auf dem verſchneiten Felde begegnet, dem langen, hagern Manne, der vornüber geneigt ging. Als er an uns vorüber war, fragte ich die Männer, wer das ſei.

Hilpert erzählte: „Das iſt der Hagermichel, und dem hat das Zeug gehört, das rechts am Wege ſteht, wenn du vom Dorfe aus durchs Gäßchen nach dem Reuterhofe gehſt, dem Schindler ſeins, das hat dem Hagermichel gehört. Seine Leute ſind ihm ſo ſachte alle weggeſtorben. Das Mädel am Nervenfieber, der Junge liegt bei Weißenburg, ſein Weib in Wieſau auf dem Gottesacker. Jetzt wohnt er für ſich allein in einem kleinen Häuſel drüben in Wieſau und bindet Birkenbeſen. Man ſieht ihn dann und wann einmal hier. Dann geht er auf den Gottesacker. Auch auf den Reuterhof habe ich ihn ſchon gehn ſehn, weil er doch dem Reuter ſein Nachbar geweſen iſt.“

Selben Abend ging ich ums Dunkelwerden allein heim. Wiesner und Hilpert hatten beide eher aufgehört. Als ich durch das Gäßchen kam, ſah ich von weitem den großen Mann am Hoftore lehnen, und als ich näher kam, ſiehe, da weinte er wie ein kleines Kind. Als er mich kommen hörte, ging er mit langen Schritten hinaus nach dem Felde zu.

Und im Hauſe war wieder etwas Merkwürdiges. Der Reuter ſaß hinter dem Tiſche, hatte den Kopf

in die Hand geſtützt, war nüchtern und ging an dem Abende nicht ins Wirtshaus, ſondern in ſeine Kammer.

Es war überhaupt, als wäre etwas über die Schwelle gekommen, das beſſer draußen geblieben wäre. Martha Reuter, die zwar immer ſparſam mit den Worten war, ſaß ſtumm an ihrem Spinnrade, und alle Augenblicke vergaß ſie das Treten und ſah vor ſich hin. Ganz fremd ſah ſie vor ſich hin. Ein richtiges, todernſtes Mannesgeſicht. Ich ſah ſie von der Seite her an. Sie ſah ſtarr vor ſich hin. Immer gradeaus und, als ſähe ſie durch Mauern und Luft und weit, weit hinaus. Dann war es, als käme ſie von irgendwoher zurück. Sie trat, tupfte mit dem Finger in den Netzbecher und ſpann. Ich weiß nicht, wie ich an dem Abende darauf gekommen bin, die Bibel in die Hand zu nehmen. Die Chronik hatte ich nun dreimal durchgeleſen und wußte Beſcheid. Da die Bibel neben der Chronik lag, hatte ich an dem Abende die zur Hand genommen und las im erſten Buche des Moſes und war gekommen bis zum einundzwanzigſten Kapitel.

Ich konnte aber mit dem, was da geſchrieben war, nicht fertig werden. „Es iſt eine Schande," ſagte ich zu Martha Reuter, „wie ſie es dazumal gehalten haben. Ich kann damit nicht fertig werden, und wenn ich es recht bedenke, ſo iſt der Abraham ein Schubjack geweſen, und es nimmt mich wunder, daß ſich der Herrgott mit ſo einem eingelaſſen hat. Einen richtigen Handel haben ſie getrieben. Erſt die Sarah mit der Magd, dann der Abraham mit ſeinem Weibe.

Iſt ihm die Hagar gut genug geweſen, daß er ein Kind mit ihr hatte, ſo mußte ſie ihm hernach auch gut genug ſein. Das arme Weib hinausjagen mit dem Jungen! Um ein Haar war's um die beiden geſchehn. Und immer ſoll der Herrgott ſeine Finger dazwiſchen haben."

Martha Reuter ſah mich mit großen Augen an. „Wie kommſt du grade darauf?"

„Ich habe von vorne angefangen zu leſen, und da bin ich grade bei den Geſchichten."

„Sarah hat kein Kind gehabt."

„Hat ſie nicht. Hätten ſie ſich damit abfinden ſollen."

„Wenn der Mann aber doch gerne ein Kind haben wollte."

„Damit kann das nicht gar ſo arg geweſen ſein, wo er den Jungen hernach mit ſeiner Mutter davonjagt."

„Du meinſt, das ſei nicht recht geweſen?"

„Nicht recht? Niederträchtig war es."

Darauf war ſie eine Weile ſtill. Dann redete ſie raſch.

„Wie, wenn nun Sarah hingegangen wäre zu einem andern, hätte geſagt . . ."

Was ſollte ich nun darauf ſagen? Es ging mir beides gegen den Strich, das von dem Manne und das von dem Weibe.

„Das tut ein Weib nicht," ſagte ich dagegen.

„Du meinſt, der Mann dürfe das ſchon eher?"

„Er darf das auch nicht, aber das Weib darf es erſt recht nicht."

„Warum erſt recht nicht?“

„Weil, weil ſie ein Weib iſt.“

„Wenn du nun einen Hof hätteſt, — es iſt doch denkbar, daß du dem Vater den Hof abkaufſt, — und du hätteſt dich dein Lebtag geplagt und hätteſt keine Kinder, wüßteſt gar nicht, für wen du eigentlich gearbeitet haſt —, wäre denn das nicht denkbar?“

„O ja, das wäre es.“

„Dann hätte es alſo mit dem Manne ſeine Richtigkeit?“

Ich war auf den Mund geſchlagen.

Sie ſetzte mir aber zu: „Es hätte alſo ſeine Richtigkeit?“

„Man kann ſich das wenigſtens denken.“

Da nickte ſie. „Weil es um den Hof geht.“

„Du rückſt mir gehörig auf den Leib. — Ich rechne ſo: Wenn ich mein Lebtag immer auf ein Ziel losgearbeitet habe, das heißt alſo, einen ordentlichen Hof, der mein iſt, dann will ich das natürlich auch für mich getan haben, und da ich es nicht mitnehmen kann, ſollen das meine Kinder haben. Dafür iſt man doch da, und wer anders denkt, der hat kein Ziel, und kein Ziel haben, das iſt kein Leben.“

„Siehe, das iſt gut,“ fuhr Martha Reuter dazwiſchen, „wenn einer kein Ziel hat, ſo iſt das kein Leben. Jetzt denke dir, daß ein Weib keine Kinder hat. Wie denn nachher, wenn es ihr auf einmal in den Sinn kommt: Wenn du ins Grab ſinkſt, dann hat dein Leben kein Ziel gehabt; denn du läßt kein Kind hinter dir? Du brauchteſt gar nicht da geweſen

zu ſein. Überhaupt nicht. Und es wird immer deutlicher in ihr: Es iſt alles leer. Um dich, in dir, nach dir. — Kannſt du dir denken, daß es für ein Weib ganz etwas anderes iſt: Kind oder Erbe? Das Kind kann der Erbe werden, aber was fragt ſie danach? Sie hat ein Kind geboren und beſinnt ſich nachher darauf, daß ſie damit den Erben gebar. Danach aber hat ſie nicht gefragt. Auch wenn das Kind kein Erbe hatte, ihr Leben war erſt ganz, als ſie das Kind hatte. Sie kann das verlangen." Martha Reuter ſaß vornüber geneigt und war richtig außer ſich. „Ihr Leben iſt eine große leere Stube. Und wenn da noch ſoviel iſt an Geſchirr und Glas und Tiſchen und Bänken, es iſt leer, und es iſt keine Sonne drüber. Warum ſoll ein Weib nicht die Sonne hineinzwingen dürfen in ihr Leben? Iſt ſie weniger als ein Mann? Was kann ſie dafür, daß ſie als Mädchen geboren wurde? Der Mann verlangt den Erben, das Weib verlangt das Kind. Wer iſt mehr? Ich ſage: Das Weib!"

Als ſie das geſagt hatte, hockte ſie ganz in ſich zuſammen, und als ſie von ungefähr erkannte, daß ich von der Seite her auf ſie ſah mit einem harten Blicke, da rückte ſie ſich hoch und hatte ein ſtolzes, fremdes Geſicht.

So iſt ſie etliche Tage einhergegangen. Stolz, als verachte ſie mich um etwas, das ich nicht nennen konnte. Ich will es heute nennen: Es war der Mut zum Leben.

Ich habe an dem Abende lange und ſchwer getragen. Was das Mädchen aus ſeinem Inwendigen herausgeriſſen, das brachte ich mit ihrem ſonſtigen

Weſen nicht zuſammen. Es war etwas ganz Fremdes. Als hätte ſie mir einen Knüppel zwiſchen die Schultern gehauen, war es.

Langſam iſt es zwiſchen uns wieder das Alte geworden. Öfter aber ging mir der Gedanke nach: Du ſollteſt dich doch ſo ſachte um eine Frau umtun. Da war doch ein Mädel ... Als aber das Frühjahr wieder da war, ſchliefen die Gedanken wieder ein. Die Arbeit ſorgte dafür.

*

Nun hatten etliche der Bauern dazumal eine Gewohnheit, die ſie zu Spitzbuben machte. Wenn einer auf ſeinem handtuchbreiten Acker pflügte, dann ſteckte er, wenn er an die Randfurche kam, ein Stück Holz zwiſchen das Rad. Das war nun wie eine Schaufel und ſcharrte vom Nachbaracker die Krume herüber. Ich hatte das etlichemale geſehn, aber ich mochte mich nicht in alles miſchen.

Einmal nun ſah ich Nachbar Wolf an meinem Hardtenacker hinpflügen mit dem Scharrholze und ging auf ihn zu.

„Nachbar, das laß. Das iſt Spitzbüberei.“

„Du machſt das doch grade ſo,“ wehrte er ſich.

„Nein. Du wirſt das von mir weder hier noch wo anders geſehn haben. Dabei kommt nichts heraus als Unfrieden.“

Wolf war ein verſtändiger Mann.

„Gut,“ ſagte er, „wenn es einer wie der andre läßt, dann bin ich das zufrieden.“

Als wir am Sonntag drauf im Kriegerverein zu-

ſammenſaßen, brachte ich die Rede auf die Scharrhölzer. Und ſiehe, es ärgerte ſich jeder darüber, aber es tat es jeder, weil er meinte: Beſtiehlſt du mich, beſtehle ich dich. Da haben wir denn untereinander ausgemacht, daß der eine Buße von drei Talern in die Kaſſe zahlen ſollte, der mit dem Scharrholze getroffen würde. Es iſt dann in ganz Wolfenhagen ausgeſtorben.

*

Von dem Ziehbrunnen mitten im Dorfe habe ich erzählt. Sie holten nicht alle das Waſſer da. Viele hatten Brunnen im Keller oder unter der Scheune. Es waren aber doch auch viele, die ihr Waſſer im Ziehbrunnen holten. Damit hatte es ſeine Bewandtnis, aber es hat lange gedauert, ehe wir das Loch zuſchütten konnten.

Ich hatte es nicht acht gehabt, daß ſo ziemlich in jedem Jahre etliche im Dorfe das Nervenfieber hatten, wie man dazumal den Typhus nannte. Jedes Jahr etliche. Immer ſo drei oder vier. Sie waren das gewöhnt, und die meiſten biſſen es durch. Es ſtarb auch wohl einer. Geholfen haben ſie ſich, daß man den Kopf ſchütteln muß.

Der Doktor verſchrieb große Flaſchen, und ſie tranken ſie aus, wie ſich das gehört. Wenn es aber nicht anſchlagen wollte, dann kurierten ſie ſich ſelber. Es iſt wahr bis auf das Tüpfelchen, was ich ſchreibe:

Arno Weigelt lag auf den Tod. Da verriet eines ſeiner Mutter, er müſſe die Milch von einem ſtillenden Weibe trinken. Da iſt die Mutter zu Anna Kirch

gelaufen, die einen Buben von acht Wochen hatte und hat ſie um Gotteswillen gebeten, ihrem ſechzehnjährigen Jungen die Bruſt zu geben. Sie hat es getan, die gute, einfältige Seele. Der Sechzehnjährige, der den Typhus hatte, hat Muttermilch getrunken und iſt — geſund geworden, und der achtwöchige Bube iſt geſund geblieben.

Und Pauline Heide, die achtundzwanzig Jahre war, am Nervenfieber lag und einen Mann und zwei kleine Kinder hatte, war geſagt worden, ſie müſſe das Waſſer von einem Manne trinken. Sie hat das Waſſer von ihrem Manne getrunken und — iſt geſund geworden.

Ich könnte wohl noch etliches erzählen. Schönes wäre nicht viel darunter. So groß war die Not der Leute, wenn das Nervenfieber da war, und es war jedes Jahr da.

Meiſtens traf es die armen Leute. Es war aber nicht ſelten auch ein Bauer darunter.

In dem Jahre nun, von dem ich erzähle, es war das vierte, ſeit ich in Wolfenhagen war, da war das Nervenfieber ſchlimmer, als es je bisher geweſen war.

Die Leute lagen faſt Haus bei Haus. Der Doktor kam alle Morgen, und als er es nicht mehr allein machen konnte, brachte er noch einen andern mit. Es wurde keine Schule gehalten, und am fünften Sonntage, nachdem es angefangen, war auch die Kanzel leer. Der Pfarrer lag, und der Schulmeiſter, der alte, weißhaarige Mann, las ein Notgebet vor dem Altare. Eines, wie ſie für Krankheiten im Ge-

ſangbuche ſtehn. Er tat aber viel aus ſich ſelber dazu. Es war ein heller Morgen in der Zeit der Heuernte. Das Gras wurde überſtändig. Das beſte Heuwetter, das einer wünſchen konnte, aber die Senſen, die durch den Morgentau gingen, die waren zu zählen.

Da trat der Schulmeiſter vor den Altar, und der alte Mann zitterte am ganzen Leibe. Er ſchlug die Bibel auf und las den Pſalm, in dem von dem Hirſche die Rede iſt, der nach friſchem Waſſer ſchreit. Und dann las er den, wo es am Anfange heißt: Herrgott, du biſt unſere Zuflucht für und für. Als er die geleſen hatte, legte er die gefalteten Hände ſchwer auf das Leſepult, an dem er ſtand, las das Gebet aus dem Geſangbuche und fing hernach im gleichen Atem an, mit dem Herrgott zu reden, wie wenn er vor ihm ſtünde: „Sechs Männer und ein Weib liegen im Krankenhauſe, und im Dorfe liegen acht auf dem Lager, und der Tod frißt ihnen in den Eingeweiden. Iſt Wolfenhagen ſchlechter als die andern Dörfer, daß du es ſo heimſuchſt? Siehſt du nicht, wie das Gras draußen ſteht auf den Grundwieſen und auf den andern? Haben ſie nicht angefangen, ihre Wieſen zu beſſern, wie ſie das bei Hermann Breiter geſehn haben, und haben ſie nicht die Scharrhölzer weggelaſſen, die ſie zu Spitzbuben machten? Nimmſt du es ihnen ſo übel, daß etliche noch immer trinken? Iſt es nicht auch darin ſchon beſſer geworden? Willſt du Wolfenhagen vertilgen, wie du Sodom vertilgt haſt? Sind nicht aufrechte Männer da und ſind nicht in Wolfenhagen dreißig Kinder, die noch nicht wiſſen, was rechts und links iſt?“

So hat er lange geſprochen und hat dem Herrgott ordentlich vor die Zähne geredet, und wiewohl es mir dabei eiskalt den Rücken hinuntergelaufen iſt, hat es mir doch gefallen, weil ich ſpürte, daß das eine ehrliche Rede war, und weil es eine ehrliche war, ſo war es auch eine gute.

Es kam mir aber mitten in der Rede eine große Scham, weil er mich genannt hatte, und es kam mir ein guter Gedanke, als er von dem Graſe draußen redete.

Den guten Gedanken ſagte ich dem Schulzen, der neben mir ſtand, und dem das helle Waſſer aus den Augen lief. Er wollte aber nicht, ſondern hieß mich reden.

„Wie kann ich das?“ wehrte ich mich, „wo mich der Schulmeiſter vor dem Herrgott und vor der Gemeinde blamiert hat?“

Da ging er die Treppe hinab und blamierte mich noch einmal, indem er ſagte: „Hermann Breiter hat mir einen guten Gedanken eingegeben. Leute, ſind wir nicht Brüder und Schweſtern untereinander? Und wenn wir hundertmal aneinander vorbeigegangen ſind, die große Not muß nun eines zum andern treiben. Sie liegen auf ihren Betten und haben den Tod im Leibe. Das Vieh aber muß ſein Futter kriegen, und wenn ſie wieder aufkommen, dann iſt das Gras verdorben. Hermann Breiter vom Reuterhofe ſagt, man müſſe hingehn und das Futter hereinbringen, daß ſie zu ihrer Krankheit nicht auch noch andre Not kriegen. Ich dächte, wir machten das ſo: Wer geſund iſt, der tut die Arbeit für einen Kranken. — —

Schulmeiſter, wir wollen ſingen: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.“

Und unter Tränen hat alles, was da war, geſungen: Lobe den Herren. Wir haben Gott gelobt, und draußen ſtand der Tod vor einem Dutzend Häuſern.

Als wir aus der Kirche gingen, ſtieß ich auf den jungen Doktor. Der hatte unſer Singen gehört und geſellte ſich zu mir.

„Wiſſen Sie auch, was Sie da gemacht haben?“

„Ja, das wiſſen wir wohl. Wir haben erſt dem Herrgott vor die Zähne geredet, dann haben wir uns einer neben den andern geſtellt und haben dem droben gegeben, was ihm gehört, auch wenn wir ihn nicht begreifen, haben ihn gelobt, und ich habe mir gedacht: Im Loben ſchreit man am allerlauteſten und iſt man am meiſten voller Demut.“

Da reichte er mir die Hand, ganz ernſt. „Ich habe auch eine Mutter gehabt, die mich beten lehrte. Lehren kann es einem die Mutter. Lernen muß man es im Leben.“

Und als wir an den Brunnen kamen, hielt er an. „Der muß weg, und der Branntwein muß hinaus. Vier Tote ſind's im Dorfe, einer iſt im Krankenhauſe geſtorben. Über acht Tage ſind es wahrſcheinlich etliche mehr. Ich dächte, jetzt wäre es nicht ſchwer, vernünftig zu werden.“

Am Nachmittage kam er noch einmal zu mir auf den Hof. Ich dengelte Senſen.

„Tag,“ grüßte er. „Sie haben das Herz auf dem richtigen Flecke.“

„Wieſo?“ fragte ich.

„Ich habe gehört, daß Sie die Leute angehalten haben, den Kranken die Wieſen zu mähen.“

Da legte ich den Hammer hin. „Herr Doktor, darum macht man ſoviel Weſen. Das iſt nicht nötig; denn das iſt eine Kleinigkeit, und es hat gar nichts weiter gebraucht, als den Einfall von mir. Den habe ich zufällig gehabt, und dafür kann ich nichts. Es hat jeder geſpürt, daß er etwas tun müſſe, aber es hat keiner das Wort gefunden. Ich bin darauf verfallen. Das iſt alles, was ich dabei getan habe und iſt nicht viel. Wenn man Aufhebens machen will, dann ſoll man das mit dem Branntwein tun.“

Der Mann ſetzte ſich neben mich. Er fragte ſo dies und das um daheim und draußen. „Ja,“ ſagte er hernach, „das mit dem Branntwein iſt richtig. Bloß es iſt ſchwer, dagegen anzugehn; denn erſtens kommt ihm die Leidenſchaft zu Hilfe, zweitens das Geld. Früher hat man Menſchen gehandelt, jetzt handelt man Branntwein.“

Ich ſah mir den Mann genauer an, und ſiehe, da hatte er an den Schläfen graue Haare und war doch ſo rank und jung wie ein Zwanzigjähriger. Als ich fragte, ob er ſchon länger in der Gegend ſei, tat er mir zu wiſſen, daß er drüben in Heckenreut wohne und die Geſchichte ſchon gute fünfzehn Jahre vor Augen habe. Er habe geſehn, wie es langſam angefangen habe und immer ſchlimmer geworden ſei, und die Wolfenhagener ſeien kaum ſchlechter als die Heckenreuter, die wieder als die Wieſauer und alle

miteinander nicht ſchlechter als in tauſend Dörfern und Städten im lieben Vaterlande, und was ich nicht wußte, das wußte er. Wie es in den Städten unter den Arbeitern ausſehe, wie die Weiber in einem herzzerreißenden Elend lebten, wie die Kinder ſchon krank vom Mutterleibe kämen, und wie es ihm bange ſei um unſer Volk, weil nicht bloß ſeine Geſundheit im Schnaps erſöffe, ſondern ſeine ganze Gradheit und Ehrlichkeit. Und der Mann ſagte ein Wort, das mir weh tat, ſagte das mit ganz ernſtem Munde und hatte Furchen in der Stirn. Er wünſchte unſerem Volke eine große Not.

Das hieb auf mich los, daß ich eine Weile ſtill ſein mußte. Dann kam mir wieder ein Gedanke: „Herr Doktor, Wolfenhagen hat ſeine Not. Meinen Sie, daß es nun beſſer wird?“

„Das kommt darauf an, ob ſich ein Kerl hinter die Sache legt.“ Dabei ſah er mich an und ſagte: „Guten Abend.“ Martha Reuter traf mich, wie ich über dem Dengelbocke hing und auf die Erde ſtarrte. Der ſagte ich, was ich von dem Doktor gehört.

„Weißt du, was ſie im Dorfe dazu ſagen?“ fragte ſie. „Sie ſagen: Der Branntwein brennt den Typhus tot, und es trinken in den Tagen auch ſolche, die das ſonſt nicht grade machen. Der Doktor Frenzel von Heckenreut, der gilt ihnen nicht viel. Er kann auch in Heckenreut nicht durchſetzen, was er will.“ Und nach einer Weile: „Ich will dir etwas ſagen: Das von dem, der ſich dahinter legen muß, das iſt ſchon richtig, aber der bringt das nicht fertig mit der Art, der muß das machen, wie es der Herrgott macht.

Von Grund auf. Was verloren iſt, das iſt verloren. Es läßt es von zehnen nicht einer. Die Jungen dürfen es nicht anfangen. Aufhalten aber tuſt du es nicht mit Predigen, aufhalten tuſt du es, wenn du ihnen ein ander Leben zeigſt. Willſt du heute Abend noch Gras hauen?"

„Ja, auf des Riedels Wieſe."

„Ich komme nachher auch."

Sie ging ins Haus, und ich hatte wieder an dem „Nachher" zu kauen. Nachher, wenn ſie den Vater die Treppe hinaufgebracht.

Es war mir in meinem Gemüte erbärmlich.

Als der Nachttau fiel, machte ich mich auf den Weg. Da traf ich etliche, die in gleichem Sinne mit mir gingen, und von denen waren wieder etliche, die Steinkrüge in der Hand hatten, und ich wußte, was darin war gegen den Typhus.

Des Riedels Wieſe lag am Holze. Es war eine helle Sommermondnacht und war totenſtill. Wenn ein Wagen über dem Grunde drüben auf der Straße fuhr, dann hörte ich das, und aus Wieſau herüber hörte ich die Hunde bellen und den Nachtwächter tuten und ſingen und die Glocke ſchlagen. So ſtille iſt keine Kirche. Und im Holze hörte ich die Tauben ruckſen und aus den Wieſen die Wieſenſchnarre ſchreien.

Was habe ich in der Nacht zuſammengehauen, und was habe ich in der Nacht alles durch meinen Kopf gehen laſſen. Es iſt doch, weiß Gott, nicht viel, wenn man verlangt, daß ein Menſch vernünftig iſt. Soll er denn hexen, den Fluß aufhalten oder einen

Berg abgraben? Er wird ſich eher daran wagen, als daß er vernünftig iſt. Dabei gehört weiter nichts dazu, als den Schnaps zu meiden, der Leib und Seele verdirbt. Sie glauben nicht, daß der Teufel darin ſitzt, ſie glauben nicht, daß er vom Herrgott kommt, weil er aus Korn oder Kartoffeln gebrannt iſt, ſie denken gar nichts, ſie ſaufen. Ich weiß bis heute nicht, was Leidenſchaft iſt, aber ich denke mir, daß ich das Vieſt gepackt und ihm den Hals umgedreht hätte, wenn es auf mich zugekommen wäre. Mein Lebtag habe ich es ſo gehalten, daß ich der Stärkere ſein mußte, egal was auf mich zukam, Not oder Glück. Ich bin immer der Stärkere geweſen, weil ich vor mir ſelber ausgeſpuckt hätte, wenn ich nicht mehr getan hätte, was ich wollte, ſondern hätte mit mir machen laſſen, was ein anderes wollte, Not oder Glück.

So gegen Mitternacht hörte ich eines hinter mir ſchneiden. Da war es Martha Reuter, und ſie ſagte kein Wort, ſondern ſchnitt bloß immer mit langen Hieben.

Als es gegen morgen grau wurde, waren wir fertig, ſetzten uns auf den Rain und aßen und tranken, und keines ſagte ein Wort, wo doch hier ein gutes Wort, das ich dem Weibe hätte geben müſſen, am richtigen Flecke geweſen wäre.

Ich hatte das Dengelzeug mitgenommen, und als wir gegeſſen hatten, ſetzte ich mich hin und dengelte.

Martha Reuter fragte, ob ich nun wo anders anfangen wolle.

„Ja, auf unſerer Bierlitz Wieſe.“

Sie gab kein Wort dazu, ging heim und war, als das Vieh gefüttert und gemolken war, wieder da.

Auf der Bierlitz Wieſe aber hatte ich eine große Freude. Wiesner und Hilpert hatten ſchon die halbe Wieſe niedergelegt, und als ich mich verwunderte, lachten ſie.

Drei Tage, Tag und Nacht, bin ich nicht aus den Stiefeln gekommen, und habe ich kein Auge Schlaf gehabt. Am vierten trat ich am Abende vor den Spiegel und mußte mich verwundern. Ich fing an den Schläfen an, grau zu werden. Mit dreiunddreißig Jahren fing ich an, grau zu werden.

Wir haben alle miteinander, ſoweit wir geſund waren, doppelt Heuernte gemacht, und es war endlich einmal ein ſchöner Zuſammenhalt im Dorfe.

Wenn wir uns unterwegs trafen, dann war das nicht wie ſonſt, daß die Leute lachten, und die Burſchen und Mädel Poſſen im Kopfe hatten. Wir hatten ernſte Geſichter und redeten von der Not, und dazu lag die liebe Sonne auf den Wieſen und auf den Feldern, und das Getreide ſtand, daß es ein Staat war. Kein Lied kam von den Wieſen her und auch kein Fluchen. Das machte der Chlorgeruch, der über dem Dorfe lag. Der biß in die Naſe. Alles chlorte. Wir haben es nicht gemacht, aber Martha Reuter hatte eine extra Waſchſchüſſel aufgeſtellt und hielt darauf, daß ſich jedes vor dem Eſſen die Hände ordentlich wuſch. Der Typhus iſt nicht zu uns gekommen.

Zehn Wochen hat er im Dorfe gehauſt. Heute ſind die, die es damals traf, auf dem Friedhofe ſchon

wieder ausgegraben, weil er zu klein wird. Dazumal lag eine ganze Reihe Gräber nebeneinander.

Die erſten fingen langſam an, wieder aufzuſtehn. Sie gingen an Stöcken, und Männern und Weibern waren die Haare ausgefallen. Unter den letzten, die ſtarben, war der Pfarrer. Er ſtarb nicht am Typhus. Den hatte er durchgebiſſen, aber nachher war ſein Herz zu ſchwach. Da ſchlief er ein. Richtig eingeſchlafen iſt er, nicht geſtorben.

Eines um das andere beſuchte ihn, und als ich einmal abends von der Wieſe kam, riet mir der Schulze, den ich traf, den alten Herrn auch einmal aufzuſuchen.

Ich hatte ihn gerne und war oft bei ihm in der Kirche geweſen. Nicht jeden Sonntag, auch nicht alle vierzehn Tage. Man muß da keine Gewohnheit draus machen, ſondern muß gehn, wenn es einem das Herz heißt. Ich hatte den alten Mann oft predigen gehört und immer etwas mitgenommen, aber niemals war es etwas geweſen, das mich inwendig ganz gepackt und nicht mehr losgelaſſen hätte. Er ſchimpfte nicht, aber er konnte auch keinem recht unter die Arme greifen. Es war, wie wenn der Herr Chriſtus ewig im heiligen Lande ſei, und er muß doch mitten durch unſere Ährenfelder gehn und durch unſere Wieſen und muß an den Tiſch in den Bauernſtuben treten, wenn man ihn verſtehen ſoll. Nicht den Kindern in Jeruſalem muß er die Hand auf den Kopf legen, nein, denen in Wolfenhagen. Das hat der Pfarrer nicht fertig gebracht. Wenn er in der Paſſionszeit in den Abendgottesdienſten von den Leiden Jeſu redete, dann war es einem, als müſſe man heulen vor Er-

barmen mit dem Manne, aber es kam kein rechter Troſt heraus dabei für unſereinem und keine Verantwortung und kein rechtes Vorbild.

Wir hatten ein ſtilles Haus. Ich ging oft in ſchweren Gedanken, weil ich nicht wußte: Gehſt du lieber, weil du das Gut doch nicht kaufen kannſt oder auch nicht zu kaufen kriegſt oder warteſt du doch? Fragſt du Martha Reuter, ob ſie dich heiraten will oder tuſt du es nicht? Ich war in allem ein halber Menſch und reichlich viel allein. In ſolcher Zeit lauſcht man, ob von der Kanzel her ein Wort fällt, das einem vorkommt, als wäre es grade für unſereins geſagt und das wie ein Wegweiſer iſt. Der alte Mann hat kein ſolches Wort gefunden. Wenigſtens keines für mich.

Nun riet mir der Schulze, zu ihm zu gehn.

„Ja," ſagte ich, „das kann ich wohl tun."

Andern Tages nahm ich ein Paar Tauben und ging unter dem Abendläuten ins Pfarrhaus.

Die alte Pfarrfrau weinte. „Es iſt recht, daß Sie kommen. Der Schulze hat geſtern mit meinem Manne von Ihnen geſprochen."

Es war eine hübſche, helle Stube, in die ich kam. Ich habe ſie mir zum Vorbilde genommen, und daß es jetzt bei mir iſt, wie es iſt, das iſt dem Pfarrhauſe nachgemacht.

Der alte Herr war eigenſinnig geweſen und hatte ſein Bett in die Bücherſtube tragen laſſen. Zwei Glasſchränke voll Bücher. Ich hatte nie zuvor ſoviele auf einmal geſehn, und auf den Fenſterſtöcken ſtanden Blumen, ein Fenſter war offen, und davor

ſtand ein Apfelbaum. Aus dem Fenſter ſah man in den Garten. Der ging bis an die Kirchenmauer, und an der lehnten etliche hohe, alte Grabſteine, die ausgemeißelt waren.

Den Mann im Bette hätte ich nicht wieder gekannt. Daß er ſchmal geworden war und ein blaſſes Geſicht hatte, das war es nicht, was mir auffiel, aber die Augen fielen mir auf. Es war da etwas ſo Gutes darin, daß ich wußte, der Mann iſt in ſeinem Leben immer ſo gut geweſen, daß er andre gar nicht hat gut machen können. Nicht hat machen k ö n n e n. Wer das will, der muß derbe Hände haben und darf das Herz nicht davon laufen laſſen. Das tut nicht gut, wenn es einem davon läuft. Immer feſte halten. Kuſch dich! Es darf gar niemand gewahr werden, daß du da biſt, ſonſt treiben ſie Schindluder mit dir. Zupacken! Du m u ß t das ſo und ſo machen. Tun, als hätte man gar kein Herz, aber alles vom Herzen machen laſſen.

So bin ich ein Grobian geworden, und es wird Zeit, daß ich ſo ſachte abtrete, denn ſie glauben mir den Grobian nicht mehr recht.

Der Mann hat ein zu weiches Herz gehabt.

Als ich zu ihm ans Bett kam, da verzog er den Mund. Das ſollte ein Lachen ſein. „Ich freue mich,“ ſagte er, „ich freue mich“ und fuhr mit ſeinen Kinderhänden immer hin und her auf meinen braunen, großen Tatzen. „Ich freue mich.“

„Herr Pfarrer,“ ſagte ich, „wenn ich Ihnen bloß was zum Freuen bringen könnte, aber da iſt ja nichts da.“

„Doch," widerſprach er, „du haſt geſagt, ſie ſollten einander helfen."

Es hat mich gefreut, daß er mich du nannte; denn damit machte er mich ſeinen Pfarrkindern gleich, aber ich lief doch rot an, als er wieder von dem Heu redete.

Ich wehrte mich, und er ſtreichelte dabei immer meine Hand: „Helfen, Hermann Breiter, helfen. Ich bin zu ſchwach geweſen für Wolfenhagen. Gott ſoll mir's verzeihen."

Da bat ich ihm inwendig alles ab, was ich dann und wann gedacht hatte. Als ich davon reden wollte, wieviel Gutes er geſagt, da fiel er mir ins Wort. „Geſagt." — Siehe, da hatte ich es wieder ungeſchickt gemacht.

„Geſagt. Du haſt nichts geſagt, du haſt den Kriegerverein gegründet."

„Das iſt doch nichts, Herr Pfarrer. Der Mehnert hat den Militärverein eingerichtet."

„Gott ſoll es ihm verzeihn. Du wirſt es nicht leicht haben mit dem Manne. Ich bitte dich, denke dran, daß er ein armer Menſch iſt. Er geht unter einem Haſſe. Ich darf dir das nicht erzählen, aber ich will Gott bitten, wenn ich drüben bin, daß es ein andres tut. Du mußt den armen Leuten helfen. Es kann ſein, daß du helfen mußt, den Mehnert zu ruinieren, aber ich bitte dich, tu das ohne Haß. Tu's als ein frommes Werk und vergiß nicht, daß er ein armer Menſch iſt, der ‚reiche' Mehnert."

„Herr Pfarrer, ich will nichts von dem Manne, und wenn er mich meines Weges gehen läßt, dann

wüßte ich nicht, wie wir wieder einmal miteinander zu tun kriegen ſollten."

Da wurde der alte Herr ganz lebendig. „Du ſollſt etwas von ihm wollen, und du mußt es. Man kann es vor Gott nicht verantworten, daß man zuſieht, wie er in ſeinem Haß die Menſchen auffrißt. Er geht über lauter Blut und Tränen. Ich habe ihm das Abendmahl verweigert, und ich ſchwacher Mann habe es ihm doch wieder gegeben. Ich habe ihm den Kirchentaler zehnmal wieder ins Haus geſchickt, aber als meine Kirchenväter ſagten, man ſolle das Geld am Gotteshauſe verwenden, zumal die Kirche arm ſei, da habe ich nachgegeben. So bin ich. Den Hagermichel wird er zu allererſt droben zu verantworten haben und dann den Reuter. Dann kommen all die anderen. Und ich habe das mit zu verantworten. Den Mehnert ſelber habe ich mit zu verantworten; denn Gott hat ihn mir in die Gemeinde geſtellt. Der war der Stein des Anſtoßes, und ich bin drum herum gegangen. Ich bringe nichts vor Gott mit als Chriſti Blut und Gerechtigkeit. Und das langt," ſagte er fröhlich.

Sein Weib ſaß drüben am Bette, ich hüben.

„Angelika," ſagte er, „vergiß meinen Spruch nicht auf den Grabſtein."

Das Weib weinte. „So iſt der Mann nun. Er hat jedesmal acht Tage an ſeiner Predigt geſeſſen, eine Woche wie die andere und hat jedes Wort gewogen, und ich ſoll auf ſeinen Grabſtein ſetzen laſſen: Gott ſei mir Sünder gnädig."

„Herr Pfarrer," fuhr ich auf, „wo paßt ſich das

für einen Pfarrherrn. Das iſt ein Spruch für den Mehnert."

„Für den auch, aber für mich auch. Angelika, es bleibt dabei." Er lächelte wieder.

„Überhaupt," mußte ich mahnen, „warum reden Sie immer vom Sterben? Der Typhus iſt weg, Sie ſind der letzte, der noch liegt, wir werden den Brunnen zuſchütten, dann kommt die Seuche nicht wieder. Wir wollen das ſchon kriegen in Wolfenhagen, und was an mir liegt, wenn ich bleibe, dann will ich da ſchon helfen."

„Du willſt nicht bleiben?"

„Warum nicht, aber das hab ich nicht allein in der Hand, wo ich bloß der Pächter bin."

„Hm. Alſo den Mehnert immer als armen Menſchen ohne Haß, aber was ſein muß, das muß ſein. Was verſteigert iſt, das iſt nicht wieder zu kriegen, heute nicht, aber die anderen! Der Schulze will mit helfen. Er hat es mir verſprochen. Ihr müßt an die Kaſſe gehen. Es darf kein Haus wieder verſteigert werden."

„Da will ich wohl gern mitmachen. Bloß: Meine Silberlinge reichen nicht weit."

„Anfangen," gebot der Pfarrer. „Und morgen am Vormittage ſoll der Reuter noch einmal zu mir kommen. Am Vormittage. Nachmittags iſt er ... Ach Gott, es iſt ein Elend. Wenn du willſt, dann ſprich morgen abend noch einmal vor. Solange ſchaff ich's noch."

Ich ging heim, und es war eine wunderſchöne, lichte Nacht. Der Mond ſtand über der Erde, und

Wir haben dem Pfarrer das Grab gegraben. Ich war dabei, und als wir auf den Gottesacker traten, ſiehe, da war etwas, das mir ans Herz ging. Da ſtand Friederike Altmann, die ſchlohweiße Haare hatte und nicht mehr recht beieinander war. Da ſtand ſie am Grabe ihres Mannes, der auch am Typhus geſtorben war, hob den Zeigefinger, drohte über das Grab hin und ſagte: „Siehſt du, Gottfried, nun liegſt du da. Da unten liegſt du, und nun kannſt du mich nicht mehr prügeln.“

Die ſo zuſammen gelebt hatten, das waren auch zwei Menſchen geweſen.

Es war viel Weinen, als der alte Pfarrer begraben wurde, und es war ein ſchönes Begräbnis. Der alte Schulmeiſter ſpielte ganz leiſe auf der Orgel, und als wir auf dem Gottesacker waren, da ſpielte die Orgel noch immer. Nun ſpielte ein anderer, und der konnte es auch gut. Und die Glocken läuteten, und der Wind ging, und von weitem kam ein leiſes Donnern. Da haben wir den alten, guten Mann hinabgelaſſen.

Es kam hernach ein herzhaftes Gewitter, und unter dem Gewitter ſaß ich beim Schulzen, und wir redeten miteinander, wie das zu machen wäre, was dem alten Manne auf dem Herzen gelegen.

„Ich habe ſo bei ſechstauſend Taler beieinander,“ ſagte ich ihm ehrlich. „Es iſt ſauer erſpartes Geld, aber wie ſollte ich das vor dem Toten verantworten können, wenn ich nicht wahr machen wollte, was er von mir geglaubt hat.“

„Sieh,“ wußte der Schulze, „das iſt nicht ſo, daß

du bar Geld hergeben ſollſt. Bloß Bürge ſollſt du ſein. Die Kaſſe zahlt das an die Leute aus, wenn einer dahinter ſteht, dem ſie traut."

„Gut, dann wollen wir damit auch nicht warten."

„Nein. Ich will morgen und übermorgen mit ihnen reden. Dann kann das losgehn."

„Meinſt du, daß das Geld verloren iſt?"

„Ach, nicht ſo gradeweg. Man muß aufpaſſen."

Acht Tage darauf ſaßen an dem Abende fünfzehn Männer beim Schulzen in der Stube, und wir zählten zuſammen, was ſie miteinander dem Mehnert ſchuldig waren. Da waren es neuntauſend Taler.

„Die Hälfte auf dich, die Hälfte auf mich," ſagte der Schulze.

Es wollte mir aber nicht ſo glatt gefallen; denn da waren etliche, denen ich nicht traute. Als ſie fort waren, ſagte ich zum Schulzen: „Den und den und den nimmſt du auf dich."

Der lachte. „Haſt einen guten Blick. Alles aber kannſt du nicht von mir verlangen. Ich habe auch Kinder. Ich nehme zwei, du einen von den Unſicheren."

Und wieder ein Vierteljahr darauf hatte der Mehnert neuntauſend Taler in den Händen und fünfzehn Männer waren los von ihm.

Wir hatten aber nicht ganz falſch gerechnet. Zwei hatte er in einem Jahre wieder in den Händen. Da mußten wir unſer Geld auf die Häuſer eintragen laſſen. Auf die Weiſe hatte der Schulze zwei Jahre drauf ein Haus und drei Jahre drauf ich eins, aber wir ſind nicht ſchuld geweſen, daß es ſo ging. Die

Versteigerung, zu der Mehnert trieb, konnten wir nicht aufhalten, aber die Häuser kriegte er nicht und die Leute auch nicht. Wir boten unser Guthaben aus, und da waren ihm die Häuser zu teuer. Das war der Anfang von des Mehnerts Niedergang.

Er hat Geld eingebüßt, aber ich habe es ohne Freude gesehn, weil ich dazumal schon wußte, wie es mit ihm gewesen war, und wie er zu dem Wüterich geworden war.

*

Nun muß ich aber noch einmal mit der Zeit anfangen, da das große Sterben im Dorfe gewesen war.

Es waren zwei gestorben, die zur Gemeindevertretung gehörten, und der Schulze fragte mich: „Willst du nicht an dem Toffel seine Stelle treten?"

„O ja, warum nicht. Zu jung bin ich nun nicht mehr und zu fremd auch nicht. Ich will das schon."

Er lenkte das so, daß ich in die Gemeindevertretung gewählt wurde, und eines Tages hatte ich ihn so weit, daß er mit den Vertretern über den Brunnen reden wollte. Ich wollte, daß der zugeschüttet werde, weil aus dem soviel Elend gekommen war und dachte, da könne doch keiner dagegen sein. Was gehöre weiter dazu, als fünfzig Fuder Erde und Steine in das Loch werfen und fertig wäre es.

Aber siehe da, ich hatte falsch gedacht. Da gehörte nicht bloß ein Brunnen zugeschüttet, da gehörte auch einer neu gegraben, und beides kostete Geld. Als die Rede auf den Brunnen kam, da sagte Hans Eber-

lein: „Das hat der neumodiſche Doktor von Heckenreut rausgeſteckt, aber wahr iſt das nicht. Wo ſoll denn der Typhus in dem Waſſer ſein, wenn man nie nicht einmal etwas davon ſieht. Wenn ſie ſagen, er ſitze drin, dann müßte man ein einziges Mal was ſehn. Dreck habe ich oft drin geſehn, einen Wurm auch einmal, den Typhus nicht. Der ſitzt im Bauche, und der Magen wird mit ihm fertig. Wenn er aber ins Gedärme kommt, dann macht das Aufblähen, und weil die Gedärme hernach im Bauche nicht mehr Platz haben, drücken ſie auf das Blut. Das wird hitzig, und das hitzige Blut macht den Typhus. Mit dem Waſſer hat das gar nichts zu tun. Und wer den Brunnen weg haben will, der ſoll erſt einen andern ſchaffen, aber die Gemeinde gibt dazu nix."

Donner ja, das hat mir eine Backpfeife gegeben. Bis auf den Schulzen und mich hat nicht einer dagegen geredet. Mit mir iſt's durchgegangen. Ich habe auf den Tiſch gehaun und hab' ordentlich was ausgegeben an Grobheiten, aber den Brunnen, den habe ich nicht zugekriegt.

Und wieder drei Tage drauf ging ich durch das Dorf und ſah da etliche Frauen an dem Brunnen ſtehn. Sie guckten hinein und guckten das Waſſer im Eimer an, und ſiehe, da war es ölig und ſtank nach Erdöl.

Das war mir ſoweit ganz recht, und ich lachte, weil ich dachte, auf die Weiſe könnten ſie ſich wenigſtens nicht den Typhus an den Hals trinken.

Es war aber falſch, daß ich gelacht hatte, und ein halbes Jahr drauf wußte ich, daß es falſch war, und

ich habe an dem Brunnen gelauert, um den zu erwiſchen, der ihn verunreinigte. Siehe, ſowas iſt nun zum Lachen, daß einer, der den Brunnen gerne aus dem Dorfe hinaus gehabt hätte, darauf paßt, daß keiner Erdöl hineingießt.

Das ging aber ſo zu. Sie wußten, daß ich den Brunnen nicht leiden konnte, aber ſie trauten mir doch nicht zu, daß ich ihn verunreinigte. Vorerſt nicht und eine ganze Zeitlang nachher auch nicht. Sie holten die Feuerſpritze, pumpten ihn leer, ließen das Waſſer wieder zuſammenlaufen, wollten daraus ſchöpfen, und — da war wieder Erdöl drin. Das ließen ſie ſich noch einmal gefallen und das dritte Mal auch noch. Hernach fragte mich der Schulze auf den Kopf, ob es denn wahr ſei, daß i ch da immer Erdöl hineinſchüttete.

„Ich? Wie kommſt du auf ſowas?“

„Die Leute ſagen es, und man könnte das doch ganz gut für möglich halten.“

„So,“ gab ich darauf und ging beiſeite.

Von dem Tage an habe ich ſechs Nächte gelauert, und in der ſiebenten Nacht erwiſchte ich den Erdölgießer, und ſiehe, da war es mein Wiesner, und ich wußte nicht damit fertig zu werden, weil ich ihm das nicht zugetraut hatte.

Als ich ihn zurechtſetzen wollte, ſah er mich an und knurrte: „Du kannſt doch das Loch nicht leiden, und du haſt recht, und die andern haben dicke Schädel.“

Da konnte ich dem Menſchen nicht böſe ſein.

Es hat niemand bis auf den heutigen Tag erfahren, was wir zwei miteinander geredet hatten. Das

Waſſer wurde ſachte wieder, wie es früher geweſen war, und im dritten Jahre danach hatten wir wieder in zwei Häuſern den Typhus.

*

Nun willſt du wiſſen, wie das im Dorfe weitergegangen iſt. Das ging ſo: Der alte Pfarrer war geſtorben, und ein Vierteljahr darauf hatten wir einen neuen. Der war jung und ging ſtark ins Geſchirr. Er führte aber allerlei Neues ein, und da kam der alte Schulmeiſter nicht mehr damit zurecht. Weil er die neuen Lieder nicht mehr ſo recht ſingen konnte, ſetzte er ſich zur Ruhe, zog in ein Häuslein, das er ſchon vor etlichen Jahren gekauft hatte, und in das Schulhaus zog ein neuer, der ſich Lehrer nennen ließ und ſagte, Schulmeiſter wäre eine Beleidigung. Er mag wohl recht gehabt haben, aber hinter dem Rükken hat ihn keiner den Lehrer genannt, und ſowas ſtirbt erſt aus, wenn die ſterben, die das von Kindesbeinen an gewöhnt waren.

Und der Lehrer ging auch mächtig ins Geſchirr, und wer im erſten halben Jahre an der Schule vorüberging, der hörte da, wie er mit Tränen ſäte. Es erhob ſich auch ein Sturm wider ihn, wie weiland auf dem galiläiſchen Meere, da Jeſus im Schiffe fuhr, und die Wolfenhagener ſchrien: Er ſchlägt uns die Kinder zu Krüppeln.

Er aber gebot dem Sturme, warf einen aus dem Hauſe, und da ward es ganz ſtill, wobei ich ihm geholfen habe, indem ich in der Gemeindevertretung ſagte, daß ſchon der Sirach, oder war es der Jere-

mias, gesagt hätte, wer seine Kinder lieb habe, der schone die Rute nicht, und wenn der Herr Lehrer wirklich einen zum Krüppel geschlagen, dann wollten wir ihm dasselbe tun, wenn aber einem Jungen etliche Gebote dorthin geschrieben würden, wo schon seine Großmutter gesessen, als sie Braut war, dann möge die Mutter die Hosen hübsch drüber lassen, indem das ja überhaupt genierlich sei, den großen Jungen die Hosen auszuziehn; dann sehe sie das nicht. Im übrigen solle sie denken: Was mich nicht brennt, das blas' ich nicht, und sie habe ja wohl soweit dabei nichts auszustehn.

In einem halben Jahre konnte der Lehrer aufhören, mit Tränen zu säen. Da richteten wir ihm das Haus her, und wenn er abends aus dem Fenster guckte, da war er ein schmucker Kerl, und er kam in den Kriegerverein, weil er gedient hatte.

Im Bären war es derweile mit etlichen hartgesottenen Sündern gegangen wie immer. Ich hatte dazumal, da ich nach Wolfenhagen kam, einen unglücklichen Tag gehabt oder einen glücklichen, wie man das nennen will, indem da grade ungewöhnlich viele um den Tisch gelümmelt hatten. Das war nun unterschiedlich. Einmal mehr, einmal weniger, etliche immer, und zu denen gehörte der Reuter. Einige von den Trinkern waren gestorben, einer oder zwei waren dazu gekommen, aber im ganzen war es im Bären stiller geworden. Dafür ging es in dem zweiten Wirtshause, in das ich die ganze Zeit über kaum ein- oder zweimal gekommen war, noch bunt genug her. Das war lange Jahre nur eine kleine

Quetſche geweſen. Jetzt trieb der Mehnert dort ſein Weſen, der Branntweinverein, ſo hieß der Militärverein unter uns, hatte dort ſeine Verſammlungen, und das lohnte ſich für den Wirt.

Der Schulze und ich hielten nicht zurück mit unſerer Meinung, und wenn keine Gelegenheit war, darüber zu reden, ſo brachen wir ſie vom Zaune, wenn es uns paßte. Das aber hätte wenig genutzt, wie ich heute weiß. Geholfen hat uns zweierlei, Lob und Tadel.

Das Gute, das uns half, das war die Arbeit. Es fing im Dorfe an, anders auszuſehn. Etliche von denen, die wir vom Mehnert erlöſt hatten, waren die erſten, die ihre Häuſer anſtrichen und mit Kalk bewarfen.

Dabei haben mir Wiesner und Hilpert wie gute Kameraden geholfen. „Seht," hatte ich ihnen geſagt, „wenn ihr eure Köpfe aus einem Fenſter ſteckt, das weiß oder grün oder braun angeſtrichen iſt, ſo iſt das für euch, die ihr doch zwei blanke Kerle ſeid, ein viel ſchönerer Rahmen, wie wenn der ausſieht wie ein ruppiger Hund. Ich würde das doch einmal probieren." — Dem Wiesner hatte ich geholfen, ſich ein Häuſel am Wege nach Wieſau zu kaufen. —

Die zwei verſtanden mich, lachten und ſagten: „Grob mußt du zwar immer ſein, aber dafür kannſt du nichts, und recht haſt du leider immer."

Siehe, da fingen ſie eines Tages an, ihre Häuſer zu kalken, und als das fertig war, ſtrichen ſie die Balken braun an, und als ſie damit fertig waren, kamen die Fenſter dran. Wie es ſoweit war, rieten

ſie mir, ich möchte nun mal bei ihnen vorbei kommen. Das habe ich denn gemacht, und als ich vor des Wiesners Hauſe ſtand, guckte der aus dem Fenſter.

„So," ſagte ich, „jetzt gehört bloß noch dein Weib neben dich."

„Alte," rief er hinter ſich, „komm einmal daher."

Da guckten ſie beide aus dem Fenſter, ich lehnte mich auf den Gartenzaun. „Das iſt das richtige Bild im richtigen Rahmen. Zwei ſchmucke Leute in einem hübſchen Hauſe," lobte ich. Sie lachten, und ich ſah, daß eine ganz helle Freude dahinter ſaß.

Bei dem Hilpert war es nicht anders.

Die zwei nun haben ſich an ihresgleichen gemacht, haben ernſthaft mit ihnen geredet und haben ihren Spott mit ihnen getrieben. Geholfen hat es bei dem und jenem.

Es wurde beſſer auf den Feldern und Wieſen, und es wurde ſachte beſſer im Dorfe. Nun mußte bloß einer ſein, der vorweg ging, und der habe ich zu ſein verſucht.

Das alſo war das gute Teil. Das andre war auch gut, aber es war anders.

Hermann Wieders, der Müller, war einer von den ärgſten Trinkern, und wenn er in die Stadt ging, dann ſaß er einen Tag und eine Nacht, und das war das gewöhnliche. Es waren aber einmal auch drei Tage, und das war das letztemal. Er hatte den Tragkorb auf den Rücken genommen und ging in die Stadt, die Butterwecken zu verkaufen. Drei

Tage drauf kam er wieder und traf unterwegs meinen Hilpert.

„He," ſagte er dem, „man ſollt nit meinen, was einem paſſieren kann. Ich hab graue Haare und hab nie nicht mit der Polizei zu tun gehabt. Jetzt geh ich in die Stadt, die Butterwecken zu verkaufen, die meine Alte gemacht hat. Auf dem Markte kommt einer von denen, die einen Helm aufhaben, und wiegt die Butter. Die habe Mindergewicht, ſagt er zu mir und fängt an, die Wecken zu zerſchneiden. Da kriege ich die helle Wut, nehme die Butter, der erſte Weck fliegt ihm ins Geſicht, der zweite bleibt auf der Helmſpitze ſitzen, und der dritte geht ans Ohr. Nachher war's denn ſoweit richtig. Sie haben mich eingeſperrt, ich hab drei Tage weggemacht. Da bin ich wieder, und jetzt muß ich einen nehmen auf den Arger." Sie waren am Wirtshauſe, und der Wieders Müller ging hinein.

Hilpert kam zu mir und erzählte in hellem Lachen, was dem Müller paſſiert war. Die Sache ſchien mir nicht ganz geheuer, und weil ich andern Tages nach der Stadt mußte, ſuchte ich den Ankerwirt auf und fragte ihn nach dem Wieders.

„Ja," ſagte der, „daß die Wolfenhagener ſeßhafte Leute ſind, das habe ich ſchon lange gewußt, aber drei Tage auf einen Ritt zu ſaufen, das kriegt doch bloß der Wieders fertig."

Sieh, da wußte ich es und war niederträchtig, erzählte dem Hilpert, wie es geweſen war und gab ihm den Auftrag, nicht hinter dem Berge damit zu halten, ſondern allen Leuten zu erzählen, der Wieders

habe drei Tage geſeſſen. Wo, das brauche er ja nicht zu ſagen. Der Wieders hatte geſeſſen. Fertig. Hilpert ſollte es aber jedem auf die Seele binden, reinen Mund zu halten, dann käme die Sache am eheſten unter die Leute.

Es ging, wie es gehn mußte, und wie ich es haben wollte. Am dritten Tage wußte es das ganze Dorf. Vom vierten Tage ab kam jeden Tag einer, nahm den Wieders beiſeite und ſagte ihm: „So und ſo reden die Leute von dir, und ich tät das nicht auf mir ſitzen laſſen.“

Da fing der Wieders an, gotteslästerlich zu fluchen und ſich zu verſchwören, er werde jedem die Knochen im Leibe zerſchlagen, der das noch einmal ſage.

Als es ſoweit war, ging ich zu ihm. „Wieders, alles was recht iſt, aber ſowas kannſt du nicht auf dir ſitzen laſſen. Es iſt um das Dorf.“ Ich machte ein Geſicht wie ein Leichenbitter.

„Du biſt ein ehrlicher Kerl, Hermann,“ ſagte er und war kleinlaut. „Ich kann mich nicht mehr vor den Leuten ſehn laſſen.“

„Kannſt du auch nicht.“

„Was ſoll ich machen?“

„Was du machen ſollſt, das weiß ich nicht. Ich würde in die Zeitung rücken laſſen, daß du den verklagen wolleſt, der noch einmal ſage, du habeſt drei Tage geſeſſen.“

„Tu ich.“

Da hatte ich, was ich haben wollte, und wiewohl das ein heimtückiſcher Streich war, freue ich

mich noch heute darum; denn ich habe dem Wieders den größten Gefallen getan, den ihm einer tun konnte.

Zwei Tage drauf ſtand alſo in der Zeitung, wie ich geraten hatte, und wieder zwei Tage drauf ſtand ein Gedicht in der Zeitung und das hieß:

Der Müller von Wolfenhagen
Hat einen ſchwachen Magen.
Er lebt nicht bloß vom Brot allein,
Es muß ein Schnaps auch dabei ſein.
Dann hält er es drei Tage aus
Und geht nachher vergnügt nach Haus.
Jedoch: Im Kittchen oder beim Eſſen,
Geſeſſen iſt geſeſſen.

Das Gedicht war von mir, und ehe ich das ſchrieb, hatte ich einen Abend lang Gedichte geleſen, um den richtigen Dreh wegzukriegen. Ich denke, es kann ſich ſehn laſſen, und man merkt es ihm an, daß andre dabei Pate geſtanden haben.

Alſo das Gedicht war nun das richtige, das, was ich grade noch brauchte, um den Müller klein zu kriegen. Er hat geflucht, iſt auf die Zeitung gelaufen und wollte den Zeitungsmann totſchlagen, aber der hat mich nicht verraten. Bloß hellauf gelacht hat er. „Was ſteht da Unrechtes drin? Sie haben einen ſchwachen Magen. Das iſt keine Schande, und den kann jeder haben. Sie haben drei Tage geſeſſen, zwar nicht im Kittchen, aber im Anker und: Geſeſſen iſt geſeſſen. Stimmt's?"

Da ging der Wieders heim, kam zu mir: „Hermann, was ſagſt du bloß? Iſt ſowas erhört?"

„Nein, iſt's nicht. Ich ginge nicht mehr unter die Leute."

„Tu ich auch nicht."

„Wenn du willſt, dann komm doch dann und wann zu mir."

„Mache ich."

Fertig. Den hatte ich.

Siehe, ſo haben wir beides hergekriegt, das gute Beiſpiel und den Spott. Es war aber noch mehr zu tun.

*

Albin Heinrichs, der Wirt, war ſelber ſein beſter Kunde, und eines Tages wurde er krank. Er fing von unten her an zu ſchwellen. Da kriegte er es mit der Angſt und ließ den Doktor holen.

Es war da aber nicht viel zu tun, und am ſechſten Tage hatte er das Delirium. Ich habe mit zwei andern etliche Tage und Nächte bei ihm gewacht, und es war ſchlimm. Heinrichs war auf ſein Weib mit dem Meſſer losgegangen, und wenn es über ihn kam, dann hatten wir drei Männer zu tun, ihn zu halten. Da war es rührend, wie der Hund zu ihm ſtand. Der ließ keinen an ſeinen Herrn herankommen, und wir waren froh, als es die Wirtin fertig gebracht hatte, den Hund auf den Hof und an die Kette zu kriegen.

Das Tier aber hat Tag und Nacht geheult und kein Futter angenommen.

Es war aber in der vierten Nacht. Der Wirt lag auf der Ruhbank, und die ſtand in der Stube, die

zu ebener Erde war. Eine kleine Lampe hatten wir brennen. Da kam das Raſen wieder über den Mann, und er ſchrie und wehrte ſich.

Als wir hart mit ihm zu tun hatten, ſiehe, da war auf einmal ein Klirren und Krachen und Winſeln. Die Bulldogge kam wie ein Pfeil durch das Fenſter geflogen und ſchleifte ein Stück der Kette hinter ſich her. Die hatte ſie zerriſſen und ſprang Hermann Enders an die Bruſt, daß er gegen den Ofen ſchlug. Paul Ebert hatte einen Stuhl zur Hand, trat das Bein herunter und hieb es dem Hunde über den Schädel. Am andern Tage mußten wir ihn totſchießen. Er hat mich gedauert, da er doch dafür ſterben mußte, daß er treu geweſen war.

In derſelben Nacht ſtarb auch der Wirt.

Als die Frau nach dem Begräbnis ans Zuſammenrechnen ging, ſah die Sache nicht ſo ſchlimm aus, wie ſie erwartet hatte. Wieder nach etlichen Tagen aber kam Mehnert und wies zwei Schuldſcheine vor. Da war es ſchlimm.

Der Schulze kam zu mir: „Hermann, ſo und ſo ſieht das aus.“

„Ja,“ ſagte ich, „ſo ſieht das aus. Habe ich mir gedacht. Und jetzt?“

„Es iſt ein bißchen viel.“

„Zu viel iſt's, und dazu bin ich nicht da, alle Schweineſtälle auszuräumen.“

„Ich dachte, du hätteſt was für die Frau übrig.“

„Hab' ich, weiß Gott, aber wie ſoll ich das machen? Da kann ich nicht drüber weg ſehn. Schulze,

wir wollen mal eine Nacht oder zwei drüber ſchlafen. Dann kommt ja auch wieder ein Tag."

Andern Tages redete ich mit meinen zweien, dem Hilpert und dem Wiesner. Wiesner ging in ſeiner Art gleich wieder aufs Ganze.

„Der Mehnert ſoll am Ende auch das Wirtshaus kriegen? Das wäre grade das, was noch gefehlt hat. Ich bin ein armer Teufel, aber fünfhundert Taler nehme ich auf mich. Dafür will ich gut ſein. Du brauchſt bloß deinen Namen herzugeben."

Da mußte ich lachen. „Biſt ein fixer Kerl." Wiesner hatte mit ſich ſelber noch hart genug zu tun, aber er hätte ſeinen Hals gewagt, wenn er dem Mehnert ein Bein hätte ſtellen können. „Das iſt's ja eben, Wiesner, und auf die Art kommt weiter nichts heraus, als wenn ich es gleich übernehme."

Eine Stunde ſpäter aber hatte ich einen Gedanken. Über den ſprach ich am Abende mit dem Schulzen, und er kratzte ſich hinter den Ohren. „Verſuch's."

Ich habe es verſucht und habe geredet wie ein Advokat und gerechnet wie einer von der Bank. Mit acht vernünftigen Männern habe ich geredet, und keiner wußte vom andern. Jedem einzelnen habe ich geſagt: „Grade du biſt einer von denen, auf die ich was gebe, und du mußt dir doch ſelber ſagen, daß.."

Vierzehn Tage drauf hatte die Gemeinde das Wirtshaus gekauft. Das Zahlen war nicht ſchwer; denn wir hatten einen guten Schlag im Gemeindeholze gehabt. Wir hätten wohl alles bezahlen können, aber es iſt immer gut, wenn man etliches auf Hypotheken ſtehen läßt, der Steuern wegen.

Mehnert hat ſich bei dem Landrat beſchwert, daß die Gemeinde das Wirtshaus gekauft, iſt auch noch weiter gegangen, aber es hat ihn nichts genutzt. Bloß das hat er erreicht, daß wir untereinander feſter wurden. Nun war das bei uns Trotz, aber auch der iſt gut.

Wieder ein Jahr darauf ſah das Wirtshaus anders aus.

Es war umgetauft, und wir hatten es abputzen laſſen. Seit der Zeit alſo haben wir die Gemeindeſchenke.

Es war aber mit der Zeit ſo etwas wie eine Teilung im Dorfe geſchehn. Die einen gingen rechts, die andern links. Was rechts ging, gehörte zum Kriegerverein und kam in der Gemeindeſchenke zuſammen. Links gingen dem Mehnert ſeine. Die gingen in das andre Wirtshaus, aber die „Linde", wie wir die Gemeindeſchenke genannt hatten, hat doch immer grüne Blätter gehabt. Ein paar gelbe waren darunter. —

*

Jetzt will ich was von den zwei Leuten erzählen, die im Dorfe die Geiſtlichkeit ſind.

Der neue Pfarrer alſo war ein fixer Mann, und ſeine Frau war es auch. Ich meine, ſie war fix. Er hielt aber auf den Mehnert große Stücke, und ich ſagte zu etlichen, die ihm den Star ſtechen wollten: „Immer ſachte. Er ſoll mal ruhig ein paar Dummheiten machen. Sowas iſt gut für ſpäter und dämpft den Hochmut."

wir wollen mal eine Nacht oder zwei drüber ſchlafen. Dann kommt ja auch wieder ein Tag."

Andern Tages redete ich mit meinen zweien, dem Hilpert und dem Wiesner. Wiesner ging in ſeiner Art gleich wieder aufs Ganze.

„Der Mehnert ſoll am Ende auch das Wirtshaus kriegen? Das wäre grade das, was noch gefehlt hat. Ich bin ein armer Teufel, aber fünfhundert Taler nehme ich auf mich. Dafür will ich gut ſein. Du brauchſt bloß deinen Namen herzugeben."

Da mußte ich lachen. „Biſt ein fixer Kerl." Wiesner hatte mit ſich ſelber noch hart genug zu tun, aber er hätte ſeinen Hals gewagt, wenn er dem Mehnert ein Bein hätte ſtellen können. „Das iſt's ja eben, Wiesner, und auf die Art kommt weiter nichts heraus, als wenn ich es gleich übernehme."

Eine Stunde ſpäter aber hatte ich einen Gedanken. Über den ſprach ich am Abende mit dem Schulzen, und er kratzte ſich hinter den Ohren. „Verſuch's."

Ich habe es verſucht und habe geredet wie ein Advokat und gerechnet wie einer von der Bank. Mit acht vernünftigen Männern habe ich geredet, und keiner wußte vom andern. Jedem einzelnen habe ich geſagt: „Grade du biſt einer von denen, auf die ich was gebe, und du mußt dir doch ſelber ſagen, daß.."

Vierzehn Tage drauf hatte die Gemeinde das Wirtshaus gekauft. Das Zahlen war nicht ſchwer; denn wir hatten einen guten Schlag im Gemeindeholze gehabt. Wir hätten wohl alles bezahlen können, aber es iſt immer gut, wenn man etliches auf Hypotheken ſtehen läßt, der Steuern wegen.

Mehnert hat ſich bei dem Landrat beſchwert, daß die Gemeinde das Wirtshaus gekauft, iſt auch noch weiter gegangen, aber es hat ihn nichts genutzt. Bloß das hat er erreicht, daß wir untereinander feſter wurden. Nun war das bei uns Trotz, aber auch der iſt gut.

Wieder ein Jahr darauf ſah das Wirtshaus anders aus.

Es war umgetauft, und wir hatten es abputzen laſſen. Seit der Zeit alſo haben wir die Gemeindeſchenke.

Es war aber mit der Zeit ſo etwas wie eine Teilung im Dorfe geſchehn. Die einen gingen rechts, die andern links. Was rechts ging, gehörte zum Kriegerverein und kam in der Gemeindeſchenke zuſammen. Links gingen dem Mehnert ſeine. Die gingen in das andre Wirtshaus, aber die „Linde", wie wir die Gemeindeſchenke genannt hatten, hat doch immer grüne Blätter gehabt. Ein paar gelbe waren darunter. —

*

Jetzt will ich was von den zwei Leuten erzählen, die im Dorfe die Geiſtlichkeit ſind.

Der neue Pfarrer alſo war ein fixer Mann, und ſeine Frau war es auch. Ich meine, ſie war fix. Er hielt aber auf den Mehnert große Stücke, und ich ſagte zu etlichen, die ihm den Star ſtechen wollten: „Immer ſachte. Er ſoll mal ruhig ein paar Dummheiten machen. Sowas iſt gut für ſpäter und dämpft den Hochmut."

So und da iſt ein Stuhl, wenn Sie ſich's bequem machen wollen."

Und ich redete, redete geſchlagene drei Stunden, und mein Pfarrer fing an, auf dem Stuhle zu rutſchen. Da ſagte ich: „Herr Pfarrer, wenn Sie etwa einmal dahin gehn wollen, wohin auch der Kaiſer ſelber gehn muß, dann iſt das über dem Hofe drüben. Die Tür hat zwar keinen Haken", — ſie hatte natürlich einen, — „aber wenn Sie ſich nicht genieren, uns macht das nichts aus, und Sie können ja die Tür zuhalten."

„Nein," wehrte er, „ach nein."

„Ach, jetzt verſtehe ich. Sie wollen gerne einmal das Haus ſehn."

„Warum nicht. Bei einem ſo ordentlichen Manne . . ."

„Na, was das anbetrifft . . . Da iſt alſo zunächſt die Küche. Der Kupferkeſſel faßt ſechzehn Eimer Waſſer, und wenn wir ſchlachten . . ." Und ich halte eine Rede eine geſchlagene halbe Stunde über den Kupferkeſſel.

„Mein lieber Breiter, ſo kommen wir nicht weiter", ſagt der Pfarrer.

Und ich: „An Ihnen, Herr Pfarrer, iſt ein Dichter verdorben. So aus dem Ärmel heraus. — Da iſt alſo der Stall." Der dauerte wieder eine halbe Stunde. So ging das weiter. Ich habe knüppeldick aufgetragen, aber er hat nichts gemerkt. Er hatte ein Fell wie ein Elefant.

Als er ging, da ſchummerte er. Ich gab ihm die Hand.

„Das war ein unterhaltſamer Nachmittag, Herr Pfarrer, und morgen komme ich zu Ihnen. Ich habe grade Zeit und rede gerne ein vernünftig Wort.“

Den ganzen Nachmittag war nicht ein einziges geredet worden, lauter dummes Zeug. Ich hatte jede, aber auch jede Tür vor dem Pfarrer aufgemacht. Er hat nicht gemerkt, daß ich übertrieb.

Da mußte ich denn noch dicker auftragen.

Andern Tages um Uhre zwei war ich bei ihm. Er ſchlief, aber ich ging nicht. So mußte er aufſtehn.

„Ich wollte bloß den Beſuch heimzahlen, Herr Pfarrer.“

„Das iſt ſchön, mein lieber Breiter. Ich war nur eben ſo furchtbar müde.“

„Was das anbetrifft, das kenne ich nicht. Ihre Arbeit wird man nicht gewöhnt, unſere macht uns gar nix mehr.“

„So. Das iſt eine glückliche Veranlagung.“

„Ja. Sommers von früh um drei bis abends um zehn. Alles eine glückliche Veranlagung.“

Da guckte er mich das erſte Mal ſchief an.

Als wir ſo eine Viertelſtunde mühſelig geſchwatzt hatten, ſagte ich: „Nun tät ich auch gerne mal ihr Haus ſehn, Herr Pfarrer. Es iſt bei mir etliches, das noch nicht recht nach meinem Gefallen iſt, und ich nehme mir gerne ein Beiſpiel.“

Er druckſte und ruckſte, aber ich war wie ein Stück Holz, ſtand auf, ging über die Stube, ſtieß die Tür auf und — — da war das die Schlafſtube, und die Frau Pfarrer lag auf dem Bette. Sie juchte, aber ich blieb ſtehn. „Ach, Frau Pfarrer, ſowas iſt doch

da iſt doch immer noch ein Unterſchied zwiſchen Menſch und Acker.

Der Paſtor iſt ein Mann geworden, auf den ein Verlaß war, und wir haben ihm viel zu danken in guten und böſen Stunden.

*

Der Lehrer war auch ein fixer Kerl und fuhr mit den Füßen auf den Orgelleiſten herum, daß ich von meinem Platze aus oft gedacht habe: Es wird ihm gehn wie den Schildbürgern, und er weiß zuletzt nicht mehr, was rechts und links iſt. Er hielt aber die Fixigkeit für Schönheit, bis wir ihn einmal fragten, ob denn die Engel im Himmel allemal Galopp tanzen ſollten, wenn er ſpiele.

Da ſah er uns an und ſagte, das verſtünden wir nicht, und grade das wäre eben die Kunſt. So, hielten wir dawider, wenn wir das nicht verſtehn, dann iſt das auch nichts für uns; denn das iſt verlorene Zeit, unverſtandenes Zeug zu hören. Es ſei beſſer, er ſpiele ſo, daß wir das verſtehn könnten.

Wir hielten den Herrgott für einen Mann, der gewiß die Allmacht in der Hand habe, aber doch immerhin nicht von heute und geſtern ſei, ſondern einen langſamen, feſten Schritt habe. So wollten auch wir zu ihm gehn, und da ſolle er uns führen. Langſam und bedächtig und dann und wann einmal anhalten.

Er gab ſich aber noch nicht und ſagte, es wäre Bach, was er ſpiele. „Sieh," wußte ich, „ganz richtig, Bach. Die Bäche haben das ſo an ſich, daß ſie

rennen und holterdipolter kopfüber ſpringen. Das ſieht man an unſern Bächen. Jetzt ſpielen Sie mal Fluß. Das iſt größer, und da iſt mehr drin an Waſſer."

Da lachte er hell auf. „Jawohl, jetzt ſpiele ich Fluß. Den Bach ſpiele ich bloß noch für mich."

Nun waren wir einig, und er hat es von dem Tage an gut gekonnt, hat Morgenwind geſpielt und Gewitter, hat Beten geſpielt und Loben. Immer, wie es paßte, und wir haben ihn gerne gehört und ſind mit ihm gegangen, oft bis ans Himmelstor und haben durch die Stäbe ins Helle geguckt, wo der Herrgott wohnt.

Das war unſer guter Kantor Heimann, der hernach mein beſter Freund geworden iſt.

Er war alſo ein fixer Kerl, und als er ſich ein Weib genommen, da haben wir ihm eine doppelte Ehrenpforte gebaut. Die Frau paßte zu ihm und hat ihn ganz im Stillen zurechtgebügelt, wenn ſein Gemüt Falten gekriegt hatte, weil ihn die Kinder ärgerten, und hat immer zum Frieden geredet und niemals zum Unfrieden.

So war das eines Abends, als die Linden blühten, und der Mond über das Holz her kam. Da ging ich durch das Dorf und ſah die zwei unter der Linde ſitzen, und die Leute gingen an ihnen vorüber und grüßten, und die Kinder ſpielten auf dem Anger.

Der Lehrer rief mich, daß ich mich eine Weile zu ihnen ſetze. Wir waren doch derweile gute Freunde geworden. So ſetzte ich mich neben ihn. Als wir ſo allerlei geredet hatten, kam mir ein Gedanke.

das Grüßen ſein, und wir gingen aneinander vorüber, aber es war immer, als ob jeder von uns ſchon weitem abmeſſe, ob auch die Straße breit genug ſei, daß wir aneinander vorbei kämen. Jeder ging gradeaus, und jeder machte doch einen kleinen Bogen. In die Gemeindeſchenke kam der Mann nicht mehr, aber in der andern, bei dem Volckmann ging es hoch her, wenn Mehnert da war. Ich habe mir ſagen laſſen, daß er auch dort die Leute wie Schubjacks behandle, daß er es darauf anfinge, daß ſie grob würden gegen ihn, und daß er hernach, wenn er ſie ſoweit hatte, ihnen den Branntwein eimerweiſe zahlte, bis ſie unter dem Tiſche lagen. Dann ging er zwiſchen ihnen durch und ſpuckte aus.

Der Seidel, dem an dem Tage, da ich nach Wolfenhagen gekommen war, das Zeug verkauft worden war, der war auch darunter, aber dem war es wie einem Hunde an der Kette. Er zerrte und zerrte und konnte doch nicht los. Daß er anfing zu zerren und die Kette ſpürte, das machte ſein Junge. Der war ein Zimmermann geworden, war in die Welt gegangen und kam zehn Jahre lang nicht wieder. Als er wiederkam, beſuchte er mich, und er war der Mann geworden, der ihm ſchon mit zwölf Jahren aus den Augen geſehn hatte.

Durch den Jungen iſt der Alte wieder ein Menſch geworden und hat die Kette geſpürt. Er hat den Mehnert zehnmal gebeten, ihm das Haus wieder zu verkaufen. Der hat gelacht: „Jedes andre, deines nicht.“

Die Frau habe ich nicht ſelten geſehn, und wir

haben oft ein paar Augenblicke beieinander geſtanden und haben erzählt.

Der dem Mehnert auflauerte und mir alles hinterbrachte, das war mein Wiesner. Ich weiß nicht, wie oft er unter dem Wirtshausfenſter geſtanden und aufgepaßt hat auf das, was in der Stube vorging. Das aber weiß ich, daß er geſtanden hat in Sommernächten und in Winternächten, daß er hinter dem Mehnert her war wie ein Wolf, und daß er auch draußen in den andern Dörfern die Ohren ſpannte, wenn einmal vom Mehnert die Rede war.

Er hat immer gedacht, er müſſe den Mann einmal auf einer Lumperei erwiſchen, die ausreiche, daß er ihm den Staatsanwalt auf den Hals hetze. Die Mühe war umſonſt.

Einmal ſagte Wiesner zu mir: „Ich kriege das nicht klein mit dem Mehnert. Daß er ein Satan iſt, das weiß ich ja, aber ich glaube, von dem könnte auch der Teufel noch was lernen. — Es muß da etwas ſein, das wir nicht wiſſen, und daraus muß alles andere kommen.“

Und wieder einmal: „Es muß ein Weib im Spiele ſein. Vielleicht ſind es gar zwei. Geſtern abend bin ich hinter dem Mehnert hergegangen, und ich ſtand unter ſeinem Fenſter. Sonſt hat er immer den Vorhang herunter gelaſſen. Geſtern nicht. Da ſah ich ihn an ſeinem Tiſche ſitzen, und er nahm ein Bild in die Hand. Darauf war eine Frau. Und als er das Bild weggelegt hatte, nahm er ein andres, und darauf war wieder eine Frau. Ich weiß aber nicht, ob es dieſelbe war.“

„Was hat er dazu für ein Geſicht gemacht?“ fragte ich.

„Das kann ich wirklich nicht ſagen. Der Mehnert war es nicht, der nicht, den man auf der Straße ſieht.“

Darüber mußte ich nachdenken, und eines Abends ſtand ich ſelber, wo Wiesner geſtanden hatte, — es hatte ſich ganz zufällig gegeben, ich wollte ihn nicht belauern, — und hinter dem Fenſter ſaß ein Mann, der in ſich zuſammengehockt war und ein graues Geſicht hatte. Mir fiel ein, was der gute, alte Pfarrer geredet. Er könne mir nicht alles ſagen, aber er wolle vor Gott ſtehn und es ihm ſagen, daß ſich eines fände, das mir ein Licht aufſtecke.

Der Mehnert alſo war ein Mann mit einer ſchwarzen und einer andern Seele. Ob die weiß oder bloß grau war, konnte ich nicht ſagen. Daß aber ſozuſagen zwei Naturen in ihm waren, das wußte ich jetzt. Der da an ſeinem Tiſche geſeſſen, das war kein Mann, der wie eine Walze alles vor ſich her zuſammenquetſchte, der war ein Mann, der ſelber zerquetſcht und klein war. „Immer denken, daß er ein armer Menſch iſt,“ hatte der Pfarrer gemeint. —

Ich pflügte, und um mich her war lauter Singen. Über mir ſangen die Lerchen, im Holze ruckſten die Tauben, der Zipphahn ſang auf der Fichte, und die Buchfinken ſchlugen. Indem der Pflug das Land brach, und die Steine unter ihm klirrten, waren meine Gedanken im Himmel beim alten Pfarrer.

„Herr Pfarrer, geſtern habe ich den Mehnert geſehn.“

„So? Ich denke, den kennſt du ſchon lange?“

„Kenne ich wohl, habe ihn oft genug geſehn, aber keinmal ſo wie geſtern.“

„Siehſt du, geſtern haſt du den Menſchen geſehn.“

„Ja, ſonſt den Unflat.“

„Nun paß auf, Hermann Breiter: Der Menſch hat den Unflat aus ihm gemacht, und der Unflat ſehnt ſich, wieder ein Menſch zu werden. Jetzt hat er aber die andern an den Unflat gewöhnt und ſchämt ſich, denen zu ſagen, daß er gelogen. So läßt er den Menſchen daheim und geht als Ungewitter durch die Dörfer. Wenn er aber heimkommt, dann läßt er den Unflat vor der Tür ſtehn und geht als ein Menſch in ſeine Stube.“

„Könnt Ihr mir das nicht deuten, Herr Pfarrer?“

„Ich darf nicht. Etlichemale habe ich ſchon mit dem Herrgott deswegen geredet. Er ſagt, es ſei noch nicht an der Zeit. Ich will zu Petrus gehn und mich wieder zu der Audienz melden laſſen. Es iſt grade Sprechtag für uns Himmelsleute. Vielleicht komme ich diesmal recht, und wenn das ſo iſt, dann ſollſt du es bald erfahren.“

„Schönen Dank, Herr Pfarrer, und ich muß ſagen, ich kann nicht mehr ſo ganz bei der Sache ſein, wenn es gegen den Mehnert geht. Mir iſt manchmal, als täte er mir leid.“

„So iſt das ganz richtig, Breiter, ganz richtig. Leid tun ſoll er dir, aber was ſein muß, das muß ſein. Ja nicht nachlaſſen. Und jetzt paß auf, da iſt ein Haftſtein.“

Krach, ſtand mein Pflug, und ich kriegte einen Stoß vor den Bauch, daß ich vornüber flog.

Die Pflugſchar ſaß auf einem mächtigen Haftſtein.

Als ich ihn herausgehackt hatte, mochte er wohl anderthalb Zentner ſchwer ſein.

Ich ſetzte mich aber auf den Pflug und war eine Weile wie außer mir. Wie einen doch die Gedanken über die Erde hinaus tragen können! Über mir ſangen die Lerchen. Eine, die höchſte, war ſo hoch, daß ſie ein winzig Pünktlein zu ſein ſchien. Und ich war viel, viel höher geflogen und war doch immer hinter meinem Pfluge her über das Hardtenfeld gegangen. Iſt ſowas nicht eine Allmacht im Menſchen und iſt ſowas von der Erde? Nein, ſage ich, und der iſt ein Narr, der davor ein freches Maulwerk hat.

Es ging aber noch eine ganze Weile hin, bevor ich den Mehnert hinterkam.

Derweile war der Pfarrer hinter ihm her.

*

Der hatte ſich das bei den Volckmanns eine Weile angeſehn. Dann war er zum Mehnert gegangen, daß er ablaſſe, die Leute ins Saufen zu hetzen. Der hatte ihm nichts verſprochen und ihm nichts abgeſchlagen. Es hing in der Schwebe.

Da wartete der Pfarrer wieder eine Weile.

Hernach ging er zu dem Wirte und redete herzhaft mit dem. Der wies die ganze Sache von ſich. Er ſei in ſeinem Geſchäft, nötige keinen, wehre aber

auch keinem, bei ihm zu trinken. Die ſeien alle mündig. Leben wolle jeder, und er lebe von ſeinem Wirtshauſe und habe Weib und Kind.

So ging wieder eine Weile hin. Als es aber einmal ganz ſchlimm geweſen war, lief der Pfarrer wieder zum Mehnert und ſtand in großem Zorn.

„Sie ſind ein Phariſäer und ein Unglück für das Dorf.“

„Das kommt drauf an, wie man es anſieht. Die Leute verdienen gut durch mich.“

„Verdienen gut und vergeuden noch mehr.“

„Das iſt ihre Sache.“

So iſt das eine ganze Zeit hin und her gegangen. Der Mehnert immer ruhig, der Pfarrer immer hitziger. Er hat es uns erzählt und hatte ſich an dem Tage, da die zwei ſo hart aneinander gerieten, vorgenommen, dem Mehnert den Kirchentaler von nun an wieder in das Haus zu ſchicken.

Was er ſich vorgenommen, das hat er getan. Da hat der Mehnert das Geld zum Kaſtenvorſteher geſchickt. Der hat es behalten, und der Pfarrer wußte nichts davon. Als die Kirchenrechnung gelegt wurde, da kam es heraus, und da waren es bei dreißig Talern.

Da liefen dem Pfarrer Herz und Mund über, es ging, wie wenn der Regen ſchüttet und war lauter Zorn gegen den alten Kaſtenvorſteher. Weil ich dazumal ſchon zum Kirchenrate gehörte, legte ich mich ins Mittel.

„Herr Pfarrer, was Sie da ſagen, das iſt alles

vorbei geſchoſſen. Der Chriſtoph Unger hat nicht viel andres getan, als was die ganze Zeit her geweſen iſt. Der Mann verdient nicht, daß Sie ihn ſchlecht machen. Es iſt nicht zuviel verlangt, wenn wir fordern, daß die Geiſtlichkeit klüger iſt als die Bauern. Warum haben Sie das nicht mit uns beredet? Wir wollen es alſo jetzt abmachen, wie ſich das gehört."

Dann haben wir untereinander darüber geredet, wie wir es mit den dreißig Talern halten wollten, und wie es weiter mit den Kirchentalern geſchehen ſolle; denn Mehnert kam noch immer faſt jeden Sonntag in die Kirche. Es war ein Reden, das mir nicht gefallen hat. Daß Mehnert ein Unglücksmenſch ſei, darüber waren ſich alle einig, aber daß wir ihm das Geld zurückgeben ſollten und keines wieder von ihm nehmen dürften, darüber waren ſie nicht einig. Zuletzt iſt mir der Zorn zu Kopfe geſtiegen: „Männer," fuhr ich auf, „Geld iſt gewiß eine ſchöne Sache, und man muß wohl drauf ſehn, daß man immer einen Taler mehr hat, als man braucht, aber wenn an dem Gelde Blut und Herzeleid kleben, dann hat das der Teufel geſegnet. Was aber der Böſe ſegnet, das ſchimpfiert unſere Kirche und unſere Gemeinde. So und ſo hat der alte Pfarrer zu mir geſagt, und ich ſage heute: Weg mit den dreißig Talern und weg mit dem Mehnert ſeinem Kirchentaler! Wir wollen nicht dazu helfen, daß er dem Herrgott mit ſeinen Kirchentalern in den Arm fällt, wenn der einmal gegen ihn ausholen will. Weg damit!"

Da gaben ſie nach. Mehnert kriegte ſein Geld zurück, und den nächſten Kirchentaler ließ ihm der

Pfarrer auf die Hausſteine legen, weil er ihn dem Boten nicht abnahm.

Dreimal kam der Mann noch in die Kirche, dann ging er nicht mehr.

Etliche Wochen hernach ſprach mein Wiesner: „Du, mit dem Mehnert muß etwas wieder nicht ſtimmen. Der iſt nicht mehr, der er war. In ſeinem Anzuge fängt er an ſchäbig auszuſehn, und die Backen hängen ihm herunter. Ich weiß auch noch mehr. Er hat einen Prozeß verloren. Wie es zugegangen, und um was es gegangen iſt, weiß ich nicht, aber er hat den Prozeß verloren. Dem neuen Amtsrichter hat er auftrumpfen wollen. Ich bin der Mehnert! Da hat ihn der groß angeſehn und hat ihm die Tür gewieſen, wenn er nicht wolle, daß er ihn einſperren laſſe. Jetzt geht der Prozeß weiter.“

Mehnert hat ihn auch beim Landgericht verloren. Den erſten Prozeß, und er hat viele geführt.

*

Selbiges Jahr, es war in einer Nacht kurz vor Weihnachten, kam ich aus der Stadt. Der Wind ging, und es ſchneite. Böſes Wetter war es. Da kam ich aus der Stadt, ging langſam in ernſten Gedanken und war nahe am Dorfe.

Und ſiehe, da ſagte auf einmal eines ſo an die zehn oder fünfzehn Schritte vor mir: „Gott ſei Dank! Ich hatte ſo eine Angſt um dich.“

„He,“ ſprach ich, „das kann wohl nicht ſtimmen.“

Indem hatte ich die paar Schritte hinter mir und ſtand vor einem alten, ganz verhutzelten Weiblein,

das in einem Mantel ſteckte und ſich ein Tuch um den Kopf geſchlagen hatte. Wiewohl ſie alſo gut eingehüllt war, fror ſie doch jämmerlich.

Ich kannte ſie. Es war des Mehnerts alte Haushälterin, ein Weiblein, über achtzig Jahre, wie ich hernach hörte.

„Mütterle, Euer Herr bin ich nicht. Ihr habt gedacht, ich ſei es, weil da ſo ein langer Laban daher kam. Dreht um. Macht Ihr denn das öfter, daß Ihr ihm entgegen lauft?“

Sie gab mir keine Antwort, zitterte am ganzen Leibe wie Eſpenlaub und fing an zu jammern, daß ihr Herr nicht käme.

Ich redete ihr gut zu. „Was ſoll denn mit dem ſein? Fürchtet er ſich denn? Er nimmt es doch immer noch mit dreien, vieren auf.“

Da kriegte ſie mich an der Hand. Richtig wild war ſie.

„Du biſt der Breiter, der ihm die Schande angetan hat. Alles haſt du ihm angetan, und alles kommt von dir. Was hat er dir getan?“

„Sachte, Mutter, ſachte. Mir nichts. Ich hab's nicht dahin kommen laſſen, weil mir eines rechtzeitig ein Licht aufgeſteckt hat. Aber was hat er den andern getan und tut es ihnen noch?“

„Was geht das dich an?“

„Nicht viel, aber man iſt ein Menſch.“

„Ihr denkt, er ſei keiner. Alle denkt ihr ſo. Was wißt ihr von ihm? Wißt ihr, was ſie ihm getan haben? He, du, ich frag dich: Weißt du, was ſie ihm getan haben?“

„Wird am Ende nicht gar ſoweit her ſein. Er läßt ſich ſo leicht nichts tun.“

„Am Leibe nicht, aber hat er nicht auch eine Seele vom Herrgott?“

„Kann immerhin ſein, aber viel wert iſt die, wie mir ſcheinen will, nicht.“

„Siehſt du, ſiehſt du, ſo redeſt du. So iſt das richtig. — Laß mich, geh heim, du, geh und ſchlafe gut. Du biſt ein guter Menſch!“

„Damit iſt's auch nicht ſo arg weit her, wenn ich auch in meinem Leben meines Wiſſens nie ein Lump geweſen bin.“

„Nein, du biſt ein frommer Menſch, ein . . .“

Da hockte ſie nieder und wollte ſich einſchneien laſſen.

Ich mußte ihr eine ganze Weile zureden, ehe ſie aufſtand und mit mir umdrehte. Der Wind packte ſie aber am Mantel und warf ſie hin und her.

Da blieb mir denn nichts übrig. „Mutter,“ ſagte ich, „die Jüngſte ſeid Ihr nicht mehr, und zu genieren iſt da nichts. Kommt.“ Ich nahm ſie auf den Arm und trug ſie über das Feld nach Wolfenhagen hinein. Unterwegs fragte ich, ob ſie denn ſchon lange gewartet habe. Da kam es heraus, daß ſie bei drei Stunden lauerte.

„Iſt reichlich leichtſinnig für Euer Alter, Mutter,“ ſagte ich.

Und ſie drauf immer: „Ich hab ſo'ne Angſt.“

Vor des Mehnerts Hauſe ſtellte ich ſie wieder auf ihre Füße und wollte weiter gehn. Sie wollte das aber anders. Ich ſolle mit ihr ins Haus kommen.

In des Mehnerts Haus, als er nicht daheim war!

Das war mir gar zu sehr gegen den Strich, aber die Alte war richtig von Verstand. Als ginge es um Leben und Sterben, war sie, und zuletzt zog sie mich richtig hinter sich her.

Und siehe, da stand ich auf einmal in der fremden Stube. Es war eine harte Stube. Gar nichts Weiches darin, harte Stühle und eine harte Ruhbank.

Als ich die Alte auf die Ruhbank genötigt, wollte ich gehn.

„Nein," bat sie, „bleib. Jetzt fängt das erst an. Du weißt gar nicht, wie ich mich danach gesehnt habe, daß du einmal hier sitzt. Ich hätte ja zu dir kommen können, aber das hätte ihm zu weh getan, und es tun ihm soviele weh. Ich habe gewartet, daß es sich einmal anders schicke. Nun hat es sich geschickt, und du mußt still halten und mich anhören."

„Dann redet, Mutter, aber tut euch nicht hart."

„Hart tun? Fünfundachtzig Jahre bin ich und habe nichts mehr zu verlieren, wenn ich morgen sterbe. Bloß: Dann ist er ganz allein. — Nimm einmal das Bild dort in die Hand, das rechte. Das andre kommt nachher. Was siehst du da drauf? Eine Frau, die einmal glücklich war und einen Buben hatte, einen Buben, der alles tat, was er ihr an den Augen absehn konnte, der lachte und fleißig war. Der Bub hatte keinen Vater. Wird schon einen gehabt haben, ist nicht vom Himmel gefallen, aber der

Vater war ſeines Weges gegangen und hat ſich nicht um dem Jungen gekümmert und nicht um ſeine Mutter. Er hat eine andre geheiratet. Die Frau hat ſich's blutſauer werden laſſen. Hätte es nicht nötig gehabt. Soviel Geld war da, daß ſie zur Not hätte leben können, aber das ſollte dem Buben ſein. Die Frau hat außer ihrem Jungen niemand auf der Gotteswelt gehabt als ein armes Mädel im Nachbarhauſe. Die war ihr gut. Die andern Leute waren nicht gut, nicht ſchlecht. Weil ſie ſich aber mit ihrem Buben allein hielt, meinten ſie, ſie ſei hochmütig, und wenn ſie an den Weibern vorüberging, hat nicht ſelten einmal eine laut geſagt, was ſie unter ſich leiſe *immer* ſagten. Daß ſie auch ſo eine ſei, und ihr Bub ſei einer . . . Du weißt ſchon, was ich meine. Wenn ſie dann heim kam, war ſie weiß wie ein Tuch, hat gezittert und hat dem Buben die Hände auf den Kopf gelegt: Daß du es nur drum nicht ſchwer haſt. Ich will's wohl tragen. — Kein Menſch hat ſehen wollen, wie ſie mit der Zeit weniger wurde, und ich hab einen Zorn gehabt auf das Volk, das ſich groß tat, weil es in lediger Zeit mehr Glück gehabt hatte. Und der Bub hat's geſehn und konnte nicht klug daraus werden. Wußte nicht, wie er dran war. Keine Liebe, kein bißchen, hat ſie gehabt, außer der von ihrem Jungen, das arme Menſchlein, das arme, und hat doch alle Menſchen lieb gehabt. Hat immer gemahnt: Katrin, läſtre nicht, — wenn es bei mir mal durchgegangen iſt.

Immer weniger iſt ſie geworden, und eines Tages mußte ſie ſich legen. Die Mutter Gottes kann nicht

ſchöner ausgeſehn haben, als ſie ſterben wollte. Ich habe nicht an den Tod gedacht, ſie auch nicht.

Da kommt der Bub heim, zerriſſen, ein Auge blau geſchlagen, Erde an dem Gewande von oben bis unten. Kommt heim und iſt trotzig und bitter. „Komm her," ſagt ſeine Mutter. Und er: „Ich komme nicht." Er ſetzt ſich auf den Stuhl, ſieht zum Fenſter hinaus und erzählt: „Fünfzehn gegen mich. Ich hab's ihnen gegeben, aber fünfzehn gegen mich!"

„Haſt du ihnen denn was getan?" fragt die Mutter. „Ja," trotzt er, „ich hab' dem Hubernickel ſeinem die Naſe blutig geſchlagen und den Ebertsmichel habe ich in den Bach geworfen." — „Jeſus!" ſchreit die Frau. „Warum denn?" — „Weil's nicht wahr iſt! Es iſt nicht wahr!" — „Was denn?" — „Ich ſag's nicht." — Da hat die Frau geahnt, was es war und hat die Hände ineinander gelegt. Indem drehte der Junge den Kopf herum: „Der Hubernickel und der Ebert kommen." Und als er ſah, wie ſeine Mutter erſchrak und mit der Hand nach dem Herzen fuhr: „Hab' keine Angſt, Mutter." Draußen war er, und ich hinter ihm her. „Männer" habe ich gebettelt, „bleibt draußen. Geht nicht hinein. Es iſt ihr Tod." Der Hubernickel hat mich beiſeite geſchoben und hat dem Buben einen Stoß gegeben, daß der gegen die Wand flog. Drin waren ſie, ſahen das Weib im Bette liegen, blaß wie der Tod und haben auf ſie losgeſchlagen mit unflätigen Worten, haben ihre Kinder in den Himmel gehoben und den Buben ſchlecht gemacht. Und alles haben ſie der Mutter zugeſchoben, dem guten, ſtillen Menſchlein,

das kein armſelig Wort über die Zunge gebracht hat. Du weißt, was ſie geſagt haben. Das, was ſie immer ſagen, die — — Guten. Wie es am dickſten kam, hat die Frau einen kleinen Schrei getan, einen ganz kleinen: „Bub!“ Hin war ſie.

Der Bub ſchrie wie ein Stück Vieh und warf ſich auf die Mutter. Da ſtanden die Männer, und jetzt waren ſie aufs Maul geſchlagen. Sie wollten ſich aus der Tür drücken. Ich aber bin hingeſprungen und habe mich vor die Tür geſtellt: „Jetzt habt ihr ſie ſo weit, wie ihr ſie ſeit länger als zehn Jahren habt haben wollen. Ihr Guten! Was hat ſie einem von euch Übles getan? Einem, ſage ich. Der trete her und ſag's. Hat ſie nicht mit ihrer Mutterſchaft ſtill in der Ecke geſtanden und hätte ſtolz ſein können auf den Buben? Wär einer von euch n i ch t ſtolz auf ſo einen? Kann er dafür, daß der Vater ſchlecht war, und kann ſie dafür, daß der Mann ſie belog? Iſt eine einzige von euren Weibern beſſer geweſen? Hat eine den Kranz verdient gehabt? Sagt ihr nicht, daß ihr kein Pfennigpfeiflein kauft, ohne es zu kennen? Ihr Guten! Schlagt mich tot, wenn ich nicht wahr rede. Wollt ihr wieder in die Kirche laufen? Ihr lobt den Herrn Chriſt und bringt die Menſchen um. Lügner, Lügner! — — Bub,“ ich habe den Buben hochgeriſſen von ſeiner Mutter. „Bub, hier iſt deiner Mutter Hand. Zahl's ihnen heim! Die haben deine Mutter umgebracht!“

Chriſtlich oder nicht, Mann, ich hab's geſagt, und ich will's verantworten, wenn ich vor dem Herrgott ſtehe. Ich bin fünfundachtzig Jahre, aber ich

fürcht mich nicht. Laßt das Gerede vom Gutsein. Was die Menschen überhaupt zusammen lügen.

Den Buben habe ich zu mir genommen. Er ist kein Bub mehr gewesen nach dem Tage. Lachen habe ich ihn nimmer sehn. Du mußt nicht denken, daß ich in meinem Zorn geblieben wäre. Das kann kein Mensch, weil er zuviel von seiner Mutter Leibe mitgekriegt hat, das anders ist. Nein, ich habe mich besonnen gehabt, und nach einem Jahre habe ich angefangen zu denken: Du mußt vergeben, nach zweien habe ich mit dem Buben drüber geredet, nach dreien habe ich's gekannt, nach vieren der Bub, und wir haben wieder angefangen, uns umzusehn, ob es denn nicht noch Menschen gäbe, mit denen es sich verlohnte.

Der Bub ist ein Zimmermann geworden, ein verständiger, fleißiger. Als er vierundzwanzig Jahre war und von den Soldaten heim kam, hat er gespürt, daß er klüger ist als die andern und hat den ersten kleinen Holzhandel gemacht. Einen ehrlichen Handel. So zehn oder zwanzig, ehrlich und klein.

Er war achtundzwanzig, da hat er ein Mädel kennen gelernt. Jetzt leg das Bild weg und nimm das andre. Gelt, ein hübsches Mädel? Hat eine feine Nase und kleine Ohren. Schwarze Haare hatte sie. Mir hat's nicht gefallen, daß sie mit den Augen so fix hin und her war, aber er hat es nicht Wort haben wollen, wenn ich gesagt habe: Bub, paß auf. Wart nicht, bring sie dir heim. — Sie wollte noch nicht, weil sie noch zu jung sei.

Es hat ein Jahr gut getan. Nicht ganz, aber er

hat es nicht anders glauben wollen. In der Zeit iſt es mit ihm geweſen wie mit einem Baume. Wenn das Frühjahr da iſt, werden die Knoſpen immer dicker, brechen auf, und eines Morgens ſind ſie alle da, aber die Blüten ſind noch zu. Und wieder an einem Tage fangen die erſten an zu blühen. Nachher geht das ganz fix. Es wartet keines dem andern nach. Zuviel wird es, zuviel. Es dauert nicht lange. Dann geht es auf der einen Seite bergab, auf der andern bergan. Wenn es ſo iſt, dann iſt das in der Ordnung. Aus den Blüten werden die Äpfel und die Birnen. Wie aber, wenn es in die Blüten blitzt, und wenn der Hagel kommt? Oder wenn die Würmer in die Blüten kommen? Das ſieht kein Menſch. Bloß die Blüten fallen ab und Früchte? — Weg ſind ſie. Ein Baum hält das aus, und im andern Jahre holt er alles wieder nach. Der Menſch hält das nicht aus, und wenn er drüber weg kommt, dann hat er doch ſein Teil, und mit dem wird er nicht fertig. Mein Bub iſt nicht drüber weggekommen.

Wie er das Mädel kennen gelernt hat, iſt es geweſen wie bei dem Baume. Ich habe ihn von heute zu morgen nicht wieder gekannt und war ſo froh und habe in Gedanken mit ſeiner Mutter und dem Herrgott geredet, und das böſe Wort am Totenbette, das hat mir bitter leid getan. Wenn ich es hätte ungeſagt machen können, ich hätte einen Finger drum gegeben. Der Bub hat wieder lachen gekonnt, und das hat ihm gut geſtanden. So weich war er, und beſſer konnte gar kein Menſch ſein.

Alles iſt eine Luſt geweſen, der Menſch, die Arbeit, das Haus. Gar nicht genug tun konnte er ſich.

Ein halb Jahr hat es gedauert. Da war der erſte Wurm da. Er hat ihn totgetreten, aber *eine* Blüte war hin. Wieder ein halbes Jahr drauf war nicht eine einzige Blüte mehr geſund. Er hat ſich gewehrt gegen die Würmer, aber das Lachen war das erſte, das er wieder verlernte. Ich habe ihn dazumal jede Nacht in ſeiner Stube herumlaufen hören. Wenn er nicht aus noch ein wußte, kam er zu mir: „Mutter, es iſt *doch* nicht wahr.“ — „Nein,“ ſage ich, „aber mach's aus. Wozu iſt der Pfarrer da?“ Da war er wieder ein biſſel munterer.

Was nicht wahr ſein ſollte, das brauche ich dir nicht zu ſagen.

Und dann kam eine Karfreitagnacht. Glaubſt du, daß man Unglück ſpürt? Ich glaube es und bin über die achtzig. Ich habe es geſpürt, und — — heute iſt mir auch ſo bange.“ Sie fing an zu weinen, ganz ſtill für ſich, ohne daß man einen Laut hörte.

Zum Gotterbarmen war es. Ich konnte mir nicht helfen, habe mich neben ſie geſetzt auf die Kuhbank und habe ihr die alten Hände geſtreichelt. „Mutterle, es iſt doch heute nicht mehr wie damals. Was ſoll ihm denn ſein? Er iſt ein reicher Mann ...“

„Du — — Bub,“ ſagte ſie, „du Kindskopf, du! — — In der Karfreitagnacht habe ich es geſpürt, daß das Elend kam. Es hat mich nicht im Hauſe gelitten. Ich mußte laufen, und ich kam grade zurecht, grade, da er einen totſchlagen wollte. Zu ſuchen brauchte ich nicht. Das Mädel hat laut genug

geſchrien. Ich habe mich auf den Menſchen drauf geworfen, der auf der Erde lag. — ‚Schlag zu und ſchlag erſt mich tot. Nachher den.‘ — Das hat er nicht gekonnt. Da hat er geflennt wie ein Kind. Ich habe ihn am Arme genommen, er hat ſich führen laſſen, und ich hab' die Nacht bei ihm geſeſſen, weil ich dachte, er tut ſich ein Leid an.

Am Morgen hat er mir in die Augen geſehn: ‚Mutter, ich will dir ein Häuſel kaufen. Bei mir iſt's nun nicht mehr ſchön. Von heute an nicht mehr.‘ — ‚Ich geh' nicht,‘ hab ich geſagt. Da hat er meine Hand genommen: ‚Mutter, das, was ſie mir als Kind angetan haben, hätte ich untergekriegt. Das von geſtern überwinde ich nicht. Und jetzt iſt auch das alte wieder lebendig geworden. Alles iſt jetzt doppelt. Ich habe nicht gehalten, was ich meiner Mutter in die Hand verſprochen habe. Jetzt halt ich's. — Ich will es ihnen heimzahlen!‘

Siehe, ſo iſt der Mehnert geworden. Geworden? Nein, ſo haben ſie ihn gemacht. Jetzt weißt du es, und jetzt ſag', er wär' ein ſchlechter Menſch.

Jetzt habt ihr ihn auch aus der Kirche gejagt. Er iſt nicht hinein gegangen wie die andern. Das muß er mit dem Herrgott ausmachen, und darüber hat keiner zu reden. Jetzt habt ihr ihn aus der Kirche gejagt. — — Vierzig Jahre, es fehlt nicht mehr gar viel daran, iſt der Mann im Unfrieden. Wenn die einmal nicht vor dem Herrgott zählen, dann will ich hintreten. Ich komme vor ihm hinauf. — — — Geh jetzt, Mann. Dir habe ich es ſagen müſſen. Dem

alten Pfarrer habe ich es auch geſagt. Dem jungen ſage ich es nicht.“

In ſelbiger Nacht hat ſich der Mehnert ſein Grab gegraben. — — —

Es war eine böſe Nacht, Schnee und Wind und Unruhe. Der alte Reuter war krank, und Martha hat bei ihm geſeſſen und iſt ab und zu gelaufen, ihm heiße Ziegelſteine zu bringen, weil er es im Leibe hatte.

Ich habe wach gelegen. Von meinem Bette aus konnte ich zum Fenſter hinausſehn. Das war mir immer lieb, und ich habe dem Fenſter manche Nachtſtunde gebracht. Jetzt ſtand die Finſternis vor dem Fenſter, und wenn der Wind dagegen ſtieß, dann klirrten die Scheiben.

Das Klirren aber war mir Rede, und der redete, das war der alte Pfarrer. „Siehſt du, Hermann Breiter, habe ich es nicht geſagt? Denkſt du an das, was ich dir in meiner Stube ſagte und an das, was ich dir auf dem Felde ſagte? Dazumal war es noch nicht an der Zeit. Ich bin zehnmal bei dem Herrgott geweſen, wenn er Sprechſtunde für die Himmliſchen hatte. Zuletzt habe ich geſagt: Du ſiehſt doch, worauf es zugeht, daß der Mehnert immer einſamer und elender wird, und daß ſich nun keiner mehr mit ihm auskennt. — Der Hermann Breiter muß das wiſſen. Er m u ß doch den Mann kennen lernen. — Und du, Hermann Breiter, nun du ihn kennſt, nun rede nicht, tu, was dir in den Weg läuft und der Tag von dir fordert, aber tue es ohne Hochmut.“

Was aber ſollte ich tun?

Als ich am Morgen mit Martha Reuter zusammentraf, sah sie mich an: „Hast du denn schlecht geschlafen?“

„Gar nicht.“

„Warum nicht?“

„Ich erzähle es dir heute abend. Jetzt muß ich in die Stadt.“

*

Ich habe Gott vertraut und habe ein Stücklein geliefert, das mich heute noch wunder nimmt. Getan habe ich es, weil ich meinte, ich hätte dazu einen Auftrag aus dem Himmel her, und weil ich wußte, daß es nur auf dem Wege zu machen war, und weil gar nichts herausgekommen wäre, wenn wir bloß geredet hätten. Es mußte zugegriffen werden, ein Riegel mußte vorgeschoben werden. Ich hab's gewagt. Daß es gut gegangen ist, das wundert mich auch heute noch. Von ungefähr war es nicht. Ich sehe nun in sowas nicht einen Zufall.

Beim Advokaten bin ich gewesen, und wir haben beide über dem Reden heiße Köpfe gekriegt. Vierzehn Tage drauf hatte ich durch einen Strohmann, der dafür hundert Taler kriegte, dem Volckmann sein Wirtshaus gekauft. Es war eine harte Nuß. Der Volckmann wußte, was sein Wirtshaus wert war und hätte es überhaupt nicht hergegeben, hätte nicht sein Weib schon lange in die Stadt gewollt.

Ich wäre vielleicht über das Stücklein gestolpert, denn die Hitze verflog geschwinder als ich gedacht, wäre Martha Reuter nicht gewesen.

Als ich heimkam, habe ich mich einen Narren und einen Esel genannt.

Martha Reuter hat sich zu mir gesetzt, weil sie spürte, wie es in mir aussah, und daß ich nicht mit mir fertig werden konnte. „Wenn du willst, dann erzähle mir. Du mußt aber von vorne anfangen.“

Ich habe ihr alles erzählt, und sie hat vor mir gesessen, still und mit weißem Gesicht. Weiß war ihr Gesicht, aber nicht weich. Es war hart.

Als ich mit des Mehnerts Geschichte fertig war, legte sie die Hände vor sich auf den Tisch. „Er hat es tausendmal heimgezahlt. — Du bist weich geworden. Wenn man die Sache bloß von einer Seite erzählen hört, dann kann man es auch werden. Ich werde es nicht. Vielleicht erzähle ich dir einmal etwas anderes. Heute nicht. — — Wenn zwei oder drei ihm und seiner Mutter weh getan haben, ist es dann recht, hundert, die davon nichts wußten, und die keine Schuld haben, elend zu machen? Ich bin hart und bin der Meinung, er hat die Jahre her gar nicht mehr dran gedacht, heimzuzahlen, er hat nur getan, was ihm Freude gemacht hat. War er einmal elend, so ist er jetzt schlecht.“

Ich habe ihr Widerpart gehalten, aber es redete eine solche Bitternis aus dem Weibe, daß ich nicht dagegen aufkam. Sie hat mich unsicher gemacht, und als ich soweit war, da schien mir auch das, was ich heute gemacht hatte, nicht mehr so ganz dumm.

Als ich es ihr erzählte, kam ihr das Waſſer in die Augen. Sie nickte. „Du haſt es recht gemacht, und anders iſt es überhaupt nicht zu machen. — Wirſt du denn aber Geld genug haben?“

Da legte ich ihr alles dar. Alles. Wie ich ſtand, was ich übrig gemacht hatte. Es war mir dabei nicht ganz wohl zumute, weil ich dachte, es könne gehn wie bei des Labans Söhnen, die Jakob nachſagten: Er hat unſers Vaters Gut mit Liſt an ſich gebracht. — Sie nahm es aber nicht ſo, ſondern freute ſich aufrichtig. „Es iſt viel mehr als ich gedacht habe,“ ſagte ſie.

Da kam es mir auf die Zunge: „Ich hatte aber doch etwas andres vor.“

Sie verſtand mich wie immer. „Du willſt den Hof kaufen. Ich weiß nicht, wie der Vater denkt. Sorge brauchſt du dir nicht darum zu machen. Das kommt alles, wie es kommen muß. — Wenn du übrigens meinſt, du habeſt ein ſchlechtes Geſchäft gemacht, ſo ſtimmt das nicht. Du mußt es ſo machen: Das Haus und etliche Felder, die dabei liegen, verkaufſt du. Du willſt doch das Wirtshaus weg haben, das iſt das, worauf es dir ankommt.“

„Deswegen habe ich ja eben gekauft.“

„Wir können einen Schmied gebrauchen. Der fehlt ſchon lange. Suche einen. Ich rechne, daß du das Stück Feld in der Hardt und die Wieſe am Tännicht übrig behalten wirſt. Die paſſen gut an unſeres. — Nein, wenn der Volckmann wirklich verkauft, dann haſt du einen geſcheiten Streich gemacht.“

Es iſt genau ſo gekommen, wie Martha Reuter

ſagte. Am erſten Januar wurde das Wirtshaus zugemacht. Mehnert hatte etliche hundert Taler drauf ſtehn. Die zahlte ich ihm aus. Mein Strohmann war ein Galgenvogel, aber er hätte ſeine Sache gar nicht beſſer machen können. Als Mehnert überhaupt davon hörte, war's zu ſpät.

Er wollte ein ander Wirtshaus aufmachen. Ich war aber bei dem Landrat geweſen. Der hatte mir die Hand gegeben: „Nein, ein zweites Wirtshaus wird in Wolfenhagen nicht wieder. Ich danke Ihnen, daß ſie ſo wacker ins Zeug gehn. Laſſen Sie Mehnert hingehn, wohin er will. Er geht umſonſt. Dafür will ich ſorgen."

Da hatten wir denn in Wolfenhagen dem Schnapsteufel den Hals zugeſchnürt.

Was es im Dorfe für ein Aufſehn machte, daß ich ſo kurzer Hand eine Sache, an die kein Menſch gedacht, abgetan hatte, das brauche ich nicht zu ſagen.

Der Pfarrer kam, der Lehrer, die Leute grüßten mich auf der Straße wie einen Herrn. Keinem habe ich geſagt, was alles dahinter lag. Als ich im Gemeindekirchenrat vorſchlug, man möge den Mehnert wiſſen laſſen, daß wir ſeinen Kirchentaler wieder annehmen würden, waren ſie mir zu willen. Sie fanden ſich damit ab, daß ſie zwar nicht wüßten, warum ich dazu riet, daß aber irgend etwas dahinter ſtecken müſſe, das nicht ganz gewöhnlich ſei.

Wir haben es dem Mehnert ſagen laſſen. Er iſt nicht gekommen. — — —

*

Jetzt willſt du wiſſen, wie es die Jahre her in der Wirtſchaft gegangen iſt. Gut iſt es gegangen. So, daß es ein Staat war. Hilpert und Wiesner haben Tag für Tag bei mir gearbeitet. Jeder von den zweien hatte ſelber ſeine paar Stücken Land, und wenn es an der Zeit war, haben ſie die hergerichtet mit meinem Pferde oder meinen Stieren. Ich habe niemals verlangt, daß ſie mir nachwarten ſollten. Dafür haben ſie mir in der Ernte auch geholfen, ohne ein einzigesmal zu ſagen: Heute dauert es doch gar zu lange! Haben Weib und Kind mitgebracht, wenn Hände gebraucht wurden, und es hat zwiſchen uns kein böſes Wort gegeben.

Es war, wie es in der Bibel heißt: Dienet einander mit Freuden. Ich habe niemals in ihnen bloß meine Arbeiter geſehn, ſondern zwei, die in den gleichen Stiefeln ſtanden wie ich. Entweder wir waren alle draußen oder es war keiner draußen.

Immer ſind wir Mann zu Mann miteinander ausgekommen. Ich habe den zweien viel zu verdanken.

Über Martha Reuter möchte ich am liebſten nichts ſchreiben. Sagen kann man das ja doch nicht. Wir haben jedes Jahr bei Heller und Pfennig miteinander abgerechnet, aber ich habe jedes Jahr wie ein Bettler vor ihr geſtanden. Arbeit kann man bezahlen, aber das Treuſein im Kleinen, das, was man nicht ſehen kann, das kann man nicht bezahlen. Es iſt aber ſo, daß in kleinen Dingen, die in einer Wirtſchaft alle Tage an die hundert

unterlaufen, ſoviel verwüſtet werden kann, daß auch das ſtärkſte Verdienen dagegen nicht an kann. Alles kommt auf den Hund, wenn es in den kleinen Dingen fehlt.

Ich habe es Martha Reuter nicht ſagen können. Daß ich es wußte und ſah, das hat ſie geſpürt, und wenn ſie gewahr wurde, daß ich davon reden wollte und doch nicht konnte, hat ſie geſagt: „Laß es gut ſein. Das iſt alles in Ordnung.“

Das Haus immer, wie wenn Sonntag wäre. Auch in der härteſten Arbeit aufgeräumt. Man war immer daheim. Sie hat die Blumen gern gehabt und hatte ihren Garten in Ordnung und hatte auf den Fenſterſtöcken Blumen. Was ſie anfaßte, das gelang ihr. Die Tiere hingen an ihr, und mit Katze und Hund war ſie wie mit Menſchen.

Wer einmal bei uns geweſen war, der kam gerne wieder. Mit dem Pfarrer und dem Lehrer bin ich gut Freund geworden, und ſo gerne ich ins Schul- oder Pfarrhaus ging, ſo gerne kamen, die da wohnten, auf den Reuterhof. Hundertmal haben wir an den langen Winterabenden zuſammen geſeſſen und haben allerlei geredet. Martha Reuter ſaß und ſpann und war ſtill. Frauen kamen, auch die aus dem Schul- und Pfarrhauſe. Sie ſind in die Bauerntochter nicht hinein gekommen. Immer freundlich, kein bißchen Hochmut, nicht einmal, daß ſie kalt geweſen wäre, aber es war etwas, das zwiſchen ihnen ſtand, und das Martha Reuter aufrichtete.

Die glücklich waren, die kamen an ſie heran, nicht in ſie hinein. Wer aber in Not war, der kam über-

haupt nicht erſt an ſie heran, der war vom erſten Augenblicke in ihr drin.

Kein Pfarrer kann mit tauſend Predigten das treffen, was ſie mit einem einzigen Worte traf. Meiſtens ſagte ſie überhaupt nichts, und es war auch das rechte. Sie ſahen es ihr an den Augen an, es ging mit dem Atem auf ſie zu, daß ſie es nicht bloß gut meinte, ſondern fremde Not wie eigene fühlte.

Sie ſchloß ſich vor keinem Herzen zu. Einzig vor dem der Katrin, des Mehnerts alter Haushälterin. Auch die war in Not. Martha Reuter wußte es lange. Sie hat das Weib nicht an ſich herankommen laſſen.

Der Reuter war ein Greis geworden. Er hatte ſchneeweiße Haare. Mit dem Trinken war es manchmal nicht ganz ſo arg, manchmal wieder ärger.

Es hat mich wunder genommen, wie ein Menſch ein Leben, wie es doch der Reuter führte, ſo lange aushalten konnte. Was ein Leib verträgt, wenn er ſonſt reichlich ißt und trinkt, iſt viel, ſehr viel.

Zwölf Jahre war ich auf dem Hofe. Zehn Jahre vorher hat der Mann ſchon getrunken. Er hat es noch drei Jahre ausgehalten. Vielleicht wäre es ſogar noch länger gegangen.

Ich habe einmal vor Martha Reuter davon geſprochen, daß wir es ja nun in der Hand hätten, den Schnapsſchank in der Gemeindeſchenke zu verbieten. Sie hat mich angeſehn. „Ihr würdet es nicht beſſer, ihr würdet es ſchlimmer machen. Sie würden den Branntwein in Kannen aus den andern Dörfern holen und würden aus Kannen trinken, nicht mehr

aus Gläſern. Verbieten? Den Jungen verbietet es oder noch beſſer, macht, daß es ihnen nicht verboten zu werden braucht. Darin haſt du noch ein Stück Arbeit vor dir. Das iſt, was ich dir ſchon lange einmal ſagen wollte. Männer, die ſo alt ſind wie der Vater, müſſen abſterben. Der Vater würde vielleicht nicht nach Wieſau oder ſonſt wohin gehn und Schnaps holen. Was würde, weiß ich aber. Willſt du ihn vor der Zeit unter die Erde bringen?"

Nachdem habe ich nie wieder davon geredet. Es iſt in allem ſo, daß man nicht mit dem Kopfe durch die Wand kann. Ich habe Achtung vor Leuten, die eine Überzeugung haben und nicht nach rechts und nicht nach links fragen, aber richtiger ſcheint es mir, wenn einer wohl ſein Ziel im Auge behält, aber auch einmal einen Umweg dahin macht, wenn er weiß, daß der grade Weg zu hart iſt. Es ſoll gar nicht nach eines Willen gehn; denn keiner iſt mehr als ein Menſch, und irrt er nicht da, ſo irrt er dort.

Was ich Martha Reuter zu danken habe, das iſt nicht zu ſagen. Sie iſt aber ſchuld, daß ich keine Frau genommen habe, und das iſt doppelt richtig, daß ſie ſchuld iſt.

Ich bin in den erſten Jahren, die ich in Wolfenhagen war, ſelten auf den Tanzboden gekommen. Da wußte ich nichts Rechtes mit meinen jungen Jahren anzufangen und war der Meinung, ich dürfe nichts weiter im Auge haben als die Arbeit.

Später, als der Kriegerverein und der Geſangverein, den der Lehrer eingerichtet hatte und in dem ſie mich zum Ehrenmitgliede machten, daß ich ihnen

mit meiner ſchönen Stimme den Geſang nicht verdürbe, ihre Feſte feierten, habe ich ſo leicht keinen Tanz verſäumt und habe manchmal die Frauen der Reihe nach herum gewirbelt.

Daß ich auf dem erſten Tanze ein Mädchen kennen gelernt hatte, das mir gefiel, das habe ich ſchon geſchrieben. Ich habe ſie hernach oft geſehn, habe oft mit ihr getanzt, und was ich vor Martha Reuter nicht konnte, vor ihr hätte ich es vom Flecke weg gekonnt, ihr ſagen, daß ich ſie heiraten möchte, wenn von ihr aus nichts im Wege ſtünde.

Ob Martha Reuter das gewußt hat? Sie hat alles gewußt, auch das, und das Mädel hat es auch gewußt.

Wenn mir der Gedanke: Du fragſt, — einmal wieder ernſthaft durch den Kopf ging, dann war da gleich ein anderer: Und das treue, gute Menſchenkind, die Martha Reuter?

Alles wäre gut und glatt geweſen, hätte ich gewußt, daß ſie mich nicht gemocht hätte. Sie mochte mich aber. Sowas braucht man nicht ſchwarz auf weiß zu kriegen, das weiß man.

Ich habe die eine vor der andern nicht nehmen können. Martha Reuter aber konnte ich nicht fragen. Es half gar nichts, daß ich mich zehnmal einen Hansnarren genannt habe, es ging nicht. Ich hätte ſie ohne Beſinnen aus einem brennenden Hauſe oder aus einem tiefen Waſſer geholt. Heiraten konnte ich ſie nicht. Ich habe vor keinem Menſchen in meinem Leben mehr Achtung gehabt, als vor ihr, aber das, was zwiſchen Mann und Frau da ſein muß, brachte

ich nicht auf. Ich habe die eine vor der andern nicht nehmen können.

Wenn es ja einmal zu ſtark in mir rumorte, — man denkt doch ſo mit der Zeit daran, daß man nicht nur für ſich arbeiten möchte, — da habe ich mich damit ſtill gemacht, daß ich mir ſagte: Umſonſt arbeiteſt du gewiß nicht; denn dein Bruder und deine Schweſter haben Kinder, und geht es in deinem Leben beſſer als du das verdienſt und als es Tauſenden ergeht, die dir an Fleiß und Treue über ſind, ſo iſt das nicht mehr als recht und billig, wenn es in einem nicht ſo geht, wie du es haben möchteſt.

Nach ſolchen Gedanken kamen dann gewöhnlich Zeiten, in denen ich es mir doppelt wohl ſein ließ daheim. Immer auf und ab ging es, und Martha Reuter hat jedes Auf und Ab geſpürt.

Von einem Menſchen weiß ich noch, daß er auch gewußt hat, worüber wir nie geredet haben und was ſich gar nicht ſagen läßt. Das war meine Mutter. Sie hat mich viermal in Wolfenhagen beſucht. Martha Reuter hat ihr alle Ehre angetan, und meine Mutter hat ihr gleich gezahlt.

Als ſie das erſtemal wieder ging, — wir hatten derweile die Bahn nach Bayern hinein gekriegt, und die ging eine gute Stunde von Wolfenhagen vorüber, — ſagte ſie auf dem Bahnhofe ganz leiſe und langſam: „Hermann, überlege dir das, ehe du wieder pachteſt.“

An der Wirtſchaft lag es nicht, daß ſie das ſagte. Wir verſtanden uns.

Beim zweitenmale, das war drei Jahre ſpäter, kam ſie zu mir in die Kammer, als ich ſchon im Bette lag, und ſetzte ſich auf den Bettrand. So kann nur eine Mutter reden. Wir haben kein Ding mit Namen genannt, aber wir haben uns wieder verſtanden.

Am Morgen ſtand ich auf und hatte mir feſt vorgenommen: Heute frage ich Martha Reuter. Die hat auch das geſpürt und iſt mir aus dem Wege gegangen. Als ſie am Abende merkte, daß ich wieder einmal drüber hinaus war, war ſie wieder wie ſonſt.

Und ein drittesmal war die Mutter da. Es war dasſelbe. Als ſie Martha Reuter Lebwohl ſagte und ihr die Hand gab, hatten ſie beide naſſe Augen. Sie verſtanden einander auch.

Im zwölften Jahre meiner Wolfenhagener Zeit ſtarb meinem Nachbar Schindler die Frau. Er war ein Mann, nicht gut, nicht ſchlecht. Zu loben wüßte ich nichts an ihm, zu ſchelten auch nichts. Er hatte ein hölzernes Herze und konnte bloß eines gut, das Rechnen.

Der Mann war Witwer, und eines Tages war das Mädel, das mir im Sinne lag, bei ihm als Wirtſchafterin.

Martha Reuter hatte ſie dahin gebracht. Wieviel ſie an Zureden hat aufwenden müſſen, das habe ich zwanzig Jahre ſpäter gehört. Sie hat gerechnet und hat falſch gerechnet. Ich konnte die eine vor der andern nicht nehmen.

*

Die Wirtſchaft ging, daß es eine Art hatte. Ich kam gut zu Federn, weil ich beſſer rechnen konnte als die andern. Das hat mich ihnen vorweg gebracht. Den erſten Wendepflug hatte ich. Die erſten künſtlichen Düngemittel habe ich geſtreut. So iſt das die ganze Zeit gegangen bis zur Sämaſchine, zur Ringelwalze, zum Wechſel im Saatgut und zur Dampfdreſchmaſchine.

Es war nichts weiter dabei — bloß die Augen habe ich aufgemacht, bin in der Nachbarſchaft da- und dorthin gegangen, habe mich auch vor drei Stunden Weg nicht gefürchtet, habe geſehn, wie andre mit der Zeit gingen und habe das auch getan. Mehr nicht.

Rund um Wolfenhagen fingen die Felder an anders auszuſehn. Es kam daher, daß weniger Branntwein gebraucht, mehr gedüngt und tiefer gackert wurde.

Die Winter waren für mich ſo fruchtbar wie die Sommer. Ich habe das ganze Jahr geſät und geerntet. Chronik und Bibel habe ich mehr als einmal geleſen. Der Lehrer war es, der mir mehr brachte. Erſt die Spinnſtuben, und es waren ſchöne Geſchichten, die drin ſtanden, dann den Johann Peter Hebel, dann den Wandsbecker Boten. Als er den dritten Winter da war, haben wir den Wilhelm Tell geleſen. Kantor Heimann kam zu mir, ich ging zu ihm. Weit über den Tell bin ich aber mit dem Schiller nicht hinaus gekommen. Von dem anderen größten Dichter, dem Goethe, habe ich noch weniger gehabt.

Dafür habe ich viele andre Bücher geleſen. Bücher, die ſind wie unſer Landbrot. Sie ſtehn alle im Schranke. Daß ſie eine lange Dienſtzeit hinter ſich haben, das ſieht man ihnen an.

Ich glaube, es iſt nichts ſchwerer, als den Leuten auf dem Dorfe das zu ſchreiben, was ſie brauchen und aus dem Vielen, das geſchrieben worden iſt, das herauszuſuchen, was für das Dorf paßt. Arg viel davon iſt, wie mir ſcheinen will, gar nicht da.

Daß wir im Sommer auf dem Anger zuſammenkamen, habe ich ſchon erzählt. Eine Zeitlang iſt das immer zufällig geweſen, und es wäre ganz gewiß wieder eingeſchlafen, hätten wir nicht in Schule und Pfarrhaus wackere Männer ſitzen gehabt.

Ich nenne das Schulhaus zuerſt. Der Pfarrer iſt leicht ein bißchen über den Leuten, der Lehrer ebenſo leicht unter ihnen. Grade der muß mitten zwiſchen ihnen ſtehn als der, der ein Geſchlecht nach dem andern aufzieht und ſo mit der Zeit dem Dorfe ſein Geſicht gibt.

Dazumal ſind die Lehrer ſchlecht bezahlt worden, und ſowas verzeiht der Bauer dem, den es betrifft, nicht.

Es war dazumal ſo: Hatten ſie den Lehrer gerne, ſo brachten ſie ihm Würſte und derlei ins Haus, und hatten ſie ihn nicht gerne, ſo taten ſie es auch. Es kam beidemale auf dasſelbe hinaus. Er ſollte ein Auge zudrücken, wenn Bube oder Mädel nicht ihre Schuldigkeit taten. Bös gemeint war es niemals, berechnet immer. Immer kam es nebenbei auf das „arme Dorfſchulmeiſterlein“ hinaus. Es ſind

viele Lehrer darüber geſtolpert, andere ſind trotzdem wackere Männer geblieben.

Wie ſie es auf andern Dörfern hielten, das ging mich nichts an. In Wolfenhagen haben wir es mit der Zeit anders eingerichtet.

Den wackeren Kantor Heimann hatte der Herrgott für uns ausgeſucht. Der Mann hat viel Not in ſeinem Hauſe gehabt. Es ſind ihm zwei Kinder geboren worden, es ſind ihm zwei Kinder geſtorben. So ſind die zwei Leute arm geworden. Weil ſie aber trotzdem inwendig reich waren, haben ſie viele reich gemacht.

An den Sommerabenden kamen wir auf dem Anger zuſammen, ſangen und erzählten.

Wir haben auch da wieder mit der Chronik angefangen. Man redet in den Büchern ſoviel von der Heimat. Gar nichts bedeutet ſie, wenn einer nichts weiter weiß, als daß er hier jung geweſen iſt. Das hält ihn auf die Dauer nicht feſt. Er gibt ſie dran und denkt an ſie, wenn es hoch kommt.

Das aber hält feſt, wenn einer immer nachdenklich oder in heller Freude, je nachdem, über ſein Feld gehn muß, wenn Buſch und Baum reden, wenn die alten Gemäuer ihre Stimme erheben, und die alten Feldmarken erzählen. Ich habe es mir ſo zurecht gelegt: Bewußt muß man über Heimaterde gehn und muß aus ihr nicht bloß ſchöne Geſchichten und wehmütige Erinnerungen vernehmen, ſondern es muß etwas ganz Starkes vor einem aufſteigen. Eine Stimme muß kommen, ſo ſtark wie die der größten Glocke im Lande: Wie du mit deinen Vätern rechten würdeſt,

wären ſie ſchlechte Wirte und Haushalter geweſen, ſo werden einſt die mit dir rechten, die nach dir kommen, wenn du nicht tuſt, wie du tun mußt. — Kein ſtärker Mahnen darf auf den Menſchen zukommen als das aus Heimaterde, kein ſchönerer Stolz darf ihm im Herzen wohnen als der auf ſeine Väter, keine größere Verantwortung darf er kennen als die vor ſeinen Kindern.

So muß die Heimat reden, und tut ſie das, dann iſt ſie lebendig und hält feſt.

Weh dem, der vor ſeinem Felde an die harten Taler denkt, weh dem, dem die Heimat nicht Feierſtunden bereitet, in denen er den Herrgott an der Hand hält.

Wir haben dafür geſorgt, daß die Heimat lebendig ward. Heute trinken die Kinder Heimatliebe mit der Muttermilch. Heute ſind ſie daheim zwiſchen ihren Bergen und auf ihren Feldern, wiſſen, wie das geworden iſt, was ſie Heimat nennen, bevor hier ein Menſchenfuß ging, wiſſen, wie es wurde, ſeit Menſchen hier die erſte Hütte bauten, ſind mit der Väter Sorgen ſo vertraut wie mit ihren eigenen, richten ſich an ihnen auf und achten die Alten nicht gering.

Die Heimat iſt ein Wegweiſer und weiſt hinaus ins Vaterland. Wer keine Heimat hat, der kann kein Vaterland haben. Reden machen es nicht, der Verſtand allein tut es auch nicht. Beides aber zuſammen, Kopf und Herz, das macht's. Und nach langer Zeit, nicht von heute zu morgen, nicht in den acht Schuljahren, ſondern ſo, daß man Stein auf Stein ſetzt bis ins Mannesalter hinein, ſind Heimat und Vaterland endlich eines.

So habe ich mir das in unſerem wunderſchönen Berglande zurecht gelegt, ſo habe ich es mit Heimann beredet. Er hat mich verſtanden, obwohl ich reichlich unbeholfen war, als ich ihm ſagen wollte, was ich meinte, und hat danach getan.

*

Und den Mann haben ſie uns nehmen wollen, weil er zu wacker war für ein ſo kleines Dorf.

Es war im zweiten Jahre, daß ich Schulze war, und mit in die Schule mußte, wenn Schulprüfung war. Da kam einer aus der Stadt. Er war ein großer, ſtarker Mann und machte ein Geſicht wie ein preußiſcher Feldwebel. Ich habe mir gedacht: Iſt ſowas nötig? Weil ich aber meines Heimann ganz ſicher war, habe ich bloß den Kopf in den Nacken geſchmiſſen. Glücklicherweiſe war ich immer noch einen halben Kopf länger als der aus der Stadt.

Der prüfte geſchlagene vier Stunden, und Kantor Heimann blieb ſo ruhig, wie ein ſchöner Sommerabend.

Als er fertig war, ſchickte er die Kinder fort und redete mit uns zweien allein. Mit mir über das Äußere, mit dem Lehrer über das Innere der Schule, wie er ſagte. Das iſt ja wohl nicht erlaubt, daß einer alles gut findet. Er hat es auch nicht gefunden, aber er hat auch nicht geſehn, wie Heimann inwendig gelacht hat. Dann kam es endlich heraus: Die Schule ſei gut, die Lehrweiſe ſo ſchön, daß er — — eine Stelle für den Lehrer hätte, in der er ſich anders austun könne als in Wolfenhagen. He, denke ich, das iſt gut. Was wird nun Heimann ſagen? Der lachte

ein wenig. „Ich bleibe.“ Der Herr aber ſetzte ihm zu. Er ſolle ſich die Sache überlegen. Gut, das wolle er.

So gingen wir zwei, der Fremde und ich, miteinander vom Schulhauſe fort.

Nun Heimann nicht mehr dabei war, nun holte ich aus mir heraus, was ich drin hatte, und es war ein ganzer Haufen redlicher Zorn. Ob der Herr wiſſe, was er dem Dorfe antun wolle, ob ſie in ihren Schreibſtuben noch immer nicht gelernt hätten, daß grade die beſten Lehrer gut genug für das Dorf ſeien. Daß ſie alles tun ſollten, die Leute da feſt zu halten, wenn ſie taugten, weil unter dreihundert Menſchen der Lehrer einer ſei, ein einziger, der ſein müſſe wie ein großer Baum mit viel Leben unter der Erde und viel Leben über der Erde. In der Stadt, die etliche hundert Leute in gleichen Schuhen hätte, mache der eine wett, was der andere verſäume. Wenn es auf dem Dorfe der eine verſäume, dann ſei alles verſäumt.

So habe ich vor dem Herrn geſtanden, habe ihm von unſern Sommerabenden erzählt und von unſern Winterabenden, von dem Elend, das im Dorfe war und davon, daß nun zwar vieles ſchöner geworden ſei, alles aber doch noch nicht ſo, wie es werden müſſe. Wir ſind einig geworden, er hat mir die Hand gegeben, hat dem Lehrer hernach einen ſchönen Brief geſchrieben, iſt noch etlichemale wiedergekommen und dann war das jedesmal ein kleines Feſt.

Den wackeren Heimann haben wir behalten. Es war in Wolfenhagen noch lange nicht alles ſo, wie

es ſein ſollte. Auch das Trinken kam dann und wann wieder einmal mehr auf, aber wir ſind mit der Zeit doch ganz Herr darüber geworden. Darüber und über manches andere. — — —

*

Jetzt mußt du ein wenig zurückdenken und da wieder anfangen, wo ich von dem Mädchen erzählte, das zu meinem Nachbar Schindler als Wirtſchafterin gekommen war.

Im ſelben Winter wußte es Martha Reuter oft ſo einzurichten, daß unſere Nachbarin mit ihrem Spinnrade zu uns kam, und etlichemale ſagte ſie mir gradezu, ich möchte doch unſern Beſuch heimbringen.

Ich habe es getan und habe reden wollen. Das Mädel, ſie wurde nun ſachte überſtändig, hat es gefühlt, was ich ſagen wollte und hat die Augen niedergeſchlagen. Ich habe es nicht gekonnt, konnte die eine nicht vor der andern heiraten. So war ich eingeklemmt zwiſchen Liebhaben und Erbarmen und kam nicht heraus.

Es iſt mit den Frauen gewiß ſo eine Sache. Sie haben alles im Gefühl. Auch meine Nachbarin hatte es im Gefühl, und weil ſie das hatte, darum war ſie, als ich ſie das drittemal heimgebracht und wieder nicht geredet hatte, anders. Zu Martha Reuter war ſie herzlicher, zu mir war ſie wie eine Schweſter.

Mit einem Schlage war es da, und wieder war es eine Sache, über die kein Wort geredet worden war, die aber alle verſtanden, die im Spiele waren.

In dem Jahre legte der alte Schulze ſo Ende Februar ſein Amt nieder.

Keines aller meiner Jahre hat ſoviel an Erleben gebracht als dies eine.

Schlag auf Schlag ging es. Bald mußte ich den Schlag aushalten, bald mußte ich zuſchlagen.

Der Schulz legte ſein Amt nieder. Er hat es nicht getan, ohne vorzubauen. Ich hatte kein Sterbenswort von dem gewußt, das er vor hatte, die andern hatten es alle gewußt.

Auf einmal war es da. Schulzenwahl. Ganz außer der Zeit war es da.

Es war ein trüber Abend, als wir in der Gemeindeſchenke zuſammenkamen, ich wie aus dem Gleiſe geworfen, die andern ruhig.

Alles ging raſch hintereinander. Am erſten April hat der neue Schulze anzutreten.

„Ja, Männer," ſagte ich, „antreten! Habt ihr denn ſchon einen?"

„Wir wollen ihn ja eben wählen," ſprach der alte Schulze und teilte weiße Zettel aus.

Ich gab mich nicht. „Darüber muß man ſich doch erſt bereden, Leute. Sowas iſt doch nicht ſo einfach."

„Man kann ja auch einmal ſehn, wie weit man ohne Reden kommt," hieß es. „Schreib du nur einen auf, den du für recht hältſt. Wir wollen das auch machen."

Ich gab meinen Zettel zuletzt ab und hatte den Riedel aufgeſchrieben, weil ich wußte, daß der ein aufrechter Mann war.

Als die Zettel gezählt wurden, hatte ich meine fünf

Sinne noch nicht recht beieinander. Es ging mir gar zu sehr gegen den Strich, daß der Mann, der in Wolfenhagen so treu sein Amt geübt, beiseite gehn wollte. Ich konnte mir das Dorf nicht ohne ihn und keinen andern an seiner Stelle denken.

So war ich nicht bei der Sache und kam erst wieder richtig zu mir, als mein Name genannt wurde. Hernach wurde er wieder genannt und immer: Hermann Breiter, bis auf den einen Zettel, von dem der Schulze: Christoph Riedel, ablas.

Ich habe ein dummes Gesicht gemacht, hatte eine richtige Angst in mir, und das Blut stieg mir zu Kopfe. Die andern saßen und verzogen den Mund, als hätten sie einen Witz gemacht, möchten nun aber doch nicht laut lachen.

Da wurde ich ärgerlich. „Wenn ihr Dummheiten machen wollt, dann muß doch nicht i c h grade der sein, mit dem ihr sie macht."

„Es ist alles ganz in der Ordnung zugegangen," sagte der Schulze, „du bist einstimmig gewählt. Deine Stimme, die du dem Riedel gegeben hast, die rechne ich nicht. Ich muß dich fragen, ob du die Wahl annehmen willst. So steht's in der Vorschrift."

Nun war ich ganz beieinander. „Leute, warum habt ihr das getan?"

„Red' nicht so dumm," schimpfte der Schulze.

Ich sah sie der Reihe nach an und bin selten in meinem Leben ernster gewesen. „Ihr habt Zutrauen zu mir, und das tut mir gut. Ob ich dem Amte vorstehen k a n n, das weiß ich nicht. Daß ich ihm

vorſtehn muß, ſoweit ich es fertig bringe, iſt gewiß; denn ihr habt mich einſtimmig gewählt und habt mir Ehre angetan. Solange ich aber die Pachtung habe, kann ich nicht Schulze ſein; denn ich weiß nicht, ob ich übers Jahr überhaupt noch in Wolfenhagen bin. So kann ich heute das letzte Wort noch nicht ſprechen. Wenn es euch recht iſt, dann wollen wir in acht Tagen wieder zuſammen kommen. Bis dahin weiß ich, woran ich bin."

Das waren ſie zufrieden, und wir gingen auseinander. Die andern kehrten in der Gaſtſtube ein, ich ging ins Feld hinaus.

Mag ſein, daß ich ein bißchen viel Weſen um die Sache gemacht habe. Ich bleibe aber heute noch dabei: Wer Amt und Würden mit raffigen Fingern erfaßt, der verdient ſie nicht. Dem geht es um die Ehre, und er iſt es ſelber, der ſie ſich gibt.

Ich ging ins Feld hinaus und bin lange gelaufen. Als ich mich einmal umdrehte, ſah ich das Licht vom Reuterhofe weit in den Schnee herauslangen. Es ging hinter mir her, und ich wußte es. Was ich in der Zeit gedacht habe? Wenn ich ehrlich ſein ſoll, nicht viel. Alles ging durcheinander in mir. Worauf ich zuletzt kam, da war ich eigentlich ſchon im erſten Augenblicke geweſen. Wenn ich den Hof kaufen kann, dann werde ich Schulze, anders nicht. Wie ich aber jetzt ſoweit war, da hatte die Sache doch ein ander Geſicht als vor zwei Stunden.

Ich drehte um und ging nun mit langen Schritten auf das Licht zu.

Es mag gegen Mitternacht geweſen ſein, aber

Martha Reuter saß noch am Spinnrade. Heute weiß ich, wie sie auf mich gewartet hat. Sie wußte alles, aber sie tat völlig fremd.

Wir haben noch eine Stunde miteinander geredet. Sie war es, die mir abnahm, was mir zu sagen schwer fiel.

„Nun muß die Pachtung so sachte ein Ende haben," sagte sie.

Und ich darauf: „Ja, das habe ich auch gedacht."

„Ich denke, es wird sich machen lassen. Ich habe schon mit dem Vater darüber geredet."

„Und?"

„Ihr werdet schon übereinkommen."

„Und du?"

„Ich? Was soll da sein? Solange du mich brauchen kannst, bleibe ich da und wenn . . ."

„Gar nicht: Wenn. — Immer."

Sie lachte ein wenig. „Da kann man heute noch nicht viel sagen."

In der Stunde habe ich ihr einmal mehr sagen können als sonst. Es hat mir herzlich gut getan, daß ich es sagen konnte, und es hat ihr auch gut getan.

Wir haben schon am andern Tage alles beredet. Reuter war nicht betrunken.

Ich habe den Mann nur noch ein einzigesmal so reden hören, so in völligem Klarsein.

Bieten und Handeln macht nicht jeden Kauf. Den Kauf des Reuterhofes hat es nicht gemacht.

Der Bauer nahm die Grundbuchauszüge her, wir gingen sie durch, er schätzte Haus und Wirtschaft

ab, und ich nickte. Seine Tochter saß neben ihm, aber sie hat kaum zehn Worte gesprochen.

„Willst du das Zeug dafür übernehmen?“

„Ja, Bauer.“

„Ich behalte mir das Ausgedinge vor, solange ich noch lebe. Die Martha will es für sich nicht.“

Für zehntausenddreihundert Taler hatte ich den Hof mit allem, was dazu gehörte. Nichts geschenkt und doch alles so, daß es nicht unbillig gewesen wäre, wenn er noch einmal soviel gekostet hätte.

Mein Hof! Es ist in aller Welt nichts, das darüber geht. Daß ich nicht gelernt habe, zu sagen, wie das ist!

Eines mußte ich tun. Als ich Martha Reuter, gleich nachdem wir fertig waren, allein in der Stube traf, trat ich auf sie zu: „Ich habe mich damit abgefunden, daß ich nicht heirate. Ich bin nun dick in die vierzig, und da hat das Heiraten kein rechtes Geschick mehr.“

Sie sah mich an, halb lustig, halb traurig. „Du bist dumm, Hermann. Übrigens, wenn du das eher gesagt hättest, dann hättest du den Hof nicht gekriegt. Es ist ja aber noch nicht aller Tage Abend.“

Der Bauer hat in den Tagen wenig getrunken, wie denn überhaupt jetzt öfter Zeiten kamen, an denen er nüchterner war.

Die acht Tage, die ich mir ausgebeten hatte, waren um, die Gemeindevertreter kamen wieder zusammen. Sie wußten alle schon, daß der Hof mein war.

Ich hatte mir allerlei überlegt, das ich sagen wollte, aber zuletzt dachte ich doch: Tu das lieber

alles mit der Zeit, aber rede nicht drüber. Bloß eines habe ich von vornherein durchgedrückt.

„Wenn ihr mich durchaus haben wollt, Männer, dann will ich das Amt annehmen. Verſprechen tu ich euch nichts. Ausführen wollen wir miteinander alles, was noch zu tun iſt, daß Wolfenhagen ſo ſchön wird, wie es das ſein kann. Bloß eines müßt ihr mir heute ſchon verſprechen: Der Brunnen im Dorfe kommt zu."

„Willſt du denn eine Waſſerleitung bauen?" fragte einer. Ich mußte lachen. „Das wäre kein ſchlechter Anfang, aber ſoweit denke ich noch lange nicht. — Ihr wißt, daß der Typhus immer wieder einmal kommt, und kein Menſch kann ſagen, ob er nicht im Sommer wieder reihum geht. Dafür müſſen wir tun. Der Brunnen kommt weg. Iſt ein neuer durchaus nötig, dann wird er mitten im Anger gegraben, und es kommt eine Pumpe oben drauf."

Es redete keiner dawider. Der Brunnen war tot. Schon drei Tage, nachdem wir uns einig geworden waren, warfen wir ihn bis oben an mit Steinen zu, ſetzten zwei Fuß Erde darauf und belegten die mit Raſen, der gut anwurzelte.

Im Winter drauf gruben wir den Angerbrunnen, der bis heute noch niemals verſagt hat. —

*

Nun war ich alſo Schulze von Wolfenhagen. Wiesner kam am Morgen, wie immer, auf den Hof, trat auf mich zu: „Morgen, Schulze."

„Nicht gleich ſo fix, Wiesner," wehrte ich ab.

„Etwa nicht?“

„Ja, ſchon, aber . . .“

„Alſo. Ich gratuliere und, vergiß den Mehnert nicht.“

„Wiesner, das iſt ſo eine Sache. Der Mann hält ſich doch jetzt recht ſtill und iſt überhaupt anders, wie du denkſt.“

„Noch ſchlechter kann er gar nicht ſein.“

„Nein, aber beſſer.“

„Machſt du mir nicht weiß.“

„Er iſt unglücklich.“

„Gott ſei Dank, daß er das wenigſtens iſt. Wenn er auch noch glücklich wäre, dann glaubte ich an keinen Herrgott mehr. Laß bloß nicht nach. Das ſag ich dir.“

„Nein, ich habe es dem alten Pfarrer verſprochen, aber was iſt da noch groß zu tun? Im Dorfe iſt er fertig.“

„Hin muß er werden!“

„Wie willſt du denn das machen?“

„Aufpaſſen, und wo eine Gelegenheit iſt, ein Stück Holz zwiſchen die Beine. Vielleicht vergißt er das Aufſtehn doch einmal.“

„Wiesner, das iſt eine niederträchtige Art.“

„Schulze! Wenn der Menſch hier nicht mehr viel Elend anrichten kann, ſo hat er es doch getan und macht es noch anderwärts, und dort wohnen auch Menſchen, denen das weh tut.“

„Ich weiß nicht, ob er der „reiche“ Mehnert überhaupt noch iſt. Fällt dir das nicht auf, daß er aller-

lei verkauft hat? Bloß dem Seidel ſein Haus gibt er nicht aus den Fingern."

„Er trägt es der Frau noch nach, daß die auf ſich gehalten hat."

„Scheint ſo. Das Haus hat er noch. Die meiſten der andern nicht mehr."

„Weißt du, warum?"

„Nein."

„Dann will ich's dir ſagen. Ich hab's ausſpioniert. Kurz vor Weihnachten hat er in Bayern drunten einen ganzen Wald gekauft. Einen großmächtigen. In den hat er ſein ganzes Geld geſteckt."

„Alles auf eine Karte?"

„Alles auf eine."

„Und wenn's ſchief geht?"

„Was ſoll ſchief gehn? Denkſt du, der Mehnert wüßte einmal nicht, was er macht? Das geht ſo grade, wie es muß. Ich denke mir, er rechnet ſo: Noch einmal ein ganz großes Geſchäft, hernach überhaupt keines mehr. Dann hat er ſoviel, daß er mit den Zinſen allein ſchon Teufelsſamen genug ſäen kann."

„Weißt du, an welchem Tage er das Geſchäft gemacht hat?"

„Nein, aber wenn du das wiſſen willſt, dann kann ich dir das morgen oder übermorgen ſagen."

Zwei Tage darauf wußte ich es.

Es war in der Nacht geweſen, in der die alte Katrin auf ihn gelauert und mir von ihm erzählt hatte. — —

In der Woche, da ich den Hof gekauft, und den Vertretern die Antwort schuldig war, ging ich zu Kantor Heimann und von dem zum Pfarrer.

„Herr Kantor," sagte ich, „sie wollen mich zum Schulzen machen. Nun ich den Hof gekauft habe, will ich das Amt wohl annehmen. Wie ich mir die Arbeit denke, ist sie nicht ohne Sie zu machen. Ich kann doch auf Sie rechnen?"

„Ja. Wir sind schon ein schönes Stück vorwärts gekommen. Wir wollen noch weiter kommen."

„Das wollen wir. Wolfenhagen muß ein richtiges Dorf werden. Ein richtiges."

Darüber, was wir uns unter einem richtigen Dorfe dachten, haben wir zwei Stunden geredet.

Kantor Heimann sah mich an: „Woher haben Sie das?"

„Sowas steigt aus der Erde, wenn ich hinter dem Pfluge hergehe. Das Land läßt mich nicht mehr los. Nun hat es mir auch etwas zu sagen. Es gehört weiter nichts mehr dazu, als daß ich aufpasse."

Als wir auseinander gingen, da waren wir nicht bloß Freunde, da waren wir Brüder.

Der wackere Mann hat mir hernach oft gesagt: „Mensch, du machst mir ein gehörig Stück Arbeit, aber was tut man nicht alles, um einem unter die Arme zu greifen, der durchaus da hinaus will, daß dreihundert Menschen eine Familie werden, und ein ganzes Dorf nicht anders ist wie ein einziges Haus."

Sieh, darauf habe ich hinaus gewollt. Eine Familie in einem Hause.

Ich hätte es ohne Heimann und den Paſtor nicht ſchaffen können, und andere haben auch wacker mit Hand angelegt.

Mehnert ließ ſich jetzt ſelten in Wolfenhagen ſehn. Daß er auf den andern Dörfern noch einen ſtarken Anhang hatte, ſagte mir Wiesner.

Der war immer noch hinter ihm her wie ein Spürhund, und er hatte auch Hilpert angeſteckt, wiewohl der langſamer war und nicht eigentlich nachtragen konnte. Die zwei waren immer einig. Wenn aber die Rede auf den Mehnert kam, dann gerieten ſie aneinander.

Wiesner hatte ſich verbiſſen wie ein Fuchs. Hilpert war auch der Meinung, daß es den Mann nicht hart genug treffen könne, aber er war gerechter und blieb dabei: „Wenn Mehnert ſchuld hat, ſo waren wir nicht unſchuldig, und die andern ſind es auch nicht.“

Ich habe ihm recht gegeben.

Nun war es kurz vor Himmelfahrt. Es hatte etliche Tage geregnet. Mehnert trommelte ſeine Flößer zuſammen. Aus Wolfenhagen waren es noch ganze vier, und von denen gingen nur noch zwei gezwungenermaßen mit. Die andern zwei waren junge Männer, die vor dem Heiraten ſtanden und verdienen wollten. Es hieß, der Mehnert zahle jetzt nicht ſchlecht.

Solange der Fluß Waſſer genug hatte, ging das Flößen gut. Am dritten Tage aber war das Waſſer wie weggejagt. Der Fluß ganz klein, und es waren noch etliche Flöße unterwegs.

Weil der Himmelfahrtstag ſo ſchön war, daß einem das Herz im Leibe lachte, hielt es mich nicht daheim. Ich ging über die Flur. Kreuz und quer lief ich und hatte meine helle Freude, und ehe ich es mich verſah, ſtand ich am Holze. Ein Amſelhahn ſang, und ich lief zwiſchen die Stämme hinein, immer bergab.

Da kam ich auf die Wieſe, auf der die Brudertannen ſtanden, und auf der wir fiſchten, wenn das Eis gegangen war.

Schon von weitem hatte ich Männer rufen und ſchreien und fluchen gehört. Ich wußte, daß es Flößer ſein mußten, aber daß ſie den Tag mit ihrem Fluchen und Schimpfen beſudelten, das ging mir gegen den Strich. Ich nahm mir vor, ihnen die Meinung zu ſagen.

Als ich aus dem Holze heraustrat, ſah ich ein Floß, das vier Gelenke hatte, mitten im Waſſer ſtehen, und die Männer ſtanden in ihren hohen Stiefeln im Fluſſe und arbeiteten mit Hebebäumen, um das Floß von den Steinen, auf die es gefahren, war loszukriegen.

Daneben aber hielt Mehnert mitten im Waſſer auf einem Pferde.

So machte er es oft. Er borgte ſich aus einem Stalle einen Gaul, der ſtark genug für ihn war, und ritt am Fluſſe hin, auf dem ſeine Hölzer ſchwammen.

Eine Weile hielt ſich der Mann ruhig. Ich hörte ihn nicht fluchen, nicht loben.

Als es aber nicht vorwärts ging, ſprang er aus dem Sattel, wie er war, mitten in das Waſſer hinein, langte ſich einen Hebebaum, ſetzte unter, legte

ihn ſich auf die Schulter und kommandierte: „Ho hopp!“ Immer: „Ho hopp!“ Krach, da brach der Hebebaum, und der Mann ſchlug längelang ins Waſſer.

Es lachte keiner, wenn es auch zum Lachen ausſah. Mehnert gab nicht nach. Ich habe ihn kein Wort ſprechen hören. Er nahm einen andern Hebebaum, und eine Viertelſtunde ſpäter lag das Floß am Ufer und war mit Wieden an einer Erle feſtgebunden.

Ich hatte kein Verlangen danach, mit dem Manne zuſammen zu kommen und fing an, wieder den Berg hinan zu ſteigen. Die Luſt, über die Feiertagsarbeit zu ſchimpfen, war mir vergangen.

Den gewöhnlichen Weg von der Wieſe herauf hatte ich nicht eingeſchlagen, weil ich rechnete, daß ihn die Flößer gehn würden, und weil ich allein bleiben wollte.

Ich war aber noch nicht gar weit, da hörte ich einen hinter mir herkommen, und als ich mich umdrehte, ſah ich, daß es Mehnert war. Er holte mich ein.

„Na, Schulze, willſt du mich nicht anzeigen?“

„Nein. Wenn du ſelber nichts mit dem Himmelfahrtstage anzufangen weißt, dann iſt's mir nicht gut genug, es dir zu ſagen.“

Er lachte. „Ich hab dich ſchon eine ganze Weile auf der Wieſe ſtehn ſehn und bei mir gedacht: Da kommt dein guter Freund. Nun wird das ſchon werden.“

„Mehnert, das laß. Das vertrag ich nicht und . . .“

„Wir könnten uns hier ganz gut die Jacken vollhaun, warum nicht?“

Da wurde ich wild. „Schäm' dich, Mehnert. — Es ist mir nicht gut genug . . .“

„Bist ja jetzt auch Schulze.“

„Das bin ich, und es käme mir gar nicht drauf an, dich den Berg hinab zu schmeißen, wenn du nicht einen Kopf voll grauer Haare hättest.“

„Fängst so sachte auch an.“

„Geh deiner Wege und laß mich meinen Weg gehn.“

„Nein, das macht mir nun Spaß, mit dir zu gehn. Wirst nichts dagegen haben?“

„Dann halt das Maul oder wenn du durchaus was sagen willst, dann rede vernünftig. Mir machst du doch nichts mehr vor.“

„Ach richtig, du kennst mich ja nun.“

„Ich denke.“

„Die Katrin hat's mir erzählt.“

„Hätte es lieber lassen sollen, mir das zu erzählen.“

„Hat dir das keinen Spaß gemacht?“

„Kann ich nicht behaupten.“

„Nanu! Wenn es doch dem Mehnert gilt? Das macht dir keinen Spaß? Warum nicht?

„Weil — — du mir leid tust, Mann.“

„Wenn's weiter nichts ist, das tut nicht weh.“

„Mehnert, wenn du auch tust, als wärst du ein Scheit Holz, es ist doch alles Lüge.“

Da ging er eine Weile still neben mir.

Auf einmal ſtieß er den dicken Aſt, den er als Spazierſtock in der Hand hatte, gegen die Steine, und ſah mich von unten bis oben an.

„Breiter!“ Er fing wieder an zu laufen, ſah auf den Weg unter ſeinen Füßen und redete wie mit ſich ſelber.

Ich habe nicht alles verſtanden. Es war aber etwa dies: „Du haſt etwas vorwärts gebracht, und ich weiß, wie es zugegangen iſt. Ich habe auch was vorwärts gebracht und weiß auch, wie ich's gemacht habe. Jeder iſt ſeinen Weg gegangen. Es iſt ein Unterſchied dabei und iſt doch nicht arg zweierlei. Du haſt bloß eins vor mir voraus. Du haſt es mit dem Herrgott gemacht, ich ... vielleicht mit dem andern. Ich will dir was ſagen: Komm auf eine Stunde zu mir. Es iſt etliches, das ich mit dir bereden möchte.“

Ich weiß nicht, war es Trotz, war es etwas anderes, das mich hieß, mit dem Manne zu gehn. Als wir an ſein Haus kamen, ſtellte ich mich gar nicht erſt, als wolle ich weiter gehn, ſondern ſchritt durch die Tür hinter dem Manne her.

Wir gingen in ſeine Stube, er ſetzte ſich in ſeinen ſchweren Stuhl.

Ich riet ihm, ſich umzuziehn. Er hörte nicht darauf. Sein Geſicht war grau und ganz ernſt.

Ganz breit ſetzte er ſich und legte die linke Hand auf den Tiſch.

„Es iſt eigentlich das Dümmſte was paſſieren kann, wenn ſich zwei Menſchen zu ſpät treffen. Wir hätten uns vor reichlich dreißig Jahren in die Hände

laufen müſſen. Aber da iſt nichts mehr zu machen. Ich will dir etliches ſagen. Wer ich bin, und was ich bin, das weißt du. Frage auf zehn Stunden, ob ſie den Mehnert kennen, und jedes Schulkind ſagt ja, und jedes alte Weib verzieht das Maul. Sie kennen mich gut." Er lachte gallenbitter. „Wie ich damals kaput war, die Katrin hat's dir erzählt, habe ich's darauf angefangen, daß ich einen einzigen träfe, der ein Kerl war. Ich hätte es ihm nicht ſchwer gemacht, mich totzuſchlagen. Vielleicht hätte ein richtiger Kerl mir auch zu etwas anderem geholfen. Keinen einzigen habe ich gefunden. Weg damit! Ich hab's dir an dem Abende, an dem ich dir halbpart bot, nicht ehrlich vermeint, nein, ich wollte dir's machen wie ... Ja, ſo habe ich dir's vermeint. In der Nacht drauf aber habe ich mir das anders überlegt. Du hätteſt es wagen können. Es wäre dein Schade nicht geweſen. Ich habe es doch ehrlich gemeint."

„Hört ſich gut an, Mehnert, und ich glaube dir," ſagte ich dazwiſchen, „aber ich tauge nicht zu ſolchen Geſchäften."

„Nein, das tuſt du nicht. Du machſt deine Geſchäfte, wenn die Sonne ſcheint, ich in der Nacht."

Das habe ich erſt nicht verſtanden. Es war das aber eine große Ehre, die mir der Mann damit antat, wie ich mir hernach ausgedacht habe.

Er redete weiter. „Du denkſt nun, du ſeieſt mir über geweſen, damals als du dem Volckmann ſein Wirtshaus kaufteſt. Weißt du, wie es gekommen iſt? So iſt es gekommen: Ich bin in allem ein Halber geweſen, kein Ganzer. Das habe ich von

meiner Mutter her, und was im Blute liegt, das liegt drin und kommt nicht heraus. Meinst du, ich hätte den Volckmann nicht festmachen können? Nichts leichter. Ich habe es nicht tun mögen, obschon ich mir in dem Augenblicke, da ihr den Bären zur Gemeindeschenke machtet, gedacht habe, wie es einmal kommen könne. Daß ich hernach versucht habe, ein ander Wirtshaus aufzumachen, das ist wahr. Ich bin aber immer bloß halb gewesen, und wenn ich einem die Kehle abgedreht habe, so habe ich im letzten Augenblicke doch immer noch ein kleines Luftloch gelassen. Dir bin ich aus dem Wege gegangen, weil du — — deine Geschäfte bei Tage machst."

„Mehnert," unterbrach ich ihn, „der alte Pfarrer hat mir etliches auf dem Sterbebette gesagt. Läßt sich denn nicht jetzt noch dies und jenes anders machen?"

„Kindskopf. Fahr nicht auf, ist nicht böse gemeint. Freilich läßt sich Kleister darüber schmieren. Sie fressen ja alle aus der Hand und glauben, was man von ihnen verlangt. Warum sollte ich nicht zuletzt doch noch der gute Mehnert werden können? Ich brauchte ja bloß hinzugehn und den Beutel aufzutun. Hermann Breiter, ich habe zuviel Dreck in meinem Leben geschluckt. Wenn ich jetzt anfangen wollte, den Guten zu spielen, und sie mir auch dafür die Stiefeln ableckten, dann müßte ich genau so ausspucken, wie ich das jetzt tue. — Gelt, du denkst wieder: Der Mann dauert mich. — Ich seh dir's an. Bleib dabei. Wenn du mir nicht mehr wert wärst wie die andern, dann säßest du nicht hier. Das ist

nun ſo. Alles halb, alles halb.“ Er ſtrich etlichemale über ſein Geſicht. „Es kann ſein, daß wir das erſte- und letztemal ſo voreinander ſitzen. Weißt du, was das iſt, das dir das Leben ſchön macht? Ich will es dir ſagen: Weil du in jungen Jahren in guten Händen geweſen biſt und von guten Leuten herkommſt, denkſt du wohl an dich und daran, daß du vorwärts kommſt, aber mehr Freude macht es dir, andern zu helfen. Denke nicht, daß du darum wunder was für ein guter Menſch wäreſt.“

„Denke ich auch nicht.“

„Stimmt. Kannſt nicht anders, und kannſt nichts dafür, daß du nicht anders kannſt.“

„Das laß ich wieder nicht gelten.“

„Halte es wie du willſt. So iſt es bei dir. Bei mir war es anders. Glück haſt du gehabt. — Du kennſt mich um etliches beſſer als die andern, aber richtig kennſt du mich auch nicht. Ich kenne mich ſelber nicht. Nun werde ich ſo ſachte ein alter Mann. Da ſitzt hinter allem keine rechte Kraft mehr. Ich mache noch ein Geſchäft, dann ziehe ich in die Stadt. Eines will ich dir noch ſagen: Es kann gehn wie es will, gut oder ſchlecht, hundeſchlecht, du wirſt damit fertig, wenn du nicht — — allein ſtehſt. Ich bin ein ganzes Ende herumgekommen und habe die Leute vielmehr ausgehorcht wie ſie dachten. Wo ich an einen herankommen konnte, der in fremden Ländern geweſen war, habe ich mich an ihn gemacht und habe ihn gefragt, wie er es hat aushalten können. Und wo ich einen ganz im Elend ſah, habe ich aufgepaßt wie ein ſcharfer Hund, wo es hinaus-

gehn werde. In alten Geſchichten habe ich geleſen, daß die in den Gefängniskellern mit Ratten und Mäuſen und Spinnen gut Freund wurden. Immer, immer iſt es dasſelbe. Wenn einer allein ſteht, wenn einer ganz, ganz allein iſt, dann wird er verrückt. Sind aber zwei zuſammen, dann iſt nichts zu ſchwer. Sie können alles, weil einer an den andern glaubt. Der Mehnert iſt immer — — allein geweſen."

„Und die alte Katrin?"

„Der Mehnert iſt immer allein geweſen. — So, Schulze, nun geh, mach Wolfenhagen zum Himmel auf der Erde."

„Das will ich gar nicht."

„Nicht?"

„Nein, bloß ein richtiges Dorf ſoll es werden."

„Donner ja, du biſt ja geſcheiter wie ich gedacht habe. — Alſo: Mach Wolfenhagen zu einem richtigen Dorfe. Der Mehnert geht beiſeite, weil er immer bloß ein halber Kerl war."

So ſind wir zwei auseinander gegangen. Ich habe ihn nicht wieder geſehn.

*

Als ich im Gäßchen hinging, kam der Hagermichel vom Hofe her. Er ging mit krummem Rücken wie immer und bot mir kurz die Zeit.

Auf dem Hofe traf ich Martha Reuter, die auf dem Hausſtein ſtand.

Ich fragte ſie, was denn eigentlich der Hagermichel ſo dann und wann auf dem Hofe zu ſuchen habe.

Da war ſie ſo kurz, wie ich ſie ſelten gehört hatte. „Er kommt zu mir, aber wenn du das nicht haben willſt, brauchſt du es bloß zu ſagen.“

Darüber verwunderte ich mich.

„Warum fährſt du denn ſo auf? Er kann von mir aus kommen ſo oft er will, und wenn ich ihm einmal mit etwas helfen kann, dann will ich das wohl tun.“

Martha Reuter ward rot. „Ach nein, du brauchſt ihm nicht zu helfen.“

Der Reuter war nicht daheim.

Es muß wohl kurz nach Mitternacht geweſen ſein, als er kam. Ich lag in meinem Bette und ſchlief nicht. Da hörte ich ihn kommen und hörte, wie die Tochter den betrunkenen Mann wieder die Treppe herauf trug.

Sie mochten ziemlich heraufgekommen ſein, da war ein mächtiges Gepolter.

Martha Reuter war mit dem Vater rücklings die Treppe hinab gefallen. Als ich herausſprang, kam ich grade dazu, wie ſie ſich aufrichtete. Der Alte lag da wie ein Stück Holz. Sie wollte wieder zugreifen. Ich ſchob ſie aber beiſeite, hob den Mann in die Höhe und trug ihn in ſein Bett.

Dabei hatte ich einen ſtarken Zorn in mir und dachte: Jetzt tu ich's! Ich leide das nicht mehr, daß die Wirtin Branntwein verkauft.

Ich habe es beim Alten gelaſſen. Auch bei mir: Alles halb, alles halb. —

Als ich den Bauer ins Bett gebracht, ſah ich mich

noch einmal nach Martha Reuter um. Sie lehnte noch am Treppengeländer.

Da erſchrak ich. „Haſt du dir Schaden getan?“

„Nein. Der Kopf brummt mir, und es wird ſchon wieder. Geh nur wieder ſchlafen.“

Aus meinem Zorn heraus aber ſagte ich: „Das wäre es wert, daß du bei ſowas zu Schaden kämſt.“

Sie wehrte nicht ab, hielt ſich bloß am Geländer feſt und bat mich noch einmal, ſie allein zu laſſen.

*

Das Frühjahr war ſchön, und die Arbeit ging wacker vorwärts. Meine beiden, Wiesner und Hilpert, und ich, waren alle Tage im Holze, weil wir einen kleinen Schlag hatten. Es verging kein Tag, an dem Martha Reuter nicht zu uns kam. In der warmen Sonne roch das Harz ſtärker als ſonſt. Es tröpfelte aus jedem Schnitte und jedem Hiebe.

Auch Kantor Heimann kam etlichemale und war voll Lobes über den Hang. Er konnte das alles ſo ſchön ſagen, daß man ihm gar nicht genug zuhören konnte. Dabei lag er mitten unter der Streu und guckte hüben den Berg hinab und drüben den Berg hinauf.

So ſagte er: Das ſei ein verzaubertes Land mitten in der verqueren Welt. An ſo ein Fleckchen müſſe man gehn, wenn man ſich nicht mehr auskenne. Im Sommer in Blühen und Luſt, im Winter in weißer Einſamkeit. Sowas tue wohler, als wenn einer gute Ratſchläge und Troſt geben wolle. Überhaupt, man brauche doch bloß auf die Schmetterlinge zu ſehn

und den Vögeln zuzuhören, auf die Bäume zu merken und den Wind über sich gehn zu lassen. Dann sei man, ehe man es gewahr werde, dabei, sich einzurenken. So redete er, aber noch viel schöner und so, daß wir alle etwas davon hatten, und zuletzt der ganze Holzschlag richtig zwei Augen hatte, aus denen er uns ansah. Der wackere Lehrer konnte wirklich das Land lebendig machen.

Auf einer Tanne war ein Geiernest gewesen. Als wir den Baum fällten, schrien die Alten drüben über dem Hange. Es ist sonderbar, daß so große Tiere Stimmen haben wie kleine Kinder. In dem Neste waren zwei junge Geier. Einen hatten die Äste totgeschlagen, der andere war im Fallen aus dem Neste geflattert, und Hilpert holte ihn.

Er setzte den Vogel auf einen Stock und fütterte ihm sein halbes Frühstück. Das Tier plusterte sich auf, und wenn er ihm nahe kam, hieb es mit dem Schnabel. In der Nacht baute Hilpert den Vogel unter Rinden ein. Am andern Morgen waren die Rinden auseinander gerissen. Der junge Geier steckte unter einem Streuhaufen, und daneben lagen etliche tote Mäuse.

Hilpert machte es wie am Tage vorher. Als aber Kantor Heimann kam, schimpfte er. Sowas sehe jämmerlich aus. Einen Stieglitz oder Zeisig könne man zur Not in der Stube halten, aber etwa einen Geier auf dem Hofe an die Kette legen, das sei Tierquälerei.

Er nahm den Vogel, trug ihn in das Niederholz

am Hange droben und ſetzte ihn auf eine kleine Fichte. Da kamen die Alten wieder. —

Martha Reuter alſo war, wie geſagt, jeden Tag zu uns herauf gekommen und hatte mit der Magd die Äſte auf Haufen geſchleppt.

Am Tage nach Himmelfahrt war ſie auch da, aber die Arbeit ging ihr nicht von der Hand. Sie ſah krank aus und mußte öfters ausruhen.

Als ich ſie fragte, was ihr fehle, ſagte ſie, es würde morgen ſchon wieder beſſer ſein.

Andern Tages kam ſie überhaupt nicht.

In der Woche drauf waren wir fertig auf dem Schlage, und als ich nun wieder mehr im Hauſe war, ſah ich, daß ſie auch da nicht recht vorwärts konnte. Sie tat ihre Arbeit wie immer, aber ſie biß die Zähne zuſammen, und manchmal ſtand ſie ganz krumm und ſtützte ſich auf den Eimer oder auf die Hacke.

Das ſollte niemand ſehn, aber ich ſah es. Ich ſah auch, daß ſie einmal die Augen voll Waſſer hatte.

Da drang ich in ſie, daß ſie zum Doktor gehe. Davon wollte ſie nichts hören. Das tat ſie, daß ſie ſich etliche Tage ins Bett legte.

In der Zeit iſt der Bauer ein einzigesmal ſo betrunken geweſen, daß ich ihn die Treppe hinauf ſchleppen mußte. Am andern Morgen ging ich zu ihm in die Kammer.

„Reuter, Ihr ſeid zwar ein alter Mann und könntet gut und gerne mein Vater ſein, aber da ſoll ein anderer das Maul halten. Ich kann's nicht mehr. Es fehlt nicht mehr viel von einem Mandel Jahre,

die ich hier bin. In der Zeit ſind die Tage zu zählen, an denen Ihr nüchtern waret. Das iſt eine Schande vor dem Herrgott und vor dem Dorfe und iſt eine Schande für den Hof. Das ſage ich nicht, weil nun der Hof mein iſt, das ſage ich, weil Euer Mädel drüben liegt und ſich einen Schaden angetan hat durch Euch. Wenn Ihr die Augen aufgemacht hättet, dann hättet ihr ſchon lange geſehn, wie ſchlecht es ihr geht. Daran ſeid Ihr ſchuld. Was hat Euch das Mädel zuleide getan? Iſt ſie nicht immer mehr als gut zu Euch geweſen? Wie Eure vernünftigen Tage zu zählen ſind, ſo ſind die guten Worte zu zählen, die Ihr ihr gegeben habt. Ins Herz hinein tät ich mich ſchämen." Damit ging ich hinaus.

Am Vormittage ſah den alten Mann kein Menſch auf dem Hofe. Ich kam in Sorge; denn ich dachte: Du biſt zu grob geweſen, und am Ende hat er ſich ein Leid angetan.

Gegen den halben Nachmittag aber kam er und ſaß neben dem Doktor in deſſen Wagen.

Da war ich froh, und es tat mir leid, daß ich ſo hart gegen ihn geweſen war, und ich ſchämte mich, daß er auf etwas verfallen war, worauf ich eigentlich ſchon lange hätte kommen müſſen.

Ich war froh, daß der Doktor da war. Als ihn Martha Reuter ſah, lief ſie rot an, und daß ſie ſich unterſuchen ließ, das hat ſie, glaube ich, überhaupt nur um des Vaters willen getan, weil ſie ſah, wie er Sorge um ſie hatte. Das war ſie nicht gewöhnt, und es rührte ſie. Der Doktor verſchrieb eine Salbe.

Als er ging, fragte ich ihn, ob es auch ja nichts weiter auf ſich habe. Er tröſtete mich aber damit, ſie habe ſich gequetſcht, und in etlichen Tagen werde es beſſer ſein.

Der Bauer ließ Wirtshaus Wirtshaus ſein, lief im Hauſe umher, als habe er etwas verloren, ging auch oft in die Kammer zu ſeiner Tochter. Ich brachte ihr etliche von den Büchern, die ich mir im Laufe der Zeit gekauft hatte, und ſuchte lauter Luſtiges heraus.

Am Abende erzählte ich ihr von der Arbeit.

Eines Morgens war ſie wieder im Stalle. Der Doktor kam, gab ihr den Rat, es mit der Arbeit noch langſam gehn zu laſſen, war aber guter Dinge und ſeiner Sache gewiß.

Ich beobachtete ſie auf Schritt und Tritt und nahm ihr, wenn ſie füttern wollte, die ſchweren Eimer aus der Hand. Sie lachte, aber ich ſah, daß ſie ſich doch freute, daß ich ſo auf ſie paßte.

Sie ging noch zweimal mit mir auf den Anger und ſaß ganz ſtill unter den Weibern, als ſie ſangen, hielt die Hände im Schoße, als Kantor Heimann erzählte und hatte naſſe Augen, als der Paſtor den Abendſegen ſprach.

Wir gingen heim, und ſie ging ganz langſam und mühſelig.

*

An dem letzten Abende, da Martha Reuter mit auf den Anger kam, war etwas, das einem nicht jeden Tag über den Weg läuft.

Henriette Deutschmann war mit da. Das war sie oft, und wenn sie da war, dann kam es ganz von selber, daß sie erzählte. Grade sie. Es war immerhin allerlei, das sie erlebt hatte. Man kann nicht sagen, daß die Frau grade ein Vorbild gewesen wäre. Sie hatte drei Jungen und keinen Vater dazu.

Daß sie nicht geheiratet hat, das lag aber wohl an der Zeit, in der sie jung gewesen war, und in der die Gemeinden nicht jeden aufnahmen, um keine Lasten zu kriegen. Nun war sie über die achtzig, aber sie ging ohne einen Stecken und brauchte beim Lesen noch keine Brille. Vor reichlich fünfzig Jahren hat sie ihre Jungen im Armenhause aufgezogen, aber es sind aus einem Armenhause wohl noch niemals so wackere Menschen hinausgegangen. Henriette Deutschmann muß eine gute Mutter gewesen sein. Ihre Jungen haben viel vor sich gebracht, und die Mutter hatte es auf ihre alten Tage gut; denn sie ließen ihr nichts abgehn. Der eine war dazumal Musikdirektor in Petersburg, der andre war Zahlmeister, und der dritte hatte ein gutes Geschäft in der Stadt.

Wenn also Henriette Deutschmann da war, dann erzählte sie. Kein Bücherschreiber kann den Dorfleuten so gut erzählen. Sie hatte ihre Urgroßmutter noch gekannt, die wieder ihren Urgroßvater. Es waren Menschen, die alt wurden. Henriette ist übrigens auch erst mit zweiundneunzig gestorben. Sie kam mit ihrem Erzählen ziemlich bis zum alten Fritzen zurück und hatte das aus keinem Buche, sondern es war von Mund zu Mund gegangen.

An dem Abende nun kam die Rede auf den ewigen Juden. Der und jener gab ſeine Meinung dazu, und der Pfarrer machte ſeine Auslegung.

Als es nun eben einmal ſtill war, ſagte Henriette Deutſchmann laut: „Ich habe den ewigen Juden geſehn.“ Da fingen etliche an zu lachen, andre verzogen den Mund. Ernſt nahm es keiner ſo recht.

Die Alte aber ſagte es noch einmal: „Ich habe den ewigen Juden geſehn.“

Sie wartete nicht darauf, daß ihr eines Widerpart halte, ſondern redete mit ihrer hellen Stimme weiter: „Ich bin nun in die achtzig, und dazumal war ich in die dreißig, und ich wohnte mit meinen Jungen im Armenhauſe. Da kam ich um den Mittag von dem Reuterhofe. Es war ein Wetter, daß man nicht gerne einen Hund vor die Tür jagt. Ich hatte einen Topf Eſſen in der Hand, das mir die Bäuerin für meine Buben mitgegeben und ging, die zu füttern und zu ſehn, ob mir die zwei Großen auch den Frieder richtig beſorgten. Die Fenſter waren den ganzen Tag nicht heruntergekommen, ſo kalt war es, und der Wind ging und trieb den Schnee. Die Sonne konnte nicht durch. Da habe ich den ewigen Juden geſehn, und am Brunnen, den ihr zugeſchüttet habt, lehnte er, und es ſtand ein Haufen Leute um ihn. Wie ich hinkam, fragte grade der Lechner, der dazumal der größte Bauer war, woher denn der Fremde komme und wer er ſei. „Der ewige Jude bin ich,“ ſagte der, und man konnte es für wahr nehmen. Er war, wie mir ſchien, ein ſteinalter Mann und auf ſeinen Kopf und in ſeinen Bart mochte

überhaupt niemals eine Schere gekommen ſein. Ich ſah, wie es den Leuten eiskalt über den Rücken lief, als er ſagte, für wen er ſich hielt. Als er einmal angefangen hatte zu reden, ſtand ihm der Mund nicht mehr ſtill. Er gehe über Berg und Tal, Sommer und Winter, Tag und Nacht, und das Kreuz habe ihm ſchon die Schultern wund gedrückt. Dabei hatte er einen Aſt über der Schulter liegen. Den Herrn Jeſus ſuche er und könne ihn nicht finden. Wenn er ihn finde, dann würde ihm der das Kreuz abnehmen. So redete er in einem fort. Da ſagte ich: „Leute, ihr ſeht doch, was das für einer iſt. Man kann das vor Gott nicht verantworten, daß er hier erfriert. Es muß ihn einer mit ins Haus nehmen.“

„Wozu iſt das Armenhaus da?“ ſprach der Lechner. „Gut, Lechner,“ ich drauf, „ſoll halt auch der ewige Jude noch ins Armenhaus ziehn.“ Damit nahm ich den Mann unter den Arm und führte ihn ins Armenhaus. Meine Jungen haben ſelben Mittag das Fleiſch vom Reuterhofe nicht gekriegt, aber das trockene Brot, das ſie kriegten, das hat ihnen der Herrgott extra geſegnet. Die zwei Großen wiſſen heute noch, wie der ewige Jude bei uns war; die haben es dem Kleinen erzählt, und ſie geben es alle drei ihren Kindern mit, und das iſt gut.“

„Es war einer, der ſeine fünf Sinne nicht beieinander hatte,“ ſagte der Pfarrer.

Und die Deutſchmann drauf: „Was das anbetrifft, da kann man nicht ſoviel ſagen, wie Sie denken. Der Mann ſchlang das Eſſen hinab wie ein

Tier, und als er gegeſſen hatte, da fiel er um, länge-lang auf die Pritſche und ſchlief. Was ſollte ich machen? Ich konnte meine drei nicht mit dem alten Manne allein laſſen, ſchickte auf den Hof, daß ich nicht käme, ſetzte mich in die Ecke und flickte den Großen Jacken und Hoſen. Bis um ſechs hat der Mann geſchlafen. Da wurde er munter, ſah ſich um, hatte eine richtige Angſt in ſich und wollte weiter. „Nein," ſage ich, „für heute iſt das vorbei mit dem Laufen. Es iſt finſter, du weißt keinen Weg und bleibſt in dem Schnee liegen." „Ich ſterbe nicht," wehrte er und wollte aus der Tür. Da ſchob ich den Riegel vor. „Schlechter kannſt du nicht wohnen. Du wohnſt im Armenhauſe. Alſo bleib ſchon." Da ſetzte er ſich wieder auf die Pritſche und kroch in ſich zuſammen. Ich wollte ihm einen Biſſen Brot hineinzwingen, aber er nahm es nicht. Angſt hatte ich nicht vor dem Manne. Die Jungen ſchliefen, und die Olfunzel qualmte. Ich nähte, kümmerte mich nicht um den Alten und drehte ihm den Rücken zu.

Da fing er auf einmal an zu erzählen, und es war eine Geſchichte, die ſchon tauſendmal geſchehen iſt und noch tauſendmal geſchehen wird. Ein Weib hatte der Mann gehabt, ein liebes, gutes Weib und einen Buben, war ein Lüderjahn geweſen und hatte es ſeinen Leuten ſpottſchlecht gemacht. Ein Jahr und noch zwei hatte ſich's die Frau mit angeſehn und hatte an ihm herumgebettelt. Es hat nichts genutzt, gar nichts. Er hat ſie geprügelt und hat es mit andern gehalten, und eines Morgens zogen ſie das Weib mit dem Kinde aus dem Waſſer. Da hat er

gewußt, was er einmal gekauft, und es ist ihm ein Licht nach dem andern aufgegangen. Wie ihn das Weib gerne gehabt, daß auch er sie gerne gehabt, daß der Bub sein alles war, und daß er die zwei totgeschlagen. Er ist an die Amtsgerichte gegangen, daß sie ihn einsperrten und hat gebettelt, daß sie ihn aufhingen, aber es war kein Gericht, das Recht und Urteil in seiner Sache gesprochen hätte. Da hat er sein Kreuz auf sich genommen, hat nie mehr Ruhe und Rast gefunden, hat nicht Hand an sich legen mögen, ist tausendmal am Tode gewesen in Feuer und Wasser und ist immer davon gekommen. Zuletzt hat er gemeint, er sei der ewige Jude.

Vierzig Jahre hat er sein Kreuz getragen. Der Mann hat mich erbarmt. Ich habe ihm ein Lager auf der Pritsche gemacht. Er war die ganze Nacht unruhig. Am Morgen war er nicht zu halten, und im Frühjahre haben sie seine Knochen am Windpfahle auf Wiesauer Flur gefunden. Er war im Schnee irre gegangen und hatte sich bis an den Windpfahl geschleppt."

Als Henriette Deutschmann aufgehört hatte zu reden, da war eine große Stille.

Der Pfarrer sagte leise zu Kantor Heimann, daß das Weib eine Predigt gehalten habe.

Eines nach dem andern stand auf und ging heim. Martha Reuter und ich gingen miteinander das Dorf hinab. Das Gehen wurde ihr sauer. Sie erbarmte mich. Ich war inwendig geschüttelt, weil der Weg vom ewigen Juden, der dazumal im Dorfe gewesen, zum alten Reuter und zu anderen, die auch ihren

Leuten das Leben ſauer genug machten oder doch gemacht hatten, gar nicht ſo weit war. Ich ſah Martha Reuter an, daß ihr das alles auch nachging, und daß ſie gar nicht gut bei Wege war und dachte bei mir, daß der Doktor die Sache am Ende doch nicht richtig angefangen habe.

Da kriegte ich es auf einmal mit einer heilloſen Angſt zu tun. Als ob mir das Weib von der Seite weg ſterben könne!

Ich redete ihr zu, doch mit mir in die Stadt zu fahren und einen andern Doktor zu fragen.

Sie wollte aber nicht. Was ſolle ſie bei einem fremden Manne? Ein Doktor ſei doch wirklich genug, und überhaupt werde ſich das alles ſchon mit der Zeit wieder machen.

Am andren Morgen lag ſie und konnte nicht aufſtehn. Sie iſt niemals wieder aufgeſtanden. Erſt kam Nachbar Schindlers Haushälterin, hernach kam meine alte Mutter, ob es der auch ſauer genug wurde.

Ich bin die ganze Zeit nicht aus der Angſt herausgekommen, und dem Reuter Bauern ging das ebenſo, bloß daß den etwas umtrieb, ſo daß er Tag und Nacht keine Ruhe hatte. Er lief am Tage draußen herum und in der Nacht. Der einzige, der damals wußte, was werden wollte, das war Wiesner, und der ließ es gehn.

Als alles lange vorüber war, hat er es mir erzählt.

Der Reuter hat dem Mehnert aufgelauert. Er hat ihm viele Tage aufgelauert. Mehnert ging ab und zu, war einen Tag daheim und acht nicht.

Einmal hat ihn der Bauer endlich in der Nacht in seiner Stube sitzen sehen. Da ist er heimgerannt, hat einen alten Schießprügel, den er immer geladen neben dem Bette stehen hatte, geholt und hat durch das Fenster auf den Mann geschossen.

Richtig getroffen hat er ihn nicht, angekratzt hat er ihn.

Mehnert hat das Fenster aufgerissen, hat in seiner ganzen Breite dagestanden, hat keine Miene verzogen, als der Bauer ihn verfluchte, hat gesehen, wie Wiesner zusprang, den Alten mit fortriß und hat es nicht angezeigt.

Wiesner hat die Flinte versteckt. Reichlich zwei Jahre drauf hat er sie mir gebracht und hat mir alles erzählt.

An den Mehnert wollte der Bauer. Als aber der Holzhändler so breit und lang wie er war, am offenen Fenster stand, nicht danach fragte, ob der Bauer noch einmal schießen würde, ihn fluchen ließ und kein Wort dazu sagte, da muß eine große Verwandlung in dem Reuter vorgegangen sein. Er ist in den Tagen richtig lahm gewesen. —

*

Wir sahen deutlich, daß Martha viel Schmerzen hatte, aber es hat sie keiner klagen hören. Meine Mutter sagte mir später, es sei gewiß gradezu übermenschlich gewesen, was sie oft ausgehalten habe.

Der Doktor kam wieder und wußte sich jetzt nicht zu helfen. Er riet nun selber dazu, einen andern zu

holen. Ich wollte es heimlich tun, Martha Reuter wußte es. „Heute nicht," bat ſie, „warte noch etliche Tage."

Als ich nach etlichen Tagen wieder in ſie drang, gab ſie nach.

Der zweite Doktor kam, unterſuchte ſie, redete ihr gut zu und nahm mich im Hauſe drunten beiſeite. Es war zu ſpät. Zu allem zu ſpät, auch dazu, ſie zu operieren. Nun habe er ein Mittel verſchrieben, daß die Schmerzen nicht gar zu wild ſeien. Mehr könne er nicht tun.

Damit gab er mir die Hand und ging, und als ich eben die Treppe wieder hinaufſteigen wollte, da kroch der Bauer aus der Kellerecke und zitterte am ganzen Leibe. Er konnte kein armſelig Wort herausbringen.

Ich mußte an Henriette Deutſchmanns ewigen Juden denken, blieb vor dem Manne ſtehn und ſagte: „Und nun?"

Da lief er zur Tür hinaus. Ich rechnete, daß er ſich ein Leid antun wolle und ging hinter ihm her.

„Was willſt du denn dort draußen?"

„Den Hagermichel will ich holen."

„Was hat der dabei zu tun?"

„Er gehört hierher. Ich hol' den Hagermichel. Der muß her."

Der Bauer lief mit langen Schritten in die Felder hinaus. Ich ſtand und ſah ihm nach. Den Hagermichel! Was es mit dem für eine Bewandtnis hatte, wußte ich nicht. Daß es eine hatte, das ahnte ich lange.

Es gab in der Zeit ein reichlich Teil Arbeit, aber ich bin nur halb dabei geweſen. Ich begann etwas in mir zu ſpüren, das ich doch nicht Wort haben wollte. Es war aber dies: Du haſt ein Unrecht getan, daß du Martha Reuter nicht geheiratet haſt. Was ſie von dir hält, das wußteſt du, und daß dir etwas aus dem Leben geſtrichen wird, etwas, das nicht zu erſetzen iſt, wenn ſie ſtirbt, das ſpürſt du. Es hätte alſo wohl zum Heiraten gereicht.

Ich kann nicht ſagen, daß ich bis in die Tage hinein ein ſtarker Beter geweſen wäre. Nun wurde ich es. Ich rückte vor den Herrgott und wollte einen Handel mit ihm machen. Wenn du mir Martha Reuter läßt, dann heirate ich ſie vom Flecke weg. Als ob ich mit mir ſelber bei dem Handel etwas anböte, wofür es ſich ſchon verlohne, ein Wunder zu tun.

Ein andermal wieder habe ich mich hinter den alten Pfarrer gemacht. „Wie es um den Mehnert ging, da biſt du ein um das andre Mal zum Herrgott gelaufen, bis du es ſoweit hatteſt, daß mir die alte Katrin in den Weg kam. Ich bitte dich, gehe heute um einer willen zu ihm, die tauſendmal mehr wert iſt als der Mehnert. Was geht mich der an! Martha Reuter aber muß ich behalten! Und wenn der Herrgott nicht hören will, dann ſchlage ihm die Tür ein.“

Es ging mir wie den Baalspfaffen, als die um einen Blitz bettelten. Es war da keine Stimme noch Antwort, und den Pfarrer, den ich, als ich es gar nicht wollte, leibhaftig vor mir geſehn, den kriegte ich, da ich ihn brauchte, nicht zuſammen.

Das ganze Beten ging nicht recht; denn es ſtand dahinter eine Anklage. Ich klagte mich an, daß ich dem Weibe ſein Leben nicht erfüllt hätte, klagte mich an, daß ich um ein rundes, glattes Geſicht dem treueſten Menſchen nicht gegeben hätte was er verdiente und hatte in aller Angſt das Gefühl, daß das überhaupt kein richtiges Beten ſei.

Wiesner und Hilpert kamen mit Weib und Kind und machten alle Arbeit, als wenn ich ſelber mit zugriffe. Ich brauchte nichts zu ſagen. Sie verſtanden mich in allem. Hilpert war nie raſch im Reden. Es ging ihm lange nicht ſo vom Flecke wie Wiesner, aber ich glaube, er war inwendig noch beſſer beieinander als der.

Er ſtand einmal, ehe er am Abende wegging, neben mir.

„Du mußt es dir nicht gar zu ſchwer machen. Was du haſt tun können, das haſt du doch getan.“

„Nein, Hilpert, das habe ich eben nicht getan.“

„Das haſt du nicht tun können.“

So verſtand mich der Mann.

Der Reuter Bauer alſo war gegangen, den Hagermichel zu holen.

Ich kam in die Stube zu der Kranken, und ſie fragte mich, wo der Vater ſei.

„Er holt den Hagermichel.“

Da lächelte ſie. „Das wundert dich. Ich hätte es dir ja lange ſagen können, was es mit dem auf ſich hat, aber ſowas geht einem ſchwer über die Zunge, wenn man auch nichts dafür kann. Gar nichts. Das iſt nun ſo. Du wäreſt vielleicht damit fertig ge-

worden; breittreten darf man ſowas nicht und darf ſich nichts drauf einbilden wollen, daß man doch ehrlich geweſen ſei. Die Leute fragen nicht danach. Was einer mit ſich ſelber ausmacht, das wollen ſie nicht verſtehn, und was ein ſtarker Menſch getan hat, das iſt ihnen unrein und macht ſein Kind unrein, weil ſie ſich einbilden, ſie ſeien beſſer, weil ſie es leichter gehabt haben. — — Nun mußt du noch ein klein wenig Geduld haben, hernach ſollſt du alles wiſſen."

Es war ein warmer Sommerabend, und ich ging zwiſchen den Feldern hinauf nach dem Bühel. Da ſah ich von weitem den Reuter mit dem langen Hagermichel kommen, drehte um und ſagte Martha Reuter: „Sie kommen."

Ich wollte hernach wieder hinausgehn, aber ſie bat mich: „Bleib da."

Als die zwei Männer in die Stube kamen, lehnte Martha Reuter in ihrem Bette, hatte ein ganz glückliches Geſicht und ſtreckte ihnen die Hände entgegen.

Sie nahmen ſie, und beiden lief das Waſſer aus den Augen. Die Rechte hielt der Reuter, die Linke der Hagermichel. Da wandte ſich die Kranke zu mir: „So gut wird es ſelten einer, daß ſie zwei Väter hat."

Mir war, als führe mir der Blitz durch und durch, von oben bis unten. Zwei Väter!

Ich konnte kein Wort ſagen, ſtand unten am Bette und mochte nicht in die Höhe gucken. Es war eine ſchwere Stille in der Stube. Meine Mutter lehnte am Fenſter, die beiden Bauern ſtanden ſtockſteif, und

alle fühlten es, daß ein Vorhang zerriſſen worden war, der faſt vierzig Jahre ein Leben verborgen hatte.

Der Hagermichel weinte wie ein Kind. Ich hatte die Hände feſt auf die Bettpfoſten gelegt, und es ſtieg eines nach dem andern vor mir auf.

Daß Martha Reuters Mutter anders geweſen ſei, als ich gedacht, daß ſie ihren Mann hintergangen habe, und darauf habe er das Trinken angefangen, daß mir die Kranke in der Seele leid tue, daß es aber am Ende doch gut ſei, daß wir nicht zuſammen gekommen wären.

Und als ich hernach am andern Tage alles im richtigen Lichte ſah, da erkannte ich, daß Martha Reuter recht gehabt mit dem, was ſie geſagt, kurz bevor die beiden Bauern kamen, und daß ich es grade ſo gemacht hatte wie es hundert andre auch gemacht hätten, wenn die Sache unter die Leute gekommen wäre.

Fünf haben darum gewußt, der Bauer mit Weib und Kind, der Hagermichel und der Mehnert, und von denen hat es keiner verraten, weil ſie ſpürten, daß etwas, das man zwar nicht gut heißen, doch heilig ſein kann, und daß ein Menſch zuweilen größer iſt wenn er einen Fehler macht, aber weiß was er macht, als wenn einer mit ſich machen läßt was jeder Tag will, niemals ſeine Sache ſelber in die Hand nimmt. —

Ich vernahm, wie Martha Reuter den Männern gut zuredete, aber es ging alles an mir vorbei.

Da redete ſie mich ſelber an: „Du mußt dem Vater Hager für die Nacht ein Bett geben. Er ſoll nicht

wieder zurück. Morgen ſoll er noch da ſein, vielleicht auch übermorgen."

Da führte ich den Mann nachher in die Kammer, und als ich gehn wollte, nahm er meine Hand, wollte etwas ſagen, konnte es aber nicht vor lauter Weinen.

„Laß gut ſein, Hager," bat ich ihn.

Da brachte er mit halb gebrochener Stimme heraus: „Schulze, es iſt ſchwer, ſchwer, Schulze. So ein Lumpenkerl bin ich geweſen, und das Mädel, das iſt ſo gut."

„Ja," ſagte ich, „das iſt ſie. Gut. Ich kann es nicht recht glauben, daß ſie nicht wieder hochkommt. Vielleicht wird es doch wieder, und dann kann man vielleicht noch allerlei nachholen." So redete ich und — log. Ich ging in meine Kammer, ſinnierte und trat von all meinem Handel mit dem Herrgott zurück. Ich war mir zu gut, und das Höchſte, was ich meinte tun zu können, war, daß es ſo bleiben ſollte, wie es bis jetzt geweſen war.

In der Nacht kam meine Mutter zu mir in die Kammer.

„Hermann, Martha Reuter hätte gerne, wenn du einmal hinüber kämſt."

Ich erſchrak. „Iſt es denn ſchlechter?"

„Ach nein, aber ich glaube, ſie will uns zweien allein etwas ſagen."

Hernach ſaßen wir an ihrem Bette, wieder eines hüben und eines drüben. Langausgeſtreckt konnte Martha Reuter nicht liegen. So lehnte ſie wieder. Ihr Geſicht war ganz ſchmal, und ſie verzog oft den Mund vor Schmerzen.

Jetzt zeigte ſie uns, was hinter dem Vorhange lag.

„Vater und Mutter ſind länger als ſechs Jahre verheiratet geweſen," fing ſie an und erzählte langſam und ſtückweiſe, „und meiner Mutter fehlte das, was ſie für das Beſte hielt, wie es jede Frau tut. Sie wollte ein Kind. Da es nicht kam, iſt ſie heimlich zum Doktor gegangen und hat ihn gefragt, ob das wohl an ihr liege. Es lag nicht an ihr. Da hat ſie wieder gewartet, ein Jahr, zwei, bis es vier Jahre wurden. Wie ſehr ſie ſich geſehnt hat, das weiß ich aus den Tagen her, da ſie auf ihrem Krankenbette mit mir darüber geredet hat. Der Vater iſt gut zu ihr geweſen, aber er hat ihr Klagen nicht ernſt genommen, ſondern hat ſie ausgelacht. Es wäre ja noch lange nicht aller Tage Abend. Mutter aber iſt nicht mehr ausgekommen mit ſich. Wenn ſie nicht bei dem Doktor geweſen wäre, dann wäre es leichter geweſen; denn ſie hätte die Urſache ſo gut bei ſich wie bei dem Vater geſucht. Sie iſt drüber krank geworden. Die andern Frauen haben ihr mit Spaßmachen weh getan. Heute gilt es nicht mehr ſo wie früher. Damals ging der Glaube, wer keine Kinder kriege, der ſei keine wert. Da hat die Mutter dem Herrgott ein Kind abhandeln wollen, iſt alle Sonntage in die Kirche gelaufen, hat den armen Leuten ſoviel gegeben, daß der Vater manchmal böſe darum wurde. Es blieb, wie es war. Mutter ſagte, ſie wäre mit allem zurecht gekommen, wenn das Leben nicht ſo leer geweſen wäre. Eines hat zum andern geholfen. So iſt ſie zum Hagermichel gegangen, ernſthaft, wie wenn ſie zum Abendmahle

ging. Und es war heilig," ſagte die Kranke mit ſtarker Stimme. „Auf dem Totenbette hat es mir die Mutter vor Gott geſagt, daß ſie einmal, ein einziges=mal bei dem Hagermichel war, daß ſie ein Kind ge=fordert hat. Ich bin geboren worden. Der Vater hat die Zeit vorher gelacht. Sie ſehe doch nun, daß bei Gott kein Ding unmöglich ſei. Es iſt der Mut=ter ſchwer geweſen, den Spaß zu ertragen. Der Vater ſolle den Herrgott aus dem Spiele laſſen, hat ſie ihn gebeten. Sie hat nie daran gedacht, dem Vater zu geſtehen, wie es zugegangen war. Der Hager=michel hat ihr keinen Eid geſchworen, daß er den Mund halten werde, aber er war ein ehrlicher Mann, hat nie der Mutter weh getan mit einem Worte oder Blicke. Aus Erbarmen hat er getan, was ſie von ihm forderte. Nachher war es ausgelöſcht. Er iſt unſer Nachbar geweſen und hat zuvor hundertmal mit meiner Mutter auch ein kurzes Wort über ihre Not geredet. Keines iſt gemein geweſen.

Zehn Jahre war ich, da war es aus mit dem Hager. Der Branntwein war da, Hager fiel dem Mehnert in die Hände. Hermann, wenn ich vor den Herrgott hintrete, dann will ich die lauteſte ſein von denen, die den Mehnert anklagen. Ich will nicht rein machen, was nicht rein war. Meine Mutter hat ein Unrecht getan, und der Hager tat es auch. Heilig oder nicht, da ſie zueinander kamen, es war ein Un=recht, und meine Mutter hat ſich betrogen. Darüber aber ſoll keiner zu Gericht ſitzen, ſondern ſoll ver=geben, wie es die getan haben, die es anging. Was aber der Mehnert hernach getan hat, das vergebe

ich ihm nicht, ſelbſt wenn der Tod neben mir ſteht. Der Mann rühmt ſich, daß er alles weiß. Er weiß alles, was er wiſſen will. Jetzt iſt er alt, vielleicht will er auch nicht mehr ſo wie früher. Du haſt auch geſagt, er ſei ein armer Mann. Was er meiner Mutter angetan hat, das löſcht auch Jeſu Blut nicht aus. Er hat den Hager Bauern zum Hunde gemacht, und der Bauer hat — ſo ſagt der Mehnert — geprahlt damit, daß der Reuter ein Kankelmann, er aber mein Vater ſei.

Mehnert hat an den Vater gewollt, hat dem Hölzer für ein Nichts abſchachern wollen. Die Mutter aber hat da geſtanden, und Mehnert kam nicht zum Ziele. Er hat den Hager als Strohmann vorſchieben wollen. Zu jedem Handel hat ſich der Hager brauchen laſſen, zu dem nicht. Wie ihm Mehnert nachher das Innerſte nach außen gekehrt hatte und alles wußte, da hat er ſeine Sache ſelber in die Hand genommen und gleich zweierlei auf einmal. Die Hölzer wollte er haben und — meine Mutter dazu. Drei- oder viermal hat ihn die Mutter abgefertigt. Sie hätte lügen können. Was einer ſagt, wenn er voller Branntwein iſt, das zählt nicht, und der Hager hätte widerrufen vor dem Amtsrichter und hätte auch einen falſchen Eid geſchworen, wenn es darauf ankam. Das weiß ich, daß er das ſelbſt dazumal noch getan hätte. Mutter hat nicht gelogen. Es war ein Sonntag Abend. Vater und ich ſaßen in der Stube, die Mutter kam aus der Nachbarſchaft. Da hat ſie Mehnert wieder unterwegs angehalten. Gut, hat ſie geſagt, komm. Der hat gemeint, es ſei ſo weit. Sie

nahm ihn im Hauſe an der Hand und zog ihn, als er umdrehn wollte, weil er ſah, daß es anders ging, wie er gedacht hatte, in die Stube. Mich ſchickte ſie ins Bett. Hermann, ein Geſicht wie das meiner Mutter an dem Abende war, habe ich in meinem Leben nicht wieder geſehn, und Gott erſpare dir, je ſo eines ſehen zu müſſen. Mutter hat ihre Sache ſelber geführt, nichts weg, nichts dazu getan. Der Mehnert iſt gewiß einer, dem nichts heilig iſt und der lacht, wenn er einen zugrunde richtet. An dem Abende hat er nicht gelacht. Da hat er den Rücken krumm gemacht und iſt davon gelaufen. Die Mutter hat dem Vater in der Seele leid getan, er hat ihr vergeben, aber es war aus zwiſchen ihnen. Im dritten Jahre danach fing der Vater das Trinken an, im fünften ſtarb die Mutter. Eines iſt ihr noch gelungen. Sie hat den Hager dem Mehnert aus den Fingern geriſſen. Zugrunde gerichtet war er, aber er iſt wenigſtens hernach ſeinem Weibe wieder ein Mann und ſeinen Kindern ein Vater geweſen. Weißt du, wie er ſeines Weges geht? Mehnert, ſagt er vor ſich hin, immer: Mehnert! Und jedesmal iſt es kein Gebet. — So, nun weißt du, daß ich zwei Väter habe, und nun weißt du mehr. Du weißt, warum ich geweſen bin, wie ich war."

Ich mußte ihre Hand nehmen. „Martha, eines verſpreche ich dir: Der Mehnert muß hin werden, und wenn ich dabei ſelber zugrunde gehe."

Sie ſah mich mit ihren guten Augen an. „Das ſollſt du nicht. Wie du es gemacht haſt, ſo war es richtig. Wolfenhagen haſt du erlöſt von ihm. Des

Vaters Dank ist der Hof. Wenn du auf den andern Dörfern dich mit etlichen zusammentun kannst, daß es geht wie hier, dann jagt ihr den Mann zuletzt doch davon. Darauf kannst du dich verlassen: Ich will vor dem Herrgott reden. Und soll ich nicht in den Himmel kommen, weil ich einem Menschen nicht vergeben kann, dann schreie ich es aus der Hölle herauf."

Sie weinte laut auf, und meine Mutter nahm sie in die Arme. Auch der liefen die dicken Tränen über die Wangen. Sie sah mir über Martha Reuters Kopf weg in die Augen, und es lag ein Bitten in ihrem Blicke. Das Bitten aber tat nicht not. Ich wußte, was da zu tun war.

Ich bat die Mutter, daß sie sich hinlege. Sie gab Martha Reuter einen Kuß auf die Stirn und ging.

Als sie die Tür hinter sich zugezogen, nahm ich Martha Reuters beide Hände.

Ich habe nichts, gar nichts von den Gedanken, die ich die Jahre her gehabt, in mir behalten. Alles habe ich ihr erzählt, wie es auf und ab in mir gegangen sei, und daß ich die eine nicht vor der andern hätte heiraten können, daß ich sie aber nun heilig und ehrlich lieb hätte, wie ein Mann das Weib haben muß. Ich habe nicht gefragt, ob sie mich heiraten wolle, ich habe gesagt: „Nun mußt du gesund werden wollen, und du wirst es. Morgen aber gehe ich zum Pfarrer und bestelle das Aufgebot."

„Morgen?" sagte sie, „morgen nicht. Da ist Freitag. Am Freitage muß man sowas nicht tun. Das gehört sich am Sonntage nach der Kirche," und dabei

hatte ſie ihre allerbeſten Augen und ſtrich mir mit der linken Hand über das Geſicht.

Ich aber hatte auf eines ganz und gar vergeſſen. Darauf, daß keine Hilfe war.

Wir haben noch dies und das miteinander geredet. Martha Reuter lehnte an mir; denn ich hatte mich auf den Bettrand geſetzt. Ein paar wunderliche Brautleute waren wir. Der Morgen kam, und als der erſte Sonnenſtrahl durch das Fenſter fiel, da brachte er mir etwas Schreckliches mit. Das hieß: Zu ſpät!

Der Reuter Bauer kam. Ich gab ihm die Hand. „Bauer, ich weiß alles. Ihr armen Leute! Dein Kind und ich ſind übrigens nun Brautleute.“

Ich mußte aber ſchnell hinausgehn. Was zuviel iſt, das iſt zuviel, und es flog lauter Weinen durch die Stube.

Einmal in meinem Leben habe ich mit dem Herrgott wirklich gerungen. Das war an dem Sommermorgen, an dem Martha Reuter mir ihr Leben erzählt hatte. Da bin ich geweſen wie Jakob an der Furt, aber ich habe es nicht gemacht wie der, der zuvor ſein Heer in zwei Teile geteilt, ſondern habe geſagt: Entweder du tuſt das Wunder und nimmſt den ganzen Hermann Breiter oder du tuſt es nicht und kriegſt gar nichts von ihm. — Wieder ein Handel, wieder ein falſcher Handel, aber ein ehrliches Beten, ſo gut ich Menſch, der den Herrgott immer nur gelernt hatte, das verſtand.

Er hat es nicht getan und — hat mich doch wieder gekriegt.

Als ich mit dem Herrgott geredet, bin ich zu meiner Mutter gegangen: „Mutter, nun werde ich Martha Reuter heiraten.“

Die hat meine Hände genommen, hat gezogen und hat gedrückt bis ich vor dem Bette kniete, ich langer, starker Mann, hat meinen Kopf in die Kissen gedrückt und hat mit ihrer guten Stimme gesagt: „Hermann, schäm dich nicht, noch einmal mein Junge zu sein. Den Mann und den Schulzen und den Bauern, die laß vor der Kammertür. Wenn du zu mir kommst, dann bist du mein Kind. Du hast viel fertig gebracht von dem, was du angefangen hast. Sei zufrieden damit und gehe weiter auf dem Wege. Zu dem andern ist es zu spät. Du hast keine Schuld. Ein anderer hat das geschickt. Trag's! Ich will jetzt hingehn zu Martha Reuter. Es ist mir lieb, daß sie nun doch noch einmal: Mutter, sagen darf. Du gehe auf die Wiese und tue deine Arbeit.“

Ich bin in den Tagen noch etlichemale meiner Mutter ihr „Kind“ gewesen. Gott sei Dank, daß ich es sein konnte, daß sie noch da war.

Es hat mich nicht lange auf der Wiese gelitten. Meine treuen Leute mochten auch nicht, daß ich in der Not nicht da war, wohin es mich doch zog.

Am Sonntag nach der Kirche wollte ich das Aufgebot bestellen. Ich bin am Sonntag nach der Kirche ins Pfarrhaus gegangen und habe dem Pfarrer angezeigt, daß Martha Reuter gestorben war.

Dem Herrgott hatte ich aufgesagt, und ich habe es bloß meiner Mutter zuliebe getan, daß ich es nicht auch dem Pfarrer sagte.

Martha Reuters letzte Stunden ſind leicht und glücklich geweſen. Als ſie die Augen zugemacht hatte, da ſpürte ich es erſt ganz, wieviel an ungedanktem Guten ſie mir als Schuld hinterließ.

Meine Mutter, der ich es als ihr „Kind“ ſagte, nahm mich an der Hand, führte mich vor die Tote und ſprach: „Sie will einen Haß vor den Herrgott tragen. Den ſoll ſie in der Linken haben. Gib du ihr etwas anderes in die Rechte. Verſprich es ihr in die Hand, daß du an Wolfenhagen tun willſt, was du an der Toten haſt fehlen laſſen.“

„Ja, Mutter,“ ſagte ich und nahm Martha Reuters Hände in meine beiden, „das ſoll ein Wort ſein. Hier, Martha, lege ich es in deine Hand: Ich will an Wolfenhagen tun, was ich bei dir verſäumt habe.“

Als ich meiner Mutter in das Geſicht ſah, da hatte ſie ein glückliches Lächeln in den Augen. „Hermann, nun denke, daß ſie an das Himmelstor kommt und daß das zu iſt, weil Petrus weiß, daß da eine mit ihrem Haſſe kommt. Und weil das Tor zu iſt, da wirft ſie das, was ſie in der Rechten trägt, und wovon ſie meint, es ſei ihr Haß, über das Tor hinein, grade dem Herrgott vor die Füße. Als es Petrus aufhebt, ſiehe, da iſt es Gutes auf viele Jahre hinaus. Da geht er ſchnell und tut das Tor auf. Martha Reuter aber iſt von der Helle ſo erſchrocken, daß ſie die Hände ineinander ſchlägt. So fällt der Haß heraus und bleibt vor dem Tore liegen. Die aber, die in die Hölle gekommen wäre, die geht in den Himmel und trifft da ihre Mutter wieder. Du

willſt jetzt vom Herrgott nichts wiſſen, Hermann. Laß dir Zeit und denke an das, was du der Toten in die Hand gegeben haſt."

Ich habe daran gedacht, ja, aber ich war doch mit dem Herrgott fertig und habe an dem Morgen nach dem Begräbnis Wiesner beiſeite genommen.

„Wiesner, ich will dir was ſagen: Der Mehnert muß hin werden, und wenn ich ihn totſchlagen muß."

Der hat genickt.

Zwei Tage darauf kam er an mich heran: „Ich habe einen Vogel pfeifen hören. Es kann ſein, daß der Mehnert am längſten Elend angerichtet hat."

„Rede, Menſch!"

Er hat Verſtecken geſpielt. „Ich habe den Vogel erſt von weitem gehört. Warte, bis er deutlicher pfeift. Das kann ſchon heute oder morgen ſein."

Es war heute.

*

Als ich mittags heim kam, lag ein eiliger Brief da aus Bayern. Es war die Anfrage, ob wir den Holzhändler Mehnert, der ſich aufgehängt habe, zur Beerdigung in die Gemeinde Wolfenhagen holen wollten.

Die Mutter kam und ſah mir an, daß wieder etwas war, mit dem ich nicht fertig werden konnte. Ich gab ihr den Brief. Sie las, und ich fragte: „Was ſagſt du nun? Es kommt mir wirklich vor, als hätte Martha Reuter doch mit dem Herrgott geredet und . . ."

„Hermann," fiel die Mutter ein, „man muß keine

dummen Reden führen. Hier iſt gekommen, was hat kommen müſſen. Das hat mit einem Menſchen gar nichts zu tun. Ich denke, der den Mann richtig erkannt hat, das biſt du. Soll er hergeholt werden?"

„Das iſt nicht meine Sache. Ich will es der Katrin ſagen."

Da ich zur Katrin kam, ſaß ſie in einem Lehnſtuhle und hatte ſich lauter alte Kleider auf die Beine gedeckt. Sie fror, obwohl es draußen reichlich warm war, und ſah aus, als habe ſie ihren Verſtand nicht beieinander. Das weiße, dünne Haar hing ihr ins Geſicht, und die Augen gingen in Angſt von einer Ecke in die andre.

„Katrin," ſagte ich, „mit deinem Herrn . . ."

„Ich weiß, ich weiß," ſtieß ſie heraus und ſchlotterte.

„Du weißt das ſchon?"

„Ja, er iſt da geweſen, in der Nacht, der Bub, der dumme und hat gefragt, wo ſeine Mutter wohne. Er könne die Tür nicht finden. Dummer Bub, hab ich geſagt, du kannſt die Tür nicht finden? Mach doch die Augen auf, da iſt ſie ja. Stehſt doch davor. — Wo denn? hat er gefragt. — Dort. — Ach, da ſteht ein — ein — ein Engel, und der läßt mich nicht vorbei. Da bin ich aufgewacht, und ich weiß . . ." Sie konnte nicht weinen. Es war bloß ein Winſeln.

„Wie ſoll es nun jetzt werden?" habe ich gefragt und war froh, daß ſie doch nicht ohne Verſtand war.

„Soll man ihn denn nun herbringen?"

Und ſiehe, ſie war d o ch nicht bei Sinnen geweſen.

Jetzt wachte ſie auf. „Herbringen? Wen denn? Schulze, ich bitte dich!“

„Na, den Mehnert.“

„Was iſt mit dem?“ Und ſie riß meine rechte Hand an ſich.

„Tot iſt er.“

„Wie iſt er geſtorben?“

„Er hat ſich aufgehängt.“

„Schulze, Schulze, aufgehängt! — — Nun habt ihr ihn ſoweit.“

„Wir? Mehnert war nicht der Mann, den man zu etwas bringen konnte, ſonſt . . .“

„Nein, aber freuen tut's euch.“

„Ich will dir was ſagen, Katrin, freun tut's mich nicht, aber dauern auch nicht und es iſt gut, daß es ſo gekommen iſt; denn wenn es nicht kam, dann wäre noch viel mehr Elend geworden. Was ſoll nun werden? Der Brief da iſt einen reichlichen Tag gegangen. Morgen muß der Mann dort unter die Erde, oder er muß hergebracht werden. Wie ſoll es werden?“

„Schulze, ich bitte dich, laß ihn herbringen.“

„Haſt du ſoviel Geld im Hauſe?“

Und ſieh und ſieh, das alte Weib, das alte, treue, gute Weib kroch aus ihrem Lehnſtuhle, kroch von Stück zu Stück, ſtand krumm in der Tür, winkte mir: „Komm, Schulze!“ klammerte an der Wand hin, führte mich in das Gewölbe, kniete nieder, lag auf den Steinen, fing an, mit ihren Fingern zu ſcharren und zu kratzen wie ein Tier, bis ſie einen Stein aus den Fugen gekratzt hatte, wollte den Stein mit

ihren Händen, an denen kein Lot Fleiſch war, herausheben, ſtierte mich mit halb irren Augen an: „Greif doch zu!“ wühlte und zog einen Beutel hervor, einen ſchweren, ledernen Beutel. „Da!“

Und der Beutel war voller Silber- und Goldgeld. Es waren bei zehntauſend Taler.

Die Alte ſchlug ihre Hand in meinen Ärmel, hing ſich an mich, es zuckte mir in den Fingern, ſie aufzuheben und zu tragen. Ich brachte es nicht fertig, weil ich ihren Herrn neben ihr ſah. So bin ich ſteif neben ihr hergegangen, den Beutel in der Hand, bis an die Stubentür. Da riß ich mich zuſammen: Hermann, ſei kein Lump! hob die Alte auf, ſetzte ſie wieder in den Lehnſtuhl, langte mir einen der ſchweren Stühle und ſetzte mich neben ſie.

„Schulze,“ fing das Weib in heller Not an zu reden, „das iſt das Geld, das mir der Bub geſchenkt hat durch vierzig Jahre lang. Weißt du, was ich gedacht habe? Ich habe gedacht: Jetzt, da er dir's gibt, brennt es ihm in den Fingern. Er will es nicht und mag es nicht ſehn; denn wenn er dir bloß eine Freude machen wollte, dann tät's ein Rock oder eine Schürze eher. Es kann aber einmal ſein, daß er ohne dies Geld nicht weiter kann. Dann weiß ich, wo es iſt. Ich habe es aufgehoben für ihn. Nun — — laß ihn holen. Zum Handel braucht er es nicht mehr. Laß ihn holen.“

„Katrin, es iſt doch ſo eine Sache. Ich meine, es wäre beſſer, du ließeſt ihn, wo er iſt. Ob er da an der Kirchhofsmauer liegt oder dort, das kommt auf eines hinaus.“

„An der Mauer?“ ſchrie die Katrin.

„Ja, an der Mauer. Dahin gehört er, weil er ſich das Leben ſelber genommen hat, und dahin gehört er, weil er es andern ſchwer gemacht hat, bitter ſchwer. Er ſoll an die Mauer.“

Sie fing an zu betteln, ſie weinte, ſie kroch auf der Diele. Der Mann ſollte nicht an die Mauer.

Da war zum erſtenmale etwas in mir, das mir hernach immer geholfen hat, wenn es not tat. Ich konnte nein ſagen und konnte bei dem Nein bleiben. Mit der Halbheit war es aus.

„Katrin, ich will dafür ſorgen, daß er hergebracht wird, aber er kommt an die Mauer. Willſt du das nicht, dann laß ihn, wo er iſt.“

„Dann an die Mauer. Ins Bayernland kann ich nicht mehr. Ich muß aber an ſein Grab können.“

Ich bin zum Pfarrer gegangen und hatte mit dem wieder einen harten Strauß. Er war dafür, daß der Tote blieb, wo er war, weil er ſich fürchtete, die Rede zu halten und ihn doch nicht ohne ein Vaterunſer einſcharren laſſen mochte. Und wieder konnte ich nein ſagen. „Daß Ihnen das nicht leicht fällt, das kann ich mir gut denken. Eine Predigt am Sonntage zu halten, das iſt kein Kunſtſtück, auch nicht einen zu begraben, der ſchlicht und treu gelebt hat. Hier muß ein Beſonderes her. Mehnert war ein Mann aus Wolfenhagen.“

Als er hernach immer noch nicht wollte und davon redete, daß er die Leichenrede überhaupt nicht halten werde, da brannte es oben hinaus bei mir. Ich mag zuviel geſagt haben, mag ſein, aber ich war ein

anderer geworden und ſetzte meinen Willen durch.

Der Pfarrer iſt ſtehenden Fußes in die Stadt und hat das Geld durch ein Telegramm der bayriſchen Gemeinde zukommen laſſen.

Ich hatte meiner Mutter erzählt, wie es bei der Katrin geweſen war. Als ich am Abende vom Felde kam, ſah ich ſie aus des Mehnerts Hauſe treten. Sie hatte ganz helle Augen, aber geredet haben wir nicht über ihren Beſuch. So haben wir es auch hernach noch gehalten, als ich genau wußte, daß meine Mutter alle Tage zur Katrin ging.

Hilpert hat den Sarg von der Bahn geholt. Unter dem Abendläuten hat der Pfarrer den Mann begraben. Es war außer mir niemand dabei als die Träger, ſechs ernſte Männer, denen kein Waſſer in die Augen kam und die vom Gottesacker gingen, als ſie den Sarg hinabgelaſſen, und zwei alte Frauen, von denen die ſiebzigjährige die achtzigjährige ſtützte, meine Mutter und die Katrin. An der Mauer aber ſtand Wiesner und hat den Hut auch während des Vaterunſers und des Segens nicht vom Kopfe getan.

*

Und wer hat den Mann übermocht, den, der die Menſchen verachtete und mit den Stiefelabſätzen auf ihnen herumtrat?

Ein Wurm hat ihn übermocht, nicht den Toten in ſeinem Sarge, nein, den Lebendigen in ſeiner ganzen Länge und Breite, ein Wurm, eine Raupe.

Mehnert hatte ſein Geld alles auf eine Karte geſetzt. Er hat das Spiel nicht verloren, er hat es aufgegeben.

Einen ungeheuren, großmächtigen Wald hat er im Bayernlande gekauft, hatte ihn billig gekauft und wäre ein steinreicher Mann geworden. Er hat mit dem Holzfällen beginnen lassen, und es ist alles in der Ordnung gewesen. Mitten in der Arbeit haben sich die Leute zusammen getan und haben mehr Lohn verlangt. Das hat er ihnen abgeschlagen, und Axt und Säge und Schälmesser haben gefeiert.

Da ist ein Schmetterling gekommen und hat sich auf die Kiefernäste gesetzt und hat Eier gelegt. Morgen waren es hundert Schmetterlinge, übermorgen tausend, dann zehntausend. Aus den Eiern sind Raupen gekrochen, heute zehntausend, morgen eine Million, übermorgen zehn Millionen. Die haben sich an die Nadeln gesetzt und haben genagt, da, wo sie weich sind und aus dem Zweige kommen, und es hat angefangen, Nadeln zu tröpfeln. Hernach hat es Tag und Nacht Nadeln geregnet. Mehnert hat gestanden und hat dem Regnen zugehört, Tag und Nacht. Heute standen die Bäume zur Hälfte leer, morgen ganz. Heute kam ein Viertel des Waldes dran, acht Tage drauf war es die Hälfte.

Die Leute sind zum Mehnert gelaufen. „Laß schlagen. Das Ungeziefer frißt unsere Wälder auch mit."

Er hat gestanden. „Wenn sie ihre Abmachung halten, dann geht die Arbeit morgen weiter."

Die Arbeiter haben gedacht: Er gibt schon noch klein bei. Es brennt ihm nur noch nicht heiß genug auf den Nägeln.

Sie kannten den Mann nicht.

Die andern ſind wieder gekommen: „Laß ſchlagen. Wir wollen ſelber zugreifen.“

„Nein.“

Er hat dageſtanden und hat die Piſtole in der Hand gehabt. „Der Wald iſt mein. Wer eine Hand daran rührt, der liegt.“

So waren drei Viertel des Waldes hin.

Jetzt aber hat ihm einer Feuer in den Wald geworfen. Das hat gepraſſelt und hat gefreſſen. Die Leute ſind in Scharen aus den Dörfern gekommen, haben mit Hacken und Schaufeln und Äxten gearbeitet und haben zuſammen geſchmiſſen. Das Feuer ſtand. Und als einer aufſah und ſich den Schweiß vom Geſichte wiſchte, da ſtand er unter einem kahlen Baume, und an dem hing der Mehnert.

So iſt es ausgegangen. Die Leute ſagen, ein Wurm hat ihn klein gekriegt. Ich ſage: Er ſelber.

Ich habe dem Anwalt in der Stadt den Auftrag gegeben, die Hinterlaſſenſchaft zu ordnen. Da fand ſich im Schreibtiſch ein Teſtament. Die alte Katrin hat den Mann beerbt. Er muß immer damit gerechnet haben, daß er einmal vor ihr ſterben werde.

Als der Wald geſchlagen, alles ausgerechnet und abgerechnet war, da fand ſich, daß die Katrin noch runde fünfzigtauſend Taler erbte.

Wiesner war der Meinung geweſen, Mehnert pfiffe auf dem letzten Loche. Es hat ihn keiner ausgekannt. Bis zuletzt nicht.

Die Katrin war alle Tage auf dem Gottesacker und iſt da oft mit meiner Mutter zuſammen getrof-

ſen, die an Martha Reuters Grab ging. Und die zwei Frauen haben etwas zuſammen gebracht. Etwas ganz Großes. Sie haben uns gezwungen, dem Mehnert ein Denkmal zu bauen.

Das war leicht, daß wir den Leuten, denen er bei Lebzeiten die Häuſer hatte verſteigern laſſen, ſie ihnen wieder frei machen konnten, ſoweit ſie das haben wollten und die nicht derweile in andere Hände übergegangen waren. Viele waren es nicht mehr, vier oder fünf.

*

Es war ein ſchöner Herbſttag, da trat ein aufrechter, junger Menſch in meine Stube. Das war der Richard Seidel, den ich als Buben auf dem Hofe geſehn, kurz bevor ſeines Vaters Zeug verkauft wurde. Der Vater lebte noch, aber er war ein kranker Mann.

Es ging raſch, da hatte der Richard ſein Vaterhaus wieder. Ich war dabei geweſen, als es verkauft wurde, ich war dabei, als der Junge von der Überſchreibung kam, da er das Haus wieder gekauft hatte. Da ſtand ſeine Mutter am Tore und hatte eine neue Schürze vorgebunden. Er nahm ſie an der Hand. Sie gingen über den Hof. An der Haustür konnte die Frau nicht anders. Sie fiel dem Jungen um den Hals und weinte laut. Er legte ihr den Arm um die Schultern und führte ſie über die Schwelle. Ich hörte ihn ſagen: „Mutter, nun iſt es wieder unſer.“

Richard Seidel hatte viel gelernt. Er war ein

Zimmermann geworden, hatte gearbeitet und hatte geſpart, hatte im Sommer auf der Zulage geſtanden und auf den Gerüſten und hatte im Winter auf den Schulbänken geſeſſen. Ganz allein hatte er es geſchafft und durfte ſich nun Techniker nennen.

Ich bin andern Tages zu ihm gegangen und habe mir erzählen laſſen, wie er geworden war, und was er nun konnte.

„Und nun willſt du wieder in die Stadt?“ habe ich ihn gefragt.

„Ja. Es muß nicht grade heute und morgen ſein. Ende der Woche, dachte ich.“

„So. Dann könnteſt du heute abend einmal zu mir kommen. Ich habe das und jenes vor.“

Er kam. Was ich vor hatte, das war nicht von heute und geſtern. Das war viel älter. Ich wollte auf das ſchöne Stücklein Erde, das mein geworden war, ein Haus ſetzen, wohl dem alten ähnlich, aber größer. Auch ein bißchen mehr von ſich ſollte es machen, aber es ſollte kein ſtädtiſches Haus werden. Umbauen mußte ich, weil mein Viehſtand zu groß und die Scheune zu klein wurde. Das Haus hätte zur Not ſtehn bleiben können, aber dann wäre der Hof zu eng geworden. Ich dachte mir, daß der Hof ſo weit und frei ſein müſſe, wie ich das anderwärts oft genug geſehn hatte. Alſo mußte das neue Haus herausgerückt werden.

Was ich wollte und brauchte, das ſagte ich dem Richard.

Wie ich es mir dachte, ſagte ich nicht.

Nun gefiel es mir, daß der junge Menſch nicht

aus dem Jackenärmel heraus redete, den Zollſtock zog, Linien in den Sand kratzte und ſagte: So wird das und ſo, daß alſo die ganze Geſchichte fix und fertig war, ehe er ſie ſich noch hatte durch den Kopf gehen laſſen.

„Ich muß mir das überlegen," ſagte er.

Er war andern Tages wieder da, fing jetzt an zu meſſen, kümmerte ſich nicht um mich, hatte ein Büchlein, ſchrieb und machte ſeine Striche.

Am Sonnabende ging er wieder in die Stadt und kam noch auf einen Sprung zu mir. „In vierzehn Tagen bis drei Wochen habe ich eine Zeichnung fertig. Dann komme ich wieder."

Er kam, und was er aufgezeichnet hatte, das war das Haus, das heute noch ſteht.

Ich habe ihn vorerſt einmal an der Hand genommen: „Jetzt ſage mir ehrlich: Wieviel davon haſt du ſelber gemacht, wieviel dein Meiſter?"

Da lachte er. „Schulze, es iſt alles von mir, jedes Maß, jeder Strich. Der Gedanke iſt von dir, ſoweit es ſich um den Hof handelt. Das Haus, wie es da ausſieht, habe ich mir ſchon in der Schule ausgedacht. Ausführen konnte ich es noch nicht, weil kein Auftrag kam. Laß es nur ſo bauen. Ich denke, es wird recht ſein."

„Wer ſoll das bauen?"

„Doch Zimmermeiſter Hanf aus der Stadt, der hier alles baut."

„Ich will dir was ſagen: Bau du das Haus."

Da wurde er verlegen.

Ich fragte: „Traust du dir es nicht?"

Er fragte dagegen: „Soll ich meine gute Stelle aufgeben? Ich baue das Haus. Gut. Alles in allem geht ein Jahr hin und nachher?“

„Nachher baust du andere.“

„Von Wolfenhagen aus?“

„Ja. Wenn du ein Kerl bist, der was kann, dann laß dir deine Heimat nicht zu gering sein. Erst recht nicht. Ich kann mir nicht denken, daß du es anderswo besser machen könntest. Du magst sein, wo du willst, daheim bist du bloß hier. Warum willst du andern ihre Dörfer schön machen? Für dich kommt zuerst Wolfenhagen und was da herum liegt. Zeig, wer du bist. — Wenn du willst, kannst du im Frühjahr bei mir anfangen zu bauen, und darauf kannst du dich verlassen, daß, wenn du bei dem Breiter gebaut hast, auch andre kommen. Weihnachten muß ich es wissen. Bis dahin ist Zeit.“

Das war Ausgangs Sommer.

* *

Als die ersten Schneeflocken fielen, starb die alte Katrin. Sie hatte sich an des Mehnerts Grab eine Lungenentzündung geholt. Auf ihrem Krankenlager hat sie nicht nachgegeben, bis wir ihr versprachen, daß sie auch an der Mauer neben ihrem „Buben“ begraben sein solle.

Meine Mutter, die die ganze Zeit über bei mir war, hat die Katrin in ihrer Krankheit betreut.

Es fiel mir wohl auf, daß sie in den Tagen die Rede immer wieder darauf brachte, daß ich an Wolfenhagen zahlen müsse, was mir Martha Reuter

an unbezahltem Guten hinterlaſſen, aber ich hatte allerlei im Kopfe an Arbeit im Hauſe und an Schulzengeſchäften und vergaß immer raſch wieder, wovon wir geredet.

Als nun die alte Katrin in der Erde lag, rückte mir die Mutter mit einer Sache auf den Leib, die ich mir auch nicht im Traume hätte ausdenken können.

Sie kriegte eine Vorladung an das Gericht.

Da nahm ſie mich an der Hand. „Nun ſetz dich daher und ſetz dich ganz feſt, daß du nicht von der Bank fällſt vor dem, was ich dir ſage. — — Ich beerbe die alte Katrin, ich ganz allein.“

„Mutter!“ und ich ſchlug auf den Tiſch. „Mutter, in drei Deubels Namen, das kannſt du mir nicht antun! Das Geld, das Sündengeld! Du biſt meine Mutter, ja doch, und ich habe dir, meines Wiſſens, nie die ſchuldige Ehrfurcht verſagt, aber hier muß ich doch ſagen, das iſt . . .“

„Erbſchleicherei,“ ſagte Mutter ganz ruhig.

Ich wußte nicht, was ich darauf erwidern ſollte. Es war doch meine Mutter, die da ſaß.

„Rede mal erſt ruhig aus, Hermann.“

„Nein, Mutter, rede du; denn was du bis jetzt geſagt haſt, das iſt doch bloß ein Anfang, und ich bin ſo verdreht im Kopfe, daß ich nichts Vernünftiges zuwege bringe. Wie geht das alſo weiter?“

„Wie das weiter geht? Das Geld ſchenke ich dir. Du willſt doch den Hof neu bauen.“

„Mutter, nun laß da mal alle Dummheiten beiſeite. Wenn ich den Hof bauen will, dann tue ich

das von mir ſelber aus. Ich kriege ein paar Schulden. Viel nicht. Nun tu mir einen Gefallen, Mutter. Treibe keinen Spaß mit mir. Sieh mal, ich könnte mich doch ſchließlich vergeſſen und könnte grob werden und — — und . . .“

Da lachte ſie und ſtreichelte meine Hand. „Nun paß auf, Hermann. Die Katrin hat ihrem Herrn ein Denkmal auf dem Gottesacker geſetzt. Ihr ſollt ihm eines auf Wolfenhagener Flur ſetzen. Wie, das ſollt ihr euch durch den Kopf gehn laſſen. Mehnert hat viel Böſes getan. Wie willſt du das wegräumen? Willſt du die Leute zuſammenkommen laſſen, jeden fragen: Um wieviel hat dich der Mann gebracht, um wieviel dich? und willſt ihnen hernach ihr Geld wiedergeben? Das geht nicht, und das ſoll nicht gehn; denn hat der Mehnert wenig getaugt, ſo taugten die andern zumeiſt nicht viel mehr. Wer ſoll ſonſt das Geld kriegen? Es iſt weder von dem Mehnert noch von der Katrin ein Verwandter da. Wäre das aber recht, daß die Gerichte aufriefen und einen aufſtöberten, der im zehnten Gliede mit der Katrin verwandt iſt? Nein. Sie hat d i r das Geld vermachen wollen zu demſelben Zwecke, zu dem du es von mir haben ſollſt. Ich habe ihr geſagt: Nicht ſo, Katrin. Der Junge macht mir eine Dummheit. Leg's in meine Hand. Ich will das richten. Eines habe ich ihr verſprochen: Es ſoll zu etwas genommen werden, womit ganz Wolfenhagen gedient iſt. Hermann, der Tote hat viel Übles getan. Darüber ſitzt einer zu Gericht, der mehr ſieht als was vor Augen iſt. Eines iſt der Mann geweſen,

ein Starker. Gott ſei es geklagt, ſtark im Üblen. Wieviel er in voller Klarheit getan hat, ſich an den Leuten zu rächen, wieviel in viehiſcher Luſt, Gott weiß es. Er iſt tot. In eines einzelnen Hand wird ſein Geld keinen Segen ſchaffen. Wendet es an zu einem guten Werke, und um dir das zu erleichtern, dir ganz freie Hand zu laſſen, dir aber auch einen Trumpf in die Hand zu geben, den du ausſpielen kannſt, wie du willſt, darum habe ich es genommen. Rede mit den Vertretern darüber, baut ein neues Armenhaus, baut eine Waſſerleitung, tut was ihr wollt."

Ich habe meiner Mutter noch nicht in die Augen ſehn können. Eine ganze Weile nicht, habe vor mich hingeſehn und habe gegrübelt. Dann war es da.

„Mutter, wir werden die Straße von der Mühle her nach Wolfenhagen bauen."

„Gut. Das iſt das Rechte."

„Der Mehnertweg aber darf ſie nicht heißen."

„Nein, und am beſten bauſt du vor, wenn du das Wort niemals fallen läßt."

„Mutter, nun muß ich dir hab Dank ſagen. Du haſt das klug gemacht und gut und viel beſſer, wie ich es gekonnt hätte."

„Wozu wäre ich denn ſonſt älter, Hermann?"

Andern Tages ſchickte ich den Gemeindeboten mit einem Zettel zu den Vertretern: Am achten Dezember Verſammlung der Gemeindevertretung in der Gemeindeſtube. Tagesordnung: Straßenbau vom Fluſſe bis nach Wolfenhagen.

Es ſind oft genug Stürme und Gewitter über

Wolfenhagen gegangen, ſelten aber ſolch ein Sturm wie in den drei Tagen vom fünften bis achten Dezember. Ich ging am Vormittage und am Nachmittage durch das Dorf. Lachen hatte mich ſeit Martha Reuters Tode keiner mehr geſehn. In den Tagen war ich noch einmal ſo ernſt wie ſonſt. Sie haben es verſucht, mich auszuhorchen, Männer und Weiber. Nur der treue Kantor Heimann wußte, wie es ſtand und lachte, als er ſah, wie ſich die Leute ereiferten.

Ich habe jedem, der ſich an mich machte, geſagt: „Iſt dir dein Vieh nicht zu ſchade für den Weg? Kannſt du einmal, egal ob Sommer oder Winter, ob bergauf oder bergab, richtig aufladen? Nein. Dann wird es wahrhaftig Zeit, daß die Schinderei aufhört.“ „Wer aber ſoll den Bau zahlen?“

„Wolfenhagen.“

„Um Gotteswillen, die Steuern!“ Es ging, wie ich gerechnet hatte. Alles, was wenig Steuern zahlte, war für den Bau, alles was mehr Steuern zahlte, war dagegen. Genau ſo hatte ich gerechnet.

Der Abend war da, die Gemeindeſtube war voller Leute. Ich ſtand auf. „Die Straße iſt in ſpottſchlechtem Zuſtande, und das darf nicht ſo bleiben. Ein Dorf, von dem die Hälfte der Felder nach der Flußſeite liegt, und aus dem alle den Weg dahin fahren müſſen, hat endlich dafür zu ſorgen, daß er fahrbar iſt. Die Straße muß gebaut werden. Wer von den Vertretern iſt dafür?“

Keiner. „Wer iſt dagegen?“ Alle fingen an zu reden.

„Gut. Wer hat was dagegen zu ſagen? Döring, du ſcheinſt am meiſten zu wiſſen.“

Der fing an. Die Straße ſei ſchlecht, ſie wären auch wohl damit einverſtanden, daß man die Gemeinde aufböte, die gröbſten Löcher auszufüllen, wer aber ſolle die Straße zahlen, die wenigſtens dreißigtauſend Taler koſte?

„Wer hat etwas anderes dagegen zu ſagen?“

Riedel ſagte lachend: „Schulze, ſchaff' Geld, dann wollen wir bauen.“

Ich ſah über ihn weg. „Wir wollen der Reihe nach gehn. Gibt die Gemeindevertretung zu, daß der Bau nötig iſt?“

„Nein,“ hieß es; „denn wenn wir das zugeben und niederſchreiben, dann müſſen wir auch bauen.“

Ich riß mich ganz hoch. „Ihr da vorne, die ihr zwar nicht zur Gemeindevertretung gehört, alſo auch nicht zu beſchließen habt, aber doch Wolfenhagener ſeid, ich möchte eure Meinung hören. Iſt der Straßenbau nötig?“

Die Kleinhäusler, die Maurer und Zimmerleute, brüllten: „Ja.“ „Gemeindevertreter, ſoll ich an die Regierung ſchreiben und einen herkommen laſſen, der feſtſtellt, ob der Bau nötig iſt oder nicht?“

„Der kann feſtſtellen was er will. Wenn er das Geld mitbringt, bauen wir, anders nicht.“

„Vom Gelde reden wir nachher. Ich verlange, daß mir geſagt wird, ob der Bau nötig iſt oder nicht, und ich frage euch wieder: Iſt er nötig?“

Sie hieben auf den Tiſch. „Zum Teufel, natürlich wär's gut, wo Menſch und Vieh ſich ſchinden müſſen, aber wer ſoll's zahlen?“

„Vom Bezahlen reden wir nachher. Ich habe das doch geſagt. Der Bau iſt alſo nötig? Wer anderer Meinung iſt, der rede.“

Sie waren ſtill. „Kantor Heimann, ſetz in das Protokoll: Die Gemeindevertretung von Wolfenhagen erkennt einſtimmig an, daß der Straßenbau nötig iſt.“

Riedel ſchrie: „Da muß dazu geſetzt werden: Und wird bauen, wenn ihr das Geld dazu gegeben wird.“

„Nein, das wird nicht dazu geſetzt.“ Es wurde ein Lärm, wie wenn ſie alle den Verſtand verloren hätten.

„Still! — Kantor Heimann ſchreib: Für den Bau ſtehen fünfzigtauſend Taler bereit.“

Sie ſprangen von Stühlen und Bänken auf. „Sind wir denn alle beſoffen?“

„Leute,“ ſagte ich, „ſetzt euch mal ruhig wieder hin. Ich weiß, was ich ſage. Die fünfzigtauſend Taler ſind da, und der ſie gibt, das bin ich.“ Eine Stille, daß man eine Nadel hätte fallen hören können. Nun erzählte ich von der Erbſchaft und ſagte zuletzt: „Wollt ihr das Geld zu dem Straßenbau annehmen?“

Siehe, da war nicht *eine* Stimme dagegen, obwohl das Geld vom Mehnert ſtammte und Sündengeld war, und Kantor Heimann ſagte mir hernach: „Du haſt ein bitterböſes Geſicht gemacht.“

„Ja,“ gab ich zu, „und ich hatte einen bitteren

Geſchmack auf der Zunge. Wenn wenigſtens einer dagegen geweſen wäre, daß man überhaupt hätte davon reden können."

Er beruhigte mich: „Du mußt nicht zuviel von den Leuten verlangen. Weißt doch, was ſie vom Gelde halten. Nebenbei haſt du es ſo dumm gemacht, wie du es nur machen konnteſt."

„Ich hab das wohl ſelber geſpürt, aber ich bin nun mal jetzt ein biſſel verbittert."

Ich habe den Männern an dem Abende noch etliche Nüſſe zu knacken gegeben. Es wurde niedergeſchrieben, daß ſie die langen Steinrücken abfahren müßten, ſoweit das nötig ſei, alle in die Hohlwege, daß ſie aus jedem Hauſe einen kräftigen Mann zur Arbeit ſtellen müßten, wenn das gefordert werde. Sie nahmen das alles an; denn ich hatte ſie mit dem Gelde in der Hand.

Eines überſahen wir alle miteinander: Daß die Unterhaltung der Straße eine ſchwere Laſt für die Gemeinde werden mußte. Ich habe es abwenden können, bin andern Tages zur Regierung gefahren, bin noch dahin und dorthin gefahren und habe viel geſchrieben. Zuletzt hatte ich es ſoweit, daß die Straße auf unſere Koſten gebaut wurde, daß ſie aber hernach die Provinz übernahm.

Als ich das den Vertretern erzählte, ſind ſie ganz ſtill geweſen.

Ich habe aber vorgebaut, weil ich noch ein anderes vor hatte. „Leute," habe ich geſagt, „ich bin fremd nach Wolfenhagen gekommen, aber es iſt meine Heimat geworden. Was in einem Dorfe und für

ein Dorf zu ſchaffen iſt, das ſoll in und für Wolfenhagen geſchaffen werden. Helft mir dabei. Ich habe noch mehr vor. Die Handtücher müſſen weg."

„Das wäre gut," wußte einer. „Wenn man durch Hergenreuter Flur geht und ſieht die ſchönen graden Wege und die Felder, an die man immer von zwei Seiten herankommen kann, dann kriegt man Luſt zum Zuſammenlegen, aber es koſtet ein unmenſchliches Geld."

„Darüber kommen wir weg," machte ich ihnen Mut.

„Und das iſt auch wahr," wußte ein anderer, „daß die Hergenreuter alle ihre Scheunen haben größer machen müſſen. Sie bauen jetzt mehr, gut noch ein halbmal ſoviel wie früher."

Der Gedanke, daß wir einmal zuſammenlegten, oder wie ſie das anders nannten, ſeparierten, der war ihnen gar nicht ſo ſchrecklich. Bloß: Eines nach dem andern. Nicht zuviel auf einmal. — Dabei blieben ſie ſtehen.

Der Winter brachte wenig Schnee. Wir konnten die ganze Zeit über draußen arbeiten. Im Februar begann das Vermeſſen der neuen Straße. Sie mußte etliche Bogen machen, daß wir nicht zuviel Steigung kriegten.

Das Frühjahr kam, und Bauunternehmer Leinert trat an mit einer ganzen Herde Leute. Es war aber kein einziger Italiener oder Slowake dazwiſchen.

Das hatte ich mir ausgemacht, weil ich dachte: Man ſoll unſere jungen Mädel nicht in Verſuchung führen.

Im Herbſte war die Straße fertig. Das Grummet konnten wir ſchon auf der neuen Straße einfahren.

Als die erſten Schneeflocken fielen, ging es an die langen Steinrücken. Vor denen hatte mir gegraut. Wir haben ſie auch vorerſt lange nicht alle wegbringen können, aber die Hohlwege, die durch den Straßenbau weg kamen, haben doch weit mehr verſchlungen, als ich gedacht hatte. Hundert Fuder deckten kaum den Boden, und die Ränder der alten Wege waren ſtellenweiſe gute drei Meter hoch.

Alles war an den Steinen, alt und jung, Burſche und Mädel, Mann und Weib, Pferd und Kuh, und es war nicht ein Tag unter den vielen, an dem es nicht luſtig zugegangen wäre. Der nächſte Winter brachte mehr Schnee, aber ausgeſetzt haben wir mit der Arbeit doch nicht.

Kantor Heimann übte wochenlang Abend für Abend mit Kindern und jungen Leuten. Wir feierten ein Straßenweihfeſt. Ich ſollte die Feſtrede halten, aber ich habe das ganz kurz gemacht.

Zu dem Feſte war meine Mutter wieder da.

Die war im Frühjahre zuvor heimgefahren. Ich hatte ſie gebeten, bei mir zu bleiben, aber ſie wollte nicht, und das ſtimmte, daß deine Mutter ſie gut gebrauchen konnte. Dein Vater lag krank. Iſt ja hernach auch geſtorben. Da war Mutter am Platze.

Zum Straßenweihfeſte kam ſie wieder her. Als ich ein paar kurze Worte geſagt, hielt Kantor Heimann die eigentliche Feſtrede. Wie er an den Schluß kam, machte er einen Seitenſprung, obwohl wir das

anders verabredet hatten, und alles lief auf ein großes Lob für Mutter und mich hinaus.

Da mußte ich denn noch einmal reden: „Was meine Mutter anbetrifft, so verdient sie, was Kantor Heimann gesagt hat. Ich verdiene das nicht, und wenn ihr doch meint, ich verdiente es, so will ich euch sagen: Ich mag's nicht. Behaltet es, aber versprecht mir dafür etwas anderes: So, wie wir bei dem Straßenbau zusammengestanden und Hand in Hand gearbeitet haben, so wollen wir das immer machen. Erst recht wollen wir es dann machen, wenn es nicht so leicht ist wie diesmal. Alles für Wolfenhagen, daß eure Kinder einmal sagen können: Wir haben uns unserer Väter und Mütter nicht zu schämen; denn die größte Schande ist, wenn hinter einem her gesagt wird, man habe nicht getan, was man zu tun schuldig gewesen sei. Wir waren schuldig, die Straße zu bauen, wir sind noch mehr schuldig, und wir wollen auch das tun. Die nach uns kommen, die werden andere Arbeit, aber deswegen nicht weniger wie wir haben. Es soll sich immer besser wohnen lassen in Wolfenhagen."

Der Straßenbau kostete an die dreißigtausend Taler. Der wackere Landmesser, der sie ausgemessen, sagte mir damals schon, solange keine Brücke über den Fluß sei, wäre unsere Arbeit halb. Nun an die zwanzigtausend Taler übrig waren, bin ich wieder vor die richtige Schmiede gegangen. Ich wollte die Brücke haben. Die sollte soviel kosten, wie die ganze Straße.

Wir haben sie gebaut, die Gemeinde Hörgen hat

ihr Teil dazu geben müſſen. Es iſt nicht leicht geweſen, die dazu zu bringen, aber ich habe nicht nachgelaſſen.

Und wieder gab es ein Brückenweihfeſt. Als ich auf der Brücke ſtand, da wir die Belaſtungsprobe vornahmen, mußte ich zurückdenken an den Tag, an dem der alte Klotz, der nun lange tot war, den Briefträger und mich übergefahren hatte.

Ich ſah auf das Waſſer. Das rann und rann, und ſo waren die Tage gegangen. Vom Waſſer weiß man, es ſteigt zum Himmel und fällt wieder auf die Erde, und ein Tropfen kann wohl hier unter der Brücke durchrinnen, kann ins Meer wandern, da in die Wolken ſteigen, mit dem Winde fliegen, herabfallen und ſeinen Weg wieder machen. Es kann derſelbe ſein. Macht er nicht den Weg, dann macht er einen, der nicht viel anders iſt; denn ob der Tropfen in der Saale rinnt oder in einem andern Fluſſe, das iſt kein großer Unterſchied. Der Tropfen kehrt wieder. Und der Menſch? Kantor Heimann ließ oft ein Lied ſingen, in dem es hieß: Der Menſch aber ſcheidet und kommt nimmermehr. Ich weiß, daß ſich über das Nimmermehr ſtreiten läßt, nehme es aber, wie es heißt: Er kommt nimmermehr. Weil das aber ſo iſt, darum ſoll er wenigſtens das einemal, das er hier auf der Erde ſeine Tage lebt, auch ſeine Schuldigkeit tun und ſoll ein Menſch ſein. Wie weit er das mit dem Herrgott macht, wie weit ohne ihn, das iſt ſeine Sache. Ich habe, nachdem ich dem Herrgott aufgeſagt, gelernt, es doch wieder mit ihm zu halten. —

*

Die Straße war fertig, die Brücke war gebaut. Es wäre nicht nötig gewesen, daß sich des Schindlers Haushälterin vier Wochen nach Martha Reuters Tode mit dem Schindler versprach und ihn wieder vier Wochen später heiratete.

Schade, schade um die Frau, daß sie an einen Mann mit einer hölzernen Seele kam. Gekratzt hat der Mann und gescharrt, sich und seine Leute geschunden Tag und Nacht und hat keine Freude an seinem Gelde gehabt.

Wir haben oft miteinander geredet, die Nachbarin und ich. Eine Frau mit einem guten Herzen und einem klugen Kopfe. Klug und gut und hat doch ihr Leben verdorben. Wie sie grade auf den Weg kam, den sie gegangen ist, das kann ich mir nur aus einzelnen Worten zusammenreimen, aber ich komme doch zu einem Ganzen. So ist es gewesen: Martha Reuter hat das Mädel zu sich kommen lassen, als sie gewiß war, daß es zu Ende ginge und hat ehrlich und gut mit ihr geredet. Sie, das Mädel wäre mir bestimmt, ich ihr. Ich hätte bis heute die eine nicht vor der andern nehmen können, und das sei doch auch nicht gegangen, daß sie mich mit der Nase drauf stoße. Jetzt sei alles anders. Sie, Martha Reuter, hätte zwar niemals auch nur einen Augenblick im Wege stehen wollen, habe aber doch da gestanden. Der Weg werde frei, Hilda Becker solle es mir nicht zu schwer machen.

Martha Reuter ist in dem Glauben gestorben, daß nach ihr alles so kommen werde, wie es endlich kommen müsse. Hilda Becker aber wußte, daß die Tote

bloß einmal in ihrem Leben einen gern gehabt hat, daß ſie bitter darunter gelitten, daß ihr der Herrgott auch kein bißchen Weibesſchöne mitgegeben. Sie hat mit dem Herzen alles erſetzt, was an Äußerem fehlte und hat mit dieſem Herzen auch Hilda Becker bezwungen. Die konnte nicht an der Toten vorbei. Weil ſie aber weder meiner noch ihrer ſelbſt ſicher war, hat ſie einen Riegel vorgeſchoben und den Schindler geheiratet. Sie hat ihr Leben verriegelt. Daß ſie wenig gute Tage haben werde, das hat ſie gewußt, daß ſie aber zeitlebens in einer dunklen Kammer werde ſitzen müſſen, das hat ſie doch wohl nicht gedacht.

Sie iſt nicht alt geworden und hat ein Kind hinterlaſſen.

*

Es ſind viele Gräber, auf die ich zurückſehe, zeitige und unzeitige. Der Reuter hat ſein Kind um ein Jahr überlebt, Hager um drei Jahre. Meine Mutter war das letztemal bei mir zum Straßenweihfeſte. Hernach war ich noch einmal bei ihr. Dann ging ſie heim, und ich nahm euch, deine Mutter und Schweſter, mit nach Wolfenhagen.

Ich hatte dem Herrgott aufgeſagt, aber ein Bauer k a n n nicht ohne ihn ſein, vollends einer, wie ich es zeitlebens geweſen bin. Er mag wollen oder nicht, der Herrgott ſchlägt ihn mit ſoviel Güte um den Kopf, daß er ihn hören m u ß und hätte er ſich ein Schaffell in jedes Ohr geſteckt.

Mögen die klugen Leute tauſendmal ſagen, daß

alles natürlich, nichts als natürlich ſe, mögen ſie beweiſen, daß einzig Arbeit und Nahrung, die wir dem Boden geben, auch wieder Nahrung wachſen laſſen. Der Verſtand ſagt „ja“ dazu, das Herz aber ſagt: Das alles macht es doch nicht, und es läßt ſich nicht davon abbringen, daß Sonne und Regen und Wind aus des Herrgotts Hand kommen, und das Leben von ihm in die Furchen geleg wird. Sagt der Verſtand tauſendmal, daß kein Gebet den Blitzſtrahl wende und den Hagel aufhalte, das Herz betet den Kopf eben ſo oft in Grund und Boden hin. Der Bauer *kann* nicht gottlos ſein und ſoll es nicht.

Wehe dem Lande, in dem er es wird!

*

Vier Jahre waren ſeit dem Brückenbau vergangen. Es war eine Luſt, über Wolfenhagener Flur zu gehn, und es war ein Leid. Eine Luſt war es, weil die Wieſen ſo bunt prahlten mit dickem, geſundem Graſe, und die Felder ſtill und reich dalagen, und ein Leid war es, weil an zwanzig und mehr Stellen mitten durch das Getreide oder über die Kartoffel- und Rübenäcker breite Steige getreten waren, mit denen man ſich die krummen, ſchlechten Feldwege kürzte. Die Steige wurden in jedem Sommer ſo breit, daß viel von guter Frucht in die Erde getreten wurde. Es gab in jedem Jahre Streit *um* die Steige, und ſie waren doch jedes Jahr wieder da.

Wie *der* Streit nie ganz aufhörte, ſo auch nie der, den die ſchmalen Feldſtreifen mit ſich brachten. Zu Prozeſſen vor dem Gericht iſt es nie gekommen.

Das Prozeſſieren lag nicht in den Leuten. Wenn es aber doch einmal nahe daran war, da bin ich dazwiſchen gefahren. Ich ſah das als ein Stück meines Amtes an, daß ſich die Leute nicht im Gericht herumſchlugen. Wenn zwei ſo hart aneinander geraten waren, daß der Amtsrichter ſchon um die Ecke guckte, habe ich ſie entweder zu mir kommen laſſen oder bin ihnen in die Häuſer gelaufen. Dabei iſt es niemals ſanft hergegangen. Den Dietrich, der ein bißchen was vom Krakehler an ſich hatte und ein Waldarbeiter mit klotzigen Armen war, den habe ich einmal wie einen naſſen Sack geſchüttelt.

Die Ausſprachen ſind bekannt geworden, und ich wurde es mit ihnen und hatte den Grobian im Handumdrehn weg. Das machte mir nichts aus. Viel mehr bedeutete mir das, daß ſich die Leute von Dummheiten abhalten ließen. Es iſt auch nicht einer darunter geweſen, der es nicht zuletzt eingeſehn hätte, daß ich es gut meinte. Eines kam mir dabei zuhilfe.

Es war da ein alter Mann aus einem Nachbardorfe, der früher ein Bauernzeug gehabt hatte, jetzt aber als gebrechlicher Graukopf, der ſeine fünf Sinne nicht ganz beieinander hatte, mit dem Leierkaſten von Haus zu Haus ging. Um einen Rain hatte der Mann ſeinen Hof verprozeſſiert. Auch dem härteſten Knorren mußte es zu Herzen gehn, wenn der Alte zur Kirmes oder bei einer andern Gelegenheit einen Walzer ſpielte und dazu ein frommes Lied ſang: Was Gott tut, das iſt wohlgetan oder: Befiehl du deine Wege.

Es war alſo eine Luſt, über Wolfenhagener Flur

zu gehn, und es war ein Leid. Ich rechnete bei mir, daß, was von toten Rändern zwischen den vielen kleinen Feldstücken lag, im ganzen gut und gerne das gegeben hätte, was zu zwei mittleren Bauernhöfen gehört.

So habe ich Jahr um Jahr keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, ohne von der Zusammenlegung zu reden. Die kleinen Leute hatte ich alle auf meiner Seite. Nicht darum, weil die davon überzeugt waren, daß die Sache gut sei, nein. Es war einzig darum, weil sich jeder etwas davon versprach. Sie hatten durchweg so ziemlich die weitesten und die dürftigsten Felder. Nun rechneten sie, daß sie zwar weniger, dafür aber näheres und besseres Land kriegen würden. Ich war das zufrieden. Einem Bauern, der nur die Pferde aus dem Stalle zu ziehn braucht, dem machen fünfhundert Meter Weg nichts aus; einem Kleinhäusler, der sich selber an den Karren oder das Wägelchen spannen muß, aber viel.

Vier Jahre habe ich gewartet. Hernach ließ ich einen Herrn von der Spezialkommission kommen, und der sagte es den Leuten, was Zusammenlegung eigentlich bedeute.

Wie das ganze schwere Werk zustande gekommen ist, das will ich vergessen. Ich habe viel Kampf gehabt, viel, aber ich habe mich nie klein kriegen lassen.

Es sind Zeiten gewesen, in denen sie mir gerne die Fensterscheiben eingeworfen hätten. Tage kamen, in denen ich außer Kantor Heimann nicht einen einzigen Freund hatte, in denen es keinem, aber auch keinem,

nach ſeinem Kopfe ging, in denen die Großen und die Kleinen unzufrieden waren. Vier Wochen bevor ich ernſthaft an die Separation ging, war ich wieder auf ſechs Jahre zum Schulzen gewählt worden. Sie haben redlich getan, was ſie konnten, mir das Amt leid zu machen. Ich habe hundertmal getan, als gingen mich Stichelreden und gemeine Verdächtigungen nichts an. Wie ein Pfeiler bin ich geweſen, wenn im Fluſſe das Eis geht. Dann wieder einmal habe ich ausgeteilt nach rechts und links, und was da flog, das waren Grobheiten, die ſich ſehn und hören laſſen konnten.

Recht gemacht haben wir es keinem, aber ſchon im vierten Jahre der Separtionsarbeit fing es langſam an, ruhiger zu werden. Im fünften hatte jeder ſeine Pläne, im ſechſten ließen ſich die erſten hören, die ſagten, es ſei doch immerhin jetzt leichter. Im ſiebenten machten ſie mich wieder zum Schulzen.

Wolfenhagener Flur hat zehn Jahre lang viel, viel Schweiß getrunken. Es iſt kein einziger der langen, toten Steinrücken übrig geblieben. Sie ſind alle miteinander auf die Feldwege gefahren worden. Wo die Ränder waren, da haben die Hacken gewühlt, tauſend Karren voll Erde ſind auf die Felder hüben und drüben gefahren worden, der Pflug geht, wo Steinnelken und Quendel blühten. Fünfzig Morgen hat die Separation an Wegen verſchlungen. Die Wolfenhagener Flur aber iſt nicht kleiner geworden. Wir haben mehr als fünfzig Morgen totes Land zu fruchtbarem Boden gemacht.

Die Gemeindeſchenke trug kaum die Pacht. Ich

habe der Wirtin den Pachtſchilling gerne herab geſetzt.

In den Häuſern war ein Geiſt, den der Pfarre einmal mit dem Pfingſtgeiſte verglichen hat. Einer wollte es dem andern zuvor tun. Sie haben Fleiß und Schweiß in Felder und Wieſen geſteckt. Das Feld, das einer erhielt, konnte noch ſo gut ſein, jeder ſagte: „Ich muß es erſt herrichten.“

Die Laſten waren ſo ausgerechnet, daß auch die Kinder noch ihr Teil zu tragen kriegen ſollten. Nicht ein einziger iſt, der nicht längſt auf Heller und Pfennig abgezahlt hätte. — — —

Richard Seidel hat viel zu bauen gekriegt. Es ſtehen im ganzen Dorfe noch vier alte Scheunen. Alle andern ſind neu oder größer gebaut worden.

In den böſen Tagen habe ich oft an Mehnert denken müſſen. Ich kann es wohl begreifen, daß einer wird, wie er war. Wenn einer nur an ſich denkt, dann kann er wohl ein Mehnert werden. Davor bewahrt einem nur eines: Man muß ehrlich etwas wollen, mit dem man nicht nur ſich dient, ſondern mehr noch den andern. Dann trifft alle Niedertracht das Werk, nicht den, der es tut. Das Werk aber iſt ſo ſtark, daß ihm kein Schaden geſchehen kann.

*

Mir iſt es in allem leichter geworden, als es manchem andern wird, weil ich auch nach Martha Reuters Tode einen treuen Menſchen hatte, der mir an Kopf und Herz über war und der, wenn

ich den Kopf einmal ſchief halten wollte, ihn mir immer wieder grade rückte. Kantor Heimann.

Kantor Heimann iſt nie an den Leuten irre geworden und hat keine Enttäuſchung erlebt. In ſeinem eigenſten Hoffen manche, an den Leuten nicht eine einzige. Er hat nie Dank begehrt, hat nie die Ohren geſpannt, um ein einzig Wort des Lobes zu vernehmen. Es iſt ihm beides geworden, und er hat ein ſtilles, feines Lächeln um den Mund gehabt.

Wenn die Winterwinde über das Land gingen, dann war kaum ein Abend, an dem wir nicht zuſammen ſaßen.

Ich war darauf aus, meine Wirtſchaft in guter Ordnung zu haben, aber ich war nicht darauf aus, den letzten Pfennig für mich heraus zu holen. So ſind wir mit der Zeit eine ganze Zahl Leute auf dem Hofe geworden. Die Winterabende waren mein, und wenn ich im Sommer nicht ſelber mit Hand anlegen wollte, ſo ging das doch alles ſeinen gewieſenen Gang.

Als die Separation ausgetragen war, habe ich Kantor Heimann, der mir ſo viel geholfen hatte, eine große Freude gemacht. Wir haben beide vor allem gerne von fremden Ländern geleſen. Da war es der Norden, der es uns beſonders angetan hatte, und Kantor Heimann hatte einen großen Wunſch. Er wollte das Meer und wollte Norwegen ſehn. Er hat ſich eine Träne aus den Augen gewiſcht, als ich ihm die Abmachung vorlegte, nach der alles für eine Reiſe nach dem Norden bezahlt war.

Es war wenig genug, das ich dem Manne tun

konnte, und er hat doch gemeint, er könne das nicht wieder glatt machen.

Wie hat er unſer Wolfenhagen verwöhnt, die Alten und die Jungen. Es iſt ihm keine Arbeit zuviel geweſen, und der Mann, der lange ſchon grau geworden war, iſt doch jung geweſen mit den Jungen.

Ein einzig Mädel iſt uns ſeitab gegangen. Wir haben ſie beide, Kantor Heimann und ich, in der Stadt geſehn, und da war nichts mehr an ihr zu verderben.

Es war eine böſe Stunde. Als ich das Mädel an einem runden Tiſchchen ſitzen ſah, allen Dreck in den Augen, den eines in der Stadt aufleſen kann, da iſt die alte Hitze über mich gekommen. Ich ging ihr nach auf die Straße, nahm ſie am Handgelenk und ſagte: „Wenn du dich nicht für dich ſelber ſchämſt, dann ſchäme dich wenigſtens für Wolfenhagen.“ Und ſiehe, da war das Jüngelchen, das neben ihr geſeſſen, bei der Hand und machte ſich zu ihrem Mundwart, redete von junger Dame und warf ſich mächtig in die ſchmale Bruſt. Weil ich ihm riet, ſeines Weges zu gehn, da ich mit dem Mädel noch ein Wort reden müſſe, drehte er ſein Innerſtes nach außen. Das war mir aber ſo dreckig, daß ich es wegwiſchen wollte, und dabei flog das Jüngelchen der Länge nach auf die Straße.

Kantor Heimann nahm mich an der Hand, hatte meinen Hut und Stock mit aus dem Kaffeehauſe gebracht und zog mich um die Ecke: „Komm, Schulze, für die Sorte biſt du zu ſchade.“

Das Mädel hat ſich nie wieder in Wolfenhagen ſehn laſſen. — — —

Als die Wolfenhagener einmal Boden unter die Füße gekriegt hatten, da brauchte keiner mehr zu ſchieben, da hätte es eher Not getan, zu bremſen. Ein richtiger Hochmut kam über die Leute. Ein Haus mußte ſchöner werden als das andre. Eines hatte grüne Fenſter, eines braune, eines weiße. Einer ſtrich die Balken braun, der andre ſchwarz.

Das haben wir Richard Seidel zu danken, daß da eine Buntheit hineinkam, die einem nicht um die Ohren hieb, ſondern einem anlachte. Der und Kantor Heimann, die waren nicht tot zu kriegen, und ſolche Leute, die muß man ſich warm halten.

*

Eine Sache iſt Kantor Heimann ſchief gegangen. Er hat mehr aus mir machen wollen, als ich ſelber machen wollte und konnte. Da ging es ſchief.

Ich habe ihm den Gefallen getan und bin mit ihm nach Weimar gefahren. Lange zuvor wußte ich durch Heimann Beſcheid in der Stadt, ohne daß ich ſie geſehen hatte. Von weitem hatte alles richtig etwas Feierliches, ſo, als ob einem aus jedem Straßeneckchen ein Goethe oder Schiller entgegen kommen müſſe. Und nachher war es nichts oder doch nicht viel mehr als nichts.

Weimar iſt gewiß eine ſchöne Stadt, aber auf den Straßen ſah es grade ſo aus wie anderwärts.

Eines werde ich nicht vergeſſen, und das iſt das beſte, das ich von Weimar mitgenommen habe.

Sonſt habe ich weder ein Bild, noch einen Aſchenbecher mit dem Denkmal, noch einen Goethekopf oder ſeine Hand mitgenommen. Kantor Heimann kaufte ſich Goethes Totenmaske. Gut, dachte ich, der Mann verſteht das und hat was davon. Mir iſt nun mal ein ordentlicher Zweiſcharpflug lieber.

Eines bleibt mir. Als wir den Friedhof hinan gingen, regnete es ſachte, und in den Bäumen ging der Wind. Da erzählte Kantor Heimann, wie ſie Schiller hier zu Grabe getragen, und nachher niemand gewußt habe, wo ſeine Gebeine lagen. Das konnte ich verſtehn, und das hat mich erbarmt.

Im übrigen ſah der gute Kantor Heimann, daß mir Weimar von Wolfenhagen aus lieber geweſen war, als da ich drin war. Darüber war er traurig.

„Julius," ſagte ich zu ihm, „da mußt du nicht den Mund verziehn und trübe Augen kriegen. Immer helle Augen. Wenn d u nur was davon haſt. Ich habe dafür in Wolfenhagen, was du bei all deinem Verſtande doch dort nicht findeſt. Laß das gut ſein. Ich bin deswegen kein armer Mann."

Und als wir den Kirchturm von Wolfenhagen wieder ſahen, und als ich meine Augen ringsum gehen ließ, und kein einziger Steinrücken mehr da war, da habe ich meinem guten Freunde den Arm um die Schultern gelegt: „Julius, das iſt a u c h ein Gedicht, und das hab' i ch gemacht. — — Das nächſte Mal fährſt du allein, und wenn du heimkommſt, dann erzählſt du mir. Das iſt hernach ſchöner."

Wolfenhagen iſt kein Paradies geworden. Sollte es auch nicht. Es iſt ein Dorf geworden, in dem

es ſich zu leben verlohnte, in dem die Jungen ihre Dummheiten machten, und die Alten ſich darüber ärgerten, in dem aber der junge Menſch den Hut noch heute vom Kopfe bringt.

Die Jungen hat Kantor Heimann gut im Zuge gehabt. Wenn ſie aber über die zwanzig waren, dann hat er ſie laufen laſſen, und es iſt immer gut gegangen.

Wenn einer alles beſſer wiſſen wollte, dann habe ich ihn die Gemeindevertretung wählen laſſen. Dann hielt er das Maul.

Das Trinken iſt nie wieder aufgekommen. Über den Durſt getrunken hat dann und wann einer.

Unſere Feſte haben alle zwei Tage gedauert. Am erſten kam, wer Luſt hatte, und das waren immer viele, am zweiten waren wir ganz unter uns, und die Weiber trieben Narrenspoſſen.

Es iſt jeder ſeinen Weg gegangen und hat doch jeder gewußt, daß er nicht allein ging, ſondern hüben und drüben Gefährten hatte.

Die alten guten Bräuche habe ich nicht einſchlafen laſſen. Dem, der baut, dem fahren wir noch heute aus nachbarlicher Liebe Ziegel und Steine umſonſt, er ſei ein Bauer oder ein Häusler. — — —

Nun bin ich fünfundſiebzig Jahre und habe die böſen Jahre, die keiner für möglich gehalten, noch erleben müſſen. Eines tu ich nun nicht: Ich laſſe den Kopf nicht hängen. Wozu hätte ich denn ſoviel geleſen, gelernt und geredet von der Heimat? Haben unſere Väter nicht auch ſchwere Zeiten gehabt und ſind damit fertig geworden? Das eben iſt es ja, was

die Heimat gibt. Ein Beiſpiel gibt ſie uns und lehrt uns, auch unſerer Kraft etwas zuzutrauen. Im übrigen iſt der Herrgott auch noch da. Das ſage ich. — — —

*

Nun bin ich fünfundſiebzig Jahre, und du ſagſt immer, das ſei ein ſchönes Alter. Das iſt wahr und iſt es auch wieder nicht. Es kommt ganz auf den Menſchen an, und was ich für einer bin, das weißt du, und deine Frau ſagte neulich, als ich ſie auf dem landwirtſchaftlichen Balle ſo ein bißchen umeinander wirbelte, ich wäre nicht tot zu kriegen.

Bin ich auch nicht. Wenn das zu machen wäre, dann hätten das Zeiten und Leute lange fertig gebracht. Nein, ich bin jung und hoffe, das noch etliche Jährchen zu bleiben, mindeſtens bis mir der Nachbar Tiſchler den Schlafrock abmißt. Das wird hernach der einzige ſein, den ich in meinem Leben getragen habe. Ja ſo, dann bin ich ja eigentlich gar nicht mehr am Leben.

Wie man ſich doch verhaſpeln kann, wenn man alt wird. Nun lachſt du. Ich ſehe es deutlich: Du lachſt. Tu das ruhig. Von mir aus darfſt du es gerne. Das Lachen ſoll geſund ſein, ſagen die Doktors, und man ſoll doch nach der Geſundheit leben.

Es gäbe ganz gewiß mehr geſunde Menſchen, was ich diesmal mehr innerlich meine, wenn ſie ſich das Lachen nicht ſo frühzeitig abgewöhnen wollten.

Alſo da iſt nun nichts zu machen. Ich werde alt. Woran ich das merke? Ja, da ließe ſich etliches

ſagen. Erſtlich einmal: Guck in den Spiegel. Du haſt graue Haare, ich möchte übrigens wiſſen, wie du dazu kommſt, wo das doch in deinen Jahren und Verhältniſſen gradezu ein Betrug iſt, alſo du haſt graue Haare, und ich habe dich doch ſchon gekannt, da du überhaupt noch keine hatteſt. Als ich dich über den Taufſtein hielt, da warſt du ein Kahlkopf. Die Hebamme ſagte, du wärſt „'n wundernſcheenes Kind," aber ich konnte das wirklich nicht finden, ob ich dich auch von hinten und von vorne beguckte. Von hinten, als dich deine Mutter, meine Schweſter ſelig, ausband. Offen geſtanden, da haſt du mir von vorne immer noch beſſer gefallen, obwohl da, wie geſagt, auch nicht viel dran war. Nun haſt du graue Haare.

Zweitens haſt du eine Frau und haſt Kinder. Mit denen ging mir das übrigens wie mit dir, bloß daß einmal du ſagteſt, es ſei ein hübſches Kind, und das andremal ſagte das deine Frau. Bei den Mädeln du, bei den Jungen deine Frau. Und die Jungen waren immer „deiner Frau wie aus dem Geſichte geſchnitten," die Mädel dir. Ich habe das kein einzigmal gefunden, aber ich habe ja geſagt. Bei dem dritten Kinde hatte ich die Sache ſchon los, ſagte das von ſelber und habe das ſo gehalten wie das vierte, fünfte und ſechſte kam. Jedesmal hat deine Frau dazu gelächelt und genickt. Ich habe ihr eine Freude gemacht, und warum ſollte ich das nicht, wo ſie doch ſo treulich dafür geſorgt hat, daß ihr nachholtet, was ich verſäumte.

Sieh, an all dem *könnte* ich merken, daß ich

alt werde. Daran merke ich's aber nicht. Bei Lichte beſehn werde ich mit jedem jungen Geſchöpf, das in der Wiege liegt, auch wieder jung. Gott ſei Dank, daß ihr bloß ſechſe habt. Wie jung hätte ich werden müſſen, wenn das noch ein Weilchen ſo fort gegangen wäre!

Nein, ich merke das an ganz was anderem, daß ich alt werde. Ich merke das daran, daß ich mein Leben aufgeſchrieben habe.

Ich habe keine Weltreiſe gemacht, bin kaum von meiner Klitſche weggekommen bis auf die paar Reiſen nach Weimar und ſo, ſonſt höchſtens zum Wieſenmarkte, habe alle Tage, die der Herrgott werden ließ, dasſelbe Bild vor Augen gehabt.

Dasſelbe Bild! Wie man bloß ſowas ſagen kann. Es iſt ja niemals dasſelbe geweſen, immer ein bißchen anders, bloß von einemmale zum andern ähnlich.

Vier Stunden weit kann ich von meinem Fenſter aus ſehn, und es ſind immer noch achtzehn Dörfer und zwei Schlöſſer, die ich ſehe, und von rechts greift ein ſpitzer Turm in den Himmel hinauf, und der ſticht nun ſchon fünfhundert Jahre in die Wolken.

Wer meint, es ſei immer dasſelbe Bild, der verſteht nichts. Nicht ein einzigesmal haben in den faſt fünfzig Jahren, die ich in Wolfenhagen bin, die Wolken wieder ſo am Himmel geſtanden, wie ſie das einmal taten, und nicht ein einzigesmal ſind Licht und Schatten gleich hell oder dunkel, gleich breit oder ſchmal geweſen. Ganz abzuſehn von dem Ungewöhnlichen.

Wie da über dem Fluſſe drüben in einer Gewitter-

nacht ein Brand nach dem andern auflohte, vier im ganzen, und wie das Hagelwetter Anno neunzig im Juli heraufgezogen kam, und ich ſagte: Leute, bewahre uns Gott. Das will hageln. — Hernach konnte das Wetter nicht über den Fluß, und als es vorüber war, da war drüben alles weiß, und hüben ſtand Halm bei Halm grün und geſund, und jede Ähre betete ein Vaterunſer.

Von dem Frühling und dem Sommer gar nicht zu reden und von dem weißen Winter.

Ich bin vorwärts gekommen, aber das iſt weiter kein Verdienſt von mir. Bloß ein bißchen Pfiffigkeit, viel Arbeit und des Herrgotts Gnade.

Das iſt wahr: Wenn ich jetzt durch unſere Felder gehe und den Segen wachſen ſehe und ſehe die Scheunen, zwölf Meter lang die eine und achtzehn die andre, dann geht es mir wie dem Jakob, der ſich hernach Israel nannte, dann lüpfe ich meine Mütze, das heißt, ich tu ſo, als müſſe ich mich kratzen, weil's mich beißt und mache ein Geſicht dazu, daß ſich die Kinder verſtecken — und denke bei mir: Herrgott, ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir getan haſt.

Das brauchſt du aber niemand zu ſagen. Ich will mal ruhig der Grobian bleiben, als den ſie mich kennen, bis es aus iſt.

Nun habe ich alſo mein Leben aufgeſchrieben, und es iſt ein richtiges Buch geworden. Das habe ich nicht gewollt. Daß ich es aber getan habe, daran merke ich, daß ich alt werde. Alte Leute werden geſchwätzig. — —

Der Kalender vor mir an der Wand weist den fünften November aus, und unter der Zahl steht das Wort: Dem Aufrichtigen läßt es Gott gelingen. Ein gutes Wort. Mir ist viel im Leben gelungen. Kommt das daher, weil ich aufrichtig war? Wie man das nimmt. Wenn einer pfiffig war und auch einmal die Schlafmütze über den Ohren zu haben schien, während er doch in Wirklichkeit höllisch hellhörig war, dann bin ich das gewesen, aber ich habe nie schwarz gesagt, wo ich weiß meinte und habe nie vor einem Schubsack einen Kratzfuß gemacht und wenn ich damit hätte tausend Taler verdienen können. —

Vor dem Fenster steht der Stettiner Apfelbaum. Als ich ihn gepflanzt hatte, wohnte ich drunten in der Stube, und er warf seinen Schatten nur eben wie einen schmalen Strich auf den Tisch. Heute hält er euch die Stube auch am heißesten Sommertage schattig und kühl, nimmt euch allerdings auch die Aussicht. Weil die mir aber soviel wert ist, bin ich heraufgezogen in das Erkerstübchen und sehe nun über den guten Baum hinweg ins weite Land.

Was ist das schön! Es ist ein tüchtiger Schnee gefallen. Ich schätze, daß er gut einen Fuß hoch liegt. Die Sonne kommt nicht recht auf, aber sie bringt doch soviel fertig, daß ein feines Glänzen über der Nähe liegt, und in der Ferne dann und wann ein heller Schein aufspringt. Der Wald langt aus den Tälern herauf, still und ernst und hübsch weiß getupft. Die Rauchfahnen steigen in den Morgen hinein, Christian Rausch drischt Bänderstroh, immer

eins, zwei, drei, vier, und es iſt, als gucke Weihnachten aus dem Himmel.

Unſere Dörfer, unſere Dörfer! Was Schöneres gibt es auf der Gotteswelt nicht wieder. Sowas von Frieden und Tüchtigkeit und geruhſamer Kraft und Herzenseinfalt. Wer uns den Geiſt der Unruhe in unſere Dörfer trägt, der müßte erſäuft werden, da, wo das Meer am tiefſten iſt. Wenn ich den Kopf aus dem Fenſter ſtecke, und die Naſe links wende, dann ſehe ich den Gottesacker. Der hat ſchon immer was Trauliches gehabt. Seit wir aber die Lebensbäume pflanzten und die acht Hängebirken und die drei Bänke aufſtellten, iſt er richtig zum Garten geworden. Es ſollte was Grausliches haben, da in der Erde zu ſchlafen? Der Gedanke iſt mir nie gekommen. Ich ſehne mich nicht danach, hinzukommen, aber wenn das mal ſoweit iſt, dann, denke ich, iſt es grade ſo, als wenn meine gute Mutter ſagte: Nun, mein Junge, wollen wir ſchlafen gehn. — — —

Es iſt in den böſen Jahren vieles anders geworden. Macht unſere Abende auf dem Anger wieder lebendig. Das gibt Zuſammenhalt, und mir iſt der g u t e Menſch mehr wert als der k l u g e.

Gott helfe unſern Bauern zu rechten Freunden. Gegen ihre Feinde wehren ſie ſich ſchon. Er helfe ihnen zu rechten Freunden. Zu ſolchen, die ſie ſo lieb haben, daß ſie ihnen die Wahrheit ſagen, und daß ſie erhalten, was unſeres Bauerntums Kern immer geweſen iſt: Schlichtheit und ein fromm Gemüt.

GUSTAV SCHRÖER

Gottwert Ingram und sein Werk

Roman

5.—7. Tausend. 320 S. Geh. M. 4.—. In Leinenband M. 6.—

„Gottwert Ingram, erdgebundener Bauer, ein Held von bezwingender Größe, wird selbst der Totengräber seines geliebten Heimatdorfes. In feiner Abstufung, in rechter Verteilung von Licht und Schatten gibt der Dichter ein farbiges Bild dörflichen Lebens. Die packende Handlung fesselt den Leser von der ersten bis zur letzten Zeile, denn ungewöhnliche Ereignisse und seltsame Menschenschicksale vereinigen sich zu einem großzügigen Gemälde." Allgemeine Zeitung

Die Flucht aus dem Alltag

Ein Buch der Erinnerung

12.—14. Tausend. 318 S. Geh. M. 4.—. In Leinenband M. 6.—

„Dieses Buch ist die Geschichte einer Ehe, einer Familie, ja vielleicht ist sie hier und da gar ein wenig Lebensbekenntnis des Dichters selbst, strahlt aus ihm doch immer wieder der Abglanz seines starken Innenlebens. Schaffen, schaffen, schaffen! Und dabei die Flucht aus dem Alltag offen halten. Wahrlich ein Buch, das Freude, Erquickung und Belehrung zugleich ist." Sächsische Heimat

Der Brockhof und seine Frauen

Roman

5.—7. Tausend. 322 S. Geh. M. 4.—. In Leinenband M. 6.—

„Das Buch ist mit Hebbelscher Kraft geschrieben. Tiefste Nacht im Schicksal der Brocks, eines mit jahrhundertalter Tradition belasteten und durch schweres Geschick verhärteten Bauerngeschlechts. Daneben stellt der Dichter das reine unverbildete Menschentum der lebensstarken Christliebe Bergmann, die ihr Kind am grauen Moor erzieht und in und mit der Natur ihr tatenfrohes Leben führt. Der Ausklang ist eine gewaltige Sinfonie von Naturgewalt und Menschenschicksal."

Berliner Morgen-Zeitung

GUSTAV SCHRÖER

Die Bauern von Siedel

Roman

399 S. Geheftet M. 3.60. In Leinenband M. 5.—

„Schröer kennt das Volk auf dem Lande wie kein anderer. Was der Dichter in den Bauern von Siedel gestalten will, ist ein schweres historisches und volkswirtschaftliches Problem. Die Schuld des deutschen Bauerntums und die Schuld am deutschen Bauerntum, so könnte der Roman überschrieben sein." Literarisches Zentralblatt

Die Leute aus dem Dreisatale

Roman

12.—14. Tausend. 362 S. Geh. M. 4.—. In Leinenband M. 6.—

„Ein ernstes Lied vom inneren Werden des Menschen. Vom Suchen nach Gott und vom Heimfinden in einer alles umfassenden Liebe. Ein Buch vom wahren Menschentum. Krieg und Revolution haben in vielen Herzen Wertvolles verschüttet. Dieses Buch gräbt es wieder aus." Leipziger Neueste Nachrichten

Der Hof im Ried

Roman

6.—9. Tausend. 193 Seiten

In Halbleinenband M. 2.—. In Halbfranzband M. 4.—

„Ein selbstgewolltes tragisches Sicherlösen aus der seelisch zermürbenden Pein sozialer Vereinsamung und Verfemung durch Engherzigkeit und Klatschsucht, — das ist im wesentlichen der Inhalt dieser schönen neuen geistigen Schöpfung Schröers. Die Darstellung ist voll dramatischer Bewegtheit, knapp, ohne epische Breite." Landwirtschaftliche Presse

IG

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS

WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

SEP 8 1942

2Dec'53SS

NOV 2 9 1953 LU

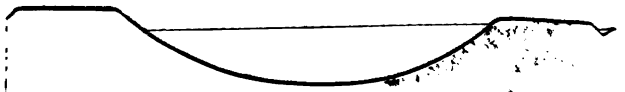
16Nov'60PM

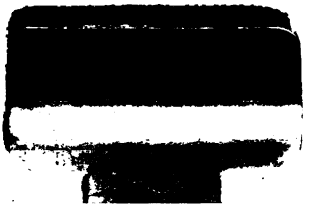
REC'D

NOV 0 1960

LD 21-100m-7,'40(6936s)

YB 50358



775909

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY